

# ALEMANNIA

Zeitschrift für alemannische und  
fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst  
und Sprache

---

Begründet im Jahre 1873 von † Anton Birlinger.  
Fortgeführt im Jahre 1892 von Fridrich Pfaff.



— Band 42 —

1915

Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld  
Freiburg im Breisgau

**Für den Inhalt ihrer Aufsätze sind die Verfasser verantwortlich.  
Abdruck aus dieser Zeitschrift ist nur mit besonderer Genehmigung der  
Schriftleitung und der Verfasser gestattet.**



# Inhalt

## Heft I

Seite

Geh. Hofrat Prof. Dr. <b>Jakob Wille</b> , Bibliotheksdirektor in Heidelberg: <b>Gottfried Nadler</b> . . . . .	1—7
Dr. <b>Richard August Keller</b> , Heidelberg: <b>Aus der katholischen Pfarrgeschichte von Heiliggeist zu Heidelberg</b> . . . . .	8—17
Kaiserl. Rechnungsrat Dr. <b>D. Häberle</b> , Heidelberg: <b>Badische Kolonien in Südrussland</b> . Mit zwei Kartenskizzen . . . . .	17—40
Prof. <b>Oskar Herrigel</b> , Karlsruhe: <b>Nachtrag zu „Anton Rindenschwender“</b> . Mit einem Bilde . . . . .	40—44
<b>Lieder und Volkssprüche aus der Umgebung von Kandern</b> . Gesammelt von den Hauptl. <b>Kettnacker-Marzell</b> u. <b>Sänger-Holzen</b> . Herausg. von Hauptl. <b>H. Wissmeier-Feuerbach</b> . . . . .	44—49
Frau Dr. <b>Erna Fehrle</b> , Heidelberg: <b>Eine Wandlung des Liedes vom Eisenbahnunglück</b> . . . . .	49—51
Dr. <b>August Bernoulli</b> , Basel: <b>Noch ein Lied vom Bauernkrieg</b> . . . . .	51—54
Prof. Dr. <b>Fridrich Pfaff</b> , Freiburg i. B.: <b>Aus der Not Breisachs bei der Belagerung im Jahre 1638</b> . . . . .	54—58
Von demselben: <b>Hans Michel Moscheroschs Vorrede zu Jakob Wimphelings Germania</b> . . . . .	58—62
<b>Rosa Hagen: Emmendingen als Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea</b> . Besprochen von Hauptmann z. D. G. von Graevenitz, Freiburg i. B. . . . .	62—63
Voranzeige von <b>O. Meisinger</b> , <b>Volklieder aus dem badischen Oberland und Oberländer Volkliederbuch</b> , und einer <b>Badischen Flurnamensammlung</b> . . . . .	63

## Heft II

Pfarrer <b>Kurt Blum</b> , Steinen im Wiesental: <b>Die Einnahme Freiburgs durch Herzog Bernhard von Weimar 1638</b> . . . . .	65—79
Oberlehrer <b>E. Herr</b> , Mülhausen i. E.: <b>Der Bürgerkrieg zu Mülhausen im Elsass 1587, Finingerkrieg genannt</b> . . . . .	80—113
Professor Dr. <b>Ferdinand Rech</b> , Offenburg: <b>Römische Kaiser an der Donauquelle</b> . . . . .	114—120
Pfarrer Liz. <b>Rudolf Wielandt</b> , Niedereggenen: <b>Ein lustiges Spottlied vom Jahr 1849 aus dem Eggener Tal</b> . . . . .	120—124
<b>H. Marzell: Die Tiere in deutschen Pflanzennamen</b> . Besprochen von Apotheker W. Zimmermann, Freiburg i. B. . . . .	124—125
<b>K. H. von Lang: Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth, I</b> . Besprochen von Lehramtsassessor F. Schwarz, Büdigen . . . . .	125—126

## Inhalt

	Seite
<b>F. Schön: Betreffend die ost- und südfränkische Mundartdichtung</b> . . . . .	126
<b>Dr. E. Waldner: Kurzer Überblick über die Geschichte von Colmar.</b> Besprochen von Prof. F. Pfaff, Freiburg i. B. . . .	126—127
<b>A. Pfeffer: Vom Kaiserstammland Hohenzollern.</b> Besprochen von Dr. G. Hebeisen, Freiburg i. B. . . . .	127—128
<b>M. Koch: Kohlraisle, und M. Lang: Kirbekucha.</b> Besprochen von Dr. R. Kapf, Göppingen . . . . .	128

## Heft III

<b>Professor Dr. Fridrich Pfaff, Freiburg i. B.: Die Beschießung Breisachs durch die Franzosen vom 15. bis 19. September 1793</b> . . . . .	129—140
<b>Dr. iur. Rudolf Blume, Freiburg i. B.: Geschichte des Gasthauses zum „Löwen“ in Staufen im Breisgau, der Stätte des Untergangs des geschichtlichen Faust.</b> Mit zwei Abbildungen . . . . .	141—157
<b>Virgil Moser, München: Über Sprache und Orthographie Fischarts</b> . . . . .	158—174
<b>Apotheker Walther Zimmermann, Freiburg i. B.: Mundartliche Pflanzennamen aus Baden. A—E</b> . . . . .	175—189
<b>Professor Dr. Fridrich Pfaff, Freiburg i. B.: Zum Tode Bernhards von Weimar</b> . . . . .	189—191
<b>Aus dem zweiten Bericht der Kommission für die Herausgabe von Wörterbüchern bayerischer Mundarten</b> . . . . .	191—192

---

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: **Zimmermann**, Mundartliche Pflanzennamen aus Baden, Fortsetzung. — **Eggler**, Der Waldstetter Mord und die letzte Hinrichtung in Walldürn. — **Hildenbrand**, Volksüberlieferungen von Walldürn. — **Kurfess**, Ausons Gedichte auf Bissula. — **Rottenkolber**, Drei Orte namens Kempten. — **Reinfried**, Auszug aus den Hexenprozess-Protokollen des Amts Bühl. — **Blume**, Die Sagen von Dr. Faust in Staufen. — **Groß**, Kirchliche Ortssitten in Hüffenhardt. — **Schön**, Geschichte der mittel- und niederfränkischen (rheinländischen) Mundartdichtung. — **Pfaff**, Bernhards von Weimar Sieg bei Rheinfeldern; Sage und Geschichte von den Suggentaler Bergwerken; Hausmarken von Siensbach; Burg Landeck; die Roggenbacher Schlösser; die Sagen von der weißen Frau in Baden; Kloster Günterstal; der Ritter von Stauffenberg; der Kastelberg bei Sulzburg. — Außerdem wird die „Alemannia“ stets die reiche und anziehende **Geschichte von Alt-Breisach** pflegen.

Sendungen für die „Alemannia“ wolle man richten an: **Prof. Dr. F. Pfaff**, Freiburg im Breisgau.

**Gottfried Nadler.** Rede, gehalten am Nadler-Denkmal in Heidelberg zur Feier des hundertsten Geburtstages des Dichters am 19. August 1909 von Jakob Wille.\*

**E**infach und schlicht ist die Feier, die uns heute um das Denkmal eines Mannes versammelt, dessen Leben und Dichten in den Blättern unserer nationalen Literaturgeschichte keinen Platz hat. Von seinen äußeren Verhältnissen wissen wir kaum mehr als von vielen, deren Namen auf halbversunkenen Grabsteinen vergangener Tage in Sturm und Wetter verblasst sind. Seine Sprache, in der er gedichtet hat, ist nur einer kleinen Volksgemeinde vertraut; der große Strom der Menschen, der Tag für Tag an diesem Denkmal vorüberflutet und kurzen Halt macht, steht einer ihm fremdartigen Figur gegenüber. Es ist kein Unglück, dass auch die Wissenschaft an Gottfried Nadler vorübergeht, vor deren Kritik er gesichert ist, deren weisheitsvoller Hilfe er nicht bedarf, um verstanden oder auch missverstanden zu werden. Denn Gottfried Nadler steht uns allen, die wir das Andenken seines hundertsten Geburtstages heute feiern, klar und deutlich ins Herz geschrieben. Nicht die Wissenschaft, aber Sinn und Herz des Volkes verstehen ihn, und die Pfälzer lieben ihn, weil sie in den genialen dichterischen Zeichnungen des Mannes sich selber wiederfinden. Mag dieser Spiegel auch manchmal der Kugel gleichen, die in grotesken Zügen das Bild des Beschauers zurückwirft – der gute Humor des pfälzischen Volkes, dessen rege Phantasie so gerne selber Karikaturen schafft, freut sich erst recht der köstlichen Bilder, lacht wieder fröhlich hinein in diesen Spiegel und sagt nicht gleich grob wie Nadlers Andon zu seinem Maler: „Der soll mer's bleibe losse, 's Borträschmiere!“ Der helle Kopf des Pfälzers erkennt den tiefen Ernst und die verborgene Wahrheit auch in der Travestie des Lebens.

\* Die in der letzten Zeit vielfach gewünschte, bisher nur in Heidelberger Ortszeitungen veröffentlichte Rede wird hier zum Zweck ihrer verdienten Erhaltung und Verbreitung nochmals abgedruckt. P.



Gottfried Nadler, der Sohn unserer Stadt, war nach Familie, politischer Richtung und mit seiner reichen und klassischen Bildung eine aristokratische Natur, die in ihren feinen Zügen auch an diesem nach einem Porträt geschaffenen Denkmal zum Ausdruck gekommen ist. So wenig aber Bildung ein Grund ist, auf das Volk herabzusehen, so wenig ist sie ein Hindernis, zum Geist und zum Herzen des Volkes zu dringen. Es ist vielmehr ein Mangel allgemein menschlicher Bildung, das Volk nicht zu verstehen. Der junge Heidelberger Advokat aber stand schon seinem Berufe nach mitten unter ihm. Er hat seine Sprache gesprochen, hat sein Seelenleben in allen Regungen beobachtet und aus dem Pfälzer Volksleben heraus alle die uns so vertrauten Figuren geschaffen, dass sie uns nicht wie dichterische Gestalten erscheinen, sondern wie aus dem Boden gewachsen, von der Natur gebildet vor uns stehen, lebenswahr und plastisch. Man merkt kaum, dass der Dichter selbst mit schalkhaftem Lachen hinter der Menge steht.

Es war eine arme, trübe Zeit, da Gottfried Nadler seine vielfach durch politische Satire inspirierten Figuren zeichnete, unter dem kleinlaut verklingenden Lärm der kleinen revolutionären Helden. Kein frischer Luftzug bewegte die politische Welt und eng und dürftig spielte sich auch das wirtschaftliche und soziale Leben Heidelbergs ab. Das war die gute alte Zeit, da noch die Bürger in stiller Beschaulichkeit in den engen Gassen und Häusern zusammensassen, ein jeder sich seine eigene Welt schuf, und da man Zeit hatte, sich selbst zu betrachten, ein jeder sich für eine wichtige Person hielt und überzeugungsvoll von sich sagte: „Ich bin doch der Gescheidtscht von alle“. In diesem Gesichtskreis wachsen sich die Originale aus, in Pfälzer Luft und bei Pfälzer Wein, von ganz besonderer Art. Es brauchte nur einer zu kommen und eine Karikatur daraus zu machen. Und Gottfried Nadler kam. Da sitzen seine „Burgermeeschter“ in ihren „Lahnsesseln“ und haben noch Zeit, mit „Umstand“ ihre Stadt zu regieren und nichts unprotokolliert geschehen zu lassen. Es geschieht alles mit Umstand, auch das Feuerlöschen und sogar die Frauenzimmer wie die Tante Schlemmelmann haben ihren besonderen, nicht immer aristokratischen Umstand.

Da marschiert er einher mitten im tiefen Frieden, in Gedanken an den Soldatentod, der martialische „Bürgergranadier“, dessen Vater schon an einer verschluckten „Faschtebretzel“ den Helden-

tot gestorben ist. Dabei ein geduldiger Mann, an dessen Stachelbart der ausgelassene Student ungehindert sein Feuer anzündet. Wie sind sie gezeichnet, diese Heidelberger Grenadiere, die sich vor dem Pulver und Feuer nicht fürchten,

Spauzdeifel knotsche aus de üwrigge Batrone  
 Un drunner nein gebrennde Kaffeebohne,  
 Dass 's nor recht pratzle soll!

und dabei „'m Wert sein Disch“ verbrenne. Sie kennen sie, diese und andere Geschichten. Liegt so auch in der Karikatur ein Stück vom alten Heidelberger Stadtbild in vielen Gedichten Nadlers verborgen, so sind sie aber noch lange kein Denkmal vergangenen Volkstums. Dass wir ihn feiern, ist ja gerade ein Beweis dafür, dass seine Pfälzer auch heute noch lebendig sind und wir uns nicht an Antiquitäten ergötzen, die wir in der städtischen Sammlung besser genießen können, sondern an uns selber. Die Welt zwar ist inzwischen anders geworden, der Donner der Reden eines Hecker und Struve ist längst verstummt, und die Bürgergrenadiere sind nur an Fastnachtstagen noch zu sehen. Aber die Menschen sind geblieben mit all' ihren Fehlern und Schwächen. Die Kultur, die unbarmherzig über das Alte hinwegschreitet, hat trotz fremden Einflusses auch das Pfälzer Volkstum nicht zerstören können. Auch die Pfälzer Originale sind nicht ganz ausgestorben und leben noch, so wie Nadler sie uns gezeichnet hat. Freilich, im hochdeutschen Sprachgebiet der vornehm gewordenen neuen Stadtviertel sind sie nicht zu finden. Wie einstens leben und trinken, lärmern, singen und räsonnieren sie in den engen Gassen, im Gewinkel der alten, traulichen Stadt, auf dem fröhlichen offenen Markte, wo noch die echten Vertreterinnen der Gardinenpredigten zu Hause sind, vor deren kräftiger Rede der Größenwahn manch eines Hackstrumpfes zuschanden wird. Manch pfälzischer Patriot ist auch heute noch voll hoher Politik, wenn er den „Klowe im Maul“ und bei der „Pris Duwak“, wie der Bürgergrenadierhauptmann, in vielleicht goldner „Dus“, in der behaglichen, raucherfüllten Stube im Schnokeloch oder anderswo, an den weltbewegenden Fragen hinten in der Türkei lauten Anteil nimmt oder als überzeugter Prophet für die künftigen Wahlen „dischkeriert“. Und wer von uns hat „fürs große Vadderland“ noch keinen Zweckrausch mit nach Hause gebracht, wo nur das Mittel zum Zweck unverstanden bleibt? „Stehe fest, mein Vadderland“, singt der gesinnungs-



tüchtige, weinselige Bürger auch heute noch, wenn auch die vaterländische Erde unter seinen Füßen schwankt. Der echte, laute Pfälzer, der gerne treuherzig in Revolutionen macht, der disputiert und appelliert, über Bürgermeeschter und Ratsherren räsioniert, wenss nicht nach seinem Kopfe geht und die Umlagen höher werden, lebt unter uns wie zu Nadlers Zeiten. Mancher sieht den Tag kommen, da er selber im „Lahnsessel“ des Rathauses sitzt, um die Welt mit ihrem Budget und Defizit zu reformieren. „Ich werr was redde künftig, eh' ich zahl!“ Und sehen wir nicht die zufriedene Figur des „Partikükeljeh“, der jetzt, da ihm „die Händ' nimmehr mim Schaffe weh“ tun, von seinem neugebauten „Balkan“ herab die Welt verachtet und dabei anspruchslos mit der ungewohnten gesunden Luft, die er „uf so me Balkan genießt“, zufrieden ist? Ich weiß nicht, ob „die hochdeutsche Nähdersmädle“ in der Stadt akademischer Bildung noch vornehmer geworden sind, als in der guten alten Heidelberger Zeit und sich vielleicht auch hier mit dem Fortschreiten der Kultur der alte Neckarschleim mit echtem Spreewasser vermischt hat. Unsere Heidelberger Bäckermeister haben zwar ihr „Verhängnis“, das sie vor sich herschleppten: „die Bäuch, die dicke Bäuch“ vielfach abgelegt und sich dem Gewichte ihrer Berufsprodukte entsprechend leichter umgeformt. Aber die alten Pfälzer mit ihren freundlichen und weinfröhlichen Gesichtern sind geblieben. In ihren behaglichen Stuben, wo auf den Ladenbrettern die Reste ihrer Zunftartikel vertrocknen, macht auch der Weinkrug noch ohne Rast und Ruh' seinen Weg zum Keller. In diesen Zufriedenheit atmenden Sitzen der Bürger lebt noch die Gemütlichkeit der alten Zeit, und die Originale gehen noch aus und ein wie zu Nadlers Zeiten. Und wie sollte Gottfried Nadler, der in frohem Kreise gerne auch in das Weinglas hineinsah, dem „e schwerer förchderlicher Traam vun Wasserkura<sup>n</sup>stalde“ so viel Angst und Schrecken gemacht hat, unberührt geblieben sein von dem Geiste und der poetischen Kraft, die im vornehmsten Erzeugnis der gottgesegneten Pfalz liegt? Wie hat er mit seinem weinseligen feinen Humor den Rausch verherrlicht, den „Sarras“ und den „Dambes“! Echte deutsche, nur im Pfälzer Geist klingende Lieder, voll Gemüt und jugendlicher Kraft, bei aller Frohsinn schäumenden Derbheit doch frei von gewöhnlicher Denkart, immer auf der Grenze, wo auch dem Rausch auf seinem Zickzackwege Humor und Anstand bleibt. Wie weiß er in dieser

Stimmung oft mit ein paar Zeilen ein ganz echt pfälzisches Stimmungsbild Alt-Heidelbergs zu schaffen: 's is Nacht, die Leut' sind voll"! Eine ganze, uns allen so verständliche Situation wird da lebendig, wie dieselbe immer wieder erlebt wird und auf diesem Boden selbstverständlich ist. Man sieht dabei die verständnisvolle Ev im Hintergrunde vor sich, die, wol ahnend, was kommen mag, ihrem ausziehenden Gatten nachruft: „Mach's nor gnädig, dann er werft, der neue Wein!“

Nadlers Weinlieder gehören zum schönsten, was seine Poesie geschaffen hat, und ich wundere mich, dass sie nicht schon längst in Musik gesetzt, von den sangesfrohen Pfälzern gesungen werden! Ein Stück pfälzer Philosophie, die beim Glase Wein auch über Wesen und Zweck der Dinge nachdenkt, lebt auch in Nadler:

's muss was Bsunnens in de Rewe laihe,  
Dass mar vun dem Bau nit losse kann.

Mit welchem echt pfälzer Humor löst sich dieser frohe Denker jede Frage, die vor dem Heidelberger Fasse sich ihm aufdrängt!

Warum is's Heidelberger Fass  
Dann wol so lodderleer?  
„Ei, weil der Wein gedrunke is, —  
Wo käm das annerscht her?“

Schließlich ist der liebe Herrgott selber an diesem Unglück schuld, weil er „die Süßigkeit un's Feuer neingebrocht“.

So bischt Du, lieber Herrgott, schuld,  
Dass 's große Fass is leer;  
Drum mach den Schade widder gut,  
Schaff's voll uns widder her!

Aus dem Glase perlenden Weins heraus, da erwächst dem pfälzer Dichter ein gutes Stück Heimatsliebe, der Stolz und die Freude, ein Sohn dieser Erde zu sein, zugleich aber auch das Bewusstsein, dieses Vorzuges wert zu sein, weil man den Wein nicht allein trinken sondern auch vertragen kann: „Zwee und zwanzig Schoppe Wein“, sagt Nadler. Das ist echt pfälzisch, schon weil es imponieren soll und auch gar nicht wahr ist:

Zwee und zwanzig Schoppe Wein,  
Un war nüchtern wie en Fisch,  
Klor im Kobb un hell un frisch,  
Dann bin ich e Kind vum Rhein.



Und diese Freude am Rhein, der in stolzer Macht und Schönheit pfälzer Land durchströmt und dem Pfalzgrafen seinen Heimatsschein gab! Wie kommt diese Stimmung voll Romantik, Frohmut und Weinlaune bei dem Dichter zum Ausdruck! Der Pfalzgraf ist ein gnädiger Herr und gönnt dem Rheine die Herrschaft in seinem Land: „Mach er sich so breet als er kann“, sagt er zu ihm. Der Pfalzgraf ist aber auch

E fröhlicher Mann,  
 Der baut an die Berg hin sein Wein,  
 Der baut sich e Burg, un die Burg is sein Schtolz,  
 Un baut aach en Dum, un der Dum is vun Holz.

Da wächst die frohe Andacht des Pfälzers vor diesem Dom, wie sie an großen Festtagen über uns selber schon gekommen ist, wenn der pfälzer Dom recht gefüllt war.

Gott grüß dich, du runder, dickbauchiger Dum,  
 Gebaut vum Pfalzgraf bei Rhein!  
 O! wär ich geweiht doch zum geischtliche Schtand!  
 O! wär ich erkore als Dumdechant!  
 Do hädd ich en Krahne als Schlüssel zum Wein,  
 Un Amt un Gewalt bei dem Dum.

Ist das nicht echte Pfälzer, echte Heidelberger Poesie? Gottfried Nadler braucht auch vor Scheffelscher Muse seine eigene nicht zu verhüllen. Auch viele Verehrer und Freunde Nadlers kennen ihn noch nicht ganz. Man sieht zu leicht den derben Humoristen in ihm, man sucht nur nach seinen Bürgergeneralen und seinem brennenden Hutzelwald und überschlägt die kleinen Gedichte, aus denen der ernste, treuherzige, sinnige und seelenvolle Sohn der Pfalz zu uns spricht. Er ist der echte Volksdichter, der in Leben und Sitten, in Sagen und Lieder des Volkes tief hineingeschaut, sie in sein Inneres aufgenommen hat und daraus widerklingen lässt in einem Lied, das reif zum Volkslied ist. Denken sie an den „Jettaschteen“ mit seinem geheimnisvollen Bann, an die ergreifende Sage vom Geist, der in der „Ghannsdagsnacht“ eine lebendige Seele im Neckar sucht! Nehmen Sie in diesen Tagen, da Sie unsern Nadler in der Erinnerung würdig feiern wollen, doch auch alle diese stimmungsvollen Gedichte in sich auf, sonst kennen Sie unsern Dichter nicht in dem ganzen Reichtum seines Innern!



Und gedichtet hat Gottfried Nadler in der Sprache seiner Pfalz, dem pfälzer Dialekt, wie er auch in seinen verschiedenen Abweichungen der lebendigste Ausdruck des pfälzischen Volksgeistes und Volkscharakters ist. Entkleiden Sie diese Figuren Nadlers ihrer Sprache, so verlieren Sie zugleich auch ihre Seele. Lebendig, flüssig, bildsam, sich immer umbildend, ohne ihren Grundcharakter zu verlieren, fähig, immer neue Bilder zu gestalten und in der Phantasie und dem Humor des Volkes gerne auch zur Karikatur zu werden, ist diese Sprache. Es ist die Sprache, die auch die treueste Tochter unserer Pfalz, die brave Liselotte, gerne gehört hat und sprechen konnte. Teuere Laute, die ihr in weiter Ferne das Glück der alten Heimat lebendig erhielten. Die auf der Höhe der ersten höfischen Gesellschaft jener Tage stehenden Frau hat sich ihrer heimatlichen Sprache nicht geschämt. Noch lebt wie damals das fröhliche, humorvolle Volk am Fuße des Schlossberges und wahrt und pflegt seine Eigenart, und unvergessen, immer von neuem beliebt, lebt Gottfried Nadler unter ihm.

Wenn aber heute, an seinem hundertsten Geburtstage, die Stadt Heidelberg einen Ehrenkranz am Denkmale ihres Sohnes und pfälzer Dichters niederlegt, so ist das ein Zeichen des Dankes, der überall freudigen Widerhall findet, so weit die pfälzische Zunge klingt.

Lassen Sie mich aber diesen Dank in Nadlerschem Geiste in die Worte zusammenfassen, die er selber den Jäger Daniel ausrufen lässt:

„Hoch fröhlich Palz und pälzer Sproch, un pälzer Lewe — Gott erhalt's!“.

# Aus der katholischen Pfarrgeschichte von Heiliggeist zu Heidelberg.

Von Richard August Keller.



Über der ältesten Geschichte von Heiliggeist liegt noch ein wenig durchsichtiger Schleier. Wir kennen aus dem Jahre 1196 einen Prediger von Heidelberg, namens Konrad<sup>1</sup>, und in Schönauer Urkunden wird im Jahre 1239 die *Ecclesia Sancti Spiritus* ausdrücklich genannt<sup>2</sup>. Die Geschichtsschreiber der Pfalz glauben aber insgesamt, dass in dieser Zeit Heiliggeist nur eine Kapelle gewesen sei und somit eine Filiale zu der bis zu Karl dem Großen zurückdatierten St. Peters-Kirche, der Pfarrkirche des Dorfes Bergheim oder Bergen<sup>3</sup>. In dieser Filialstellung war sie noch, als 1386 am St. Lucaetag (d. i. am 18. Oktober, dem Feste des Evangelisten Lukas) die neugegründete Universität durch ein feierliches Hoch-

<sup>1</sup> Fried. Pet. Wundt: *Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg*. Mhm. 1805, S. 71.

<sup>2</sup> Joh. Goswin Widder: *Versuch einer vollständig geographisch-historischen Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine*. I. Teil. Frkf. u. Lpzg. 1786. S. 134. Vgl. auch E. M. Leupold: *Kurzgefasste Beschreibung und Geschichte der heil. Geistkirche*. Heidelb. 1853. S. 16 ff. Leupold nennt die Stelle der Schönauer Urkunde die erste Nachricht von Hl. Geist.

<sup>3</sup> In Kriegers *Topographischem Wörterbuch* (Heidlb. 1903. Bd. I, Sp. 894) hat der Mitarbeiter streng die *Ecclesia sancti spiritus* von der *Capella sancti spiritus* geschieden, als ob es sich um zwei Kirchen handelte. Das ist zweifellos unrichtig: die erste Urkunde im *Urkundenbuch der Universität Heidelberg* (herausg. von E. Winkelmann 1886) erzählt, dass 5 Briefe von Ruprecht d. Ä. in einer Truhe in *capella sancti spiritus* niedergelegt worden seien, und dass in *ecclesia sancti spiritus* zur Eröffnung der Universität am St. Lukastag ein Gottesdienst abgehalten wurde. Nichts deutet aber darauf hin, dass es sich hier um zwei Gotteshäuser handeln könnte. Beide Ausdrücke scheinen ohne scharfe Scheidung in Anwendung gekommen zu sein: *ecclesia* als der allgemeinere Begriff, *capella* vielleicht weniger zur speziellen Charakterisierung der Abhängigkeit, als besonders der äußeren Kleinheit des Kirchleins. Erst 1413 machte dasselbe einem größeren Neubau Platz, der uns noch überkommen ist; 1401, nachdem Heiliggeist bereits selbständig ist, findet man in einer Urkunde des Rektors Heinrich von Hessen (*Urk.-Buch I*, S. 78, Nr. 53) und letztmals 1410 in einem Statut der Universität über die Vergebung der ihr gehörigen Pfründen (*Urk.-Buch I*, S. 105, Nr. 67) die Bezeichnung *capella*, und doch lassen gerade diese Stellen keinen Zweifel zu, dass es sich hier um unsere Heiliggeistkirche handelt. Nach der Vollendung der neuen großen Kirche (1413) findet sich nur noch *ecclesia*, weil der Deminutivbegriff, der in *capella* liegt, nun keine Bedeutung mehr hatte.



amt in der Heiliggeistkirche eingeweiht wurde<sup>4</sup>. Um die Stadt zu vergrößern, und besonders den immer zahlreicher herbeiströmenden Studenten — vom Ende des Jahres 1386 bis 1390 zählte man 1050 Inskriptionen<sup>5</sup> — bessere Unterkunft gewährleisten zu können, befahl Ruprecht II. 1392 die Eingemeindung Bergheims mit Heidelberg<sup>6</sup>, so dass nunmehr auch St. Peter zu Heidelberg gehörte. Am 5. November des vorhergehenden Jahres hatten Ruprecht der Ältere (II.) und der Jüngere (III.) aus dem Vermögen der Bruderschaft ihres Hofgesindes eine reich dotierte Predigerpfründe „uff den nuenen unser frauwen altar in der absiten vorn an der kore“ gestiftet und einen Beitrag zu dieser Pfründe versprochen<sup>7</sup>. Der 1398 zur Regierung gelangte Kurfürst Ruprecht III. erreichte im folgenden Jahre vom Papst Bonifaz IX. nicht nur eine Schenkung von 12 neuen Pfründen an die Universität, sondern auch die weitere Vergünstigung, dass die Heiliggeist-Kirche in ihrem Verhältnis zu St. Peter durch eine Bulle vom 1. Juli 1400 gelöst ward und ihre Einkünfte durch 4 Präbenden von dem durch Ruprecht I. errichteten Stift zu Neustadt a. d. H. vergrößert wurden<sup>8</sup>. Ruprecht III. ließ nun auch die Kirche selbst baulich vergrößern und sein Nachfolger in der Kur, Ludwig III., vollendete mit dem äußeren Neubau auch den inneren Ausbau der Stiftskirche, indem er am Donnerstag nach St. Jakobstag (d. i. 27. Juli) 1413 eine neue Urkunde ausstellte, in welcher der Kirche ihre Einrichtung bestimmt und sie zugleich mit der Universität verknüpft wurde<sup>9</sup>. Ludwig ernannte sodann aus den Universitätsmitgliedern 12 Canonici und 12 Vicarii, warf den ersteren aus den Einkünften der Stiftskirche ein jährliches Einkommen aus, den Vikaren oder Kaplanen aber wurden besondere Altäre in der Heiliggeistkirche zugewiesen. Von solchen Altären besass diese Kirche damals 4: von der Hl. Dreifaltigkeit, vom Hl. Kreuz in der Kapelle von Unserer Frau, von St. Maria Magdalena und schließlich von St. Peter. Die Canonici waren die Lehrer der Heiligen Schrift Nikolaus von

<sup>4</sup> *Historia et Commentationes Academiae Electoralis scientiarum et elegantiorum literarum Theodoro-Palatinae*. Vol. I, p. 373 ff.: Von der Stiftung und ersten Einrichtung der hohen Schule zu Heidelberg von Christoph Jakob Kremer. S. S. 382, Anm. u.

<sup>5</sup> Dan. Lud. Wundt: *Magazin für die Kirchen- und Gelehrten-geschichte des Kurfürstentums Pfalz*. 3. Bd., S. 286.

<sup>6</sup> F. P. Wundt: a. a. O. S. 72.

<sup>7</sup> *Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins*. 1865. 18, 1, S. 1 ff.

<sup>8</sup> Kremer: a. a. O. S. 380 u. 391 ff.

<sup>9</sup> Kremer: a. a. O. S. 395 ff.

Javer, Heinrich von Homburg und Konrad von Suse, die Lehrer des geistlichen Rechts Johannes Noet, Nikolaus Bettenberg und Heinrich Gulpen, sodann der Pfarrer von St. Peter Wilhelm Eppenbach, zugleich Lehrer der Heiligen Schrift, der Prediger zu Heidelberg Johann von Frankfurt und der Lehrer der Arzneikunde Wilhelm von Daventer, endlich die 3 magistri artium Gerhard Brant von Daventer, Nicolaus von Fulda und Bartolomeus Ulenstrat von Mastrich. Der älteste der Theologen war zugleich Dechant, der erste also Nikolaus von Javer, der älteste Kanonist war gleichzeitig Kustos; das war erstmals Johannes Noet. Starb ein Kanonikus oder wurde sonstwie eine Stelle frei, dann sollte der Rektor der Universität alle Graduierten der Hochschule zusammenberufen, um aus jenem Teile des Lehrkörpers einen Nachfolger zu wählen dem der Abgegangene angehört hatte. Zu Vikaren ernannte Ludwig sodann Heinrich Sedeler und Johann Rypolt aus Handschuhsheim, Heinrich Wysenbach, Syfried von Krakauwe, Friedrich Rynderfelt, Johann Wacker, Rudolf von Alzey, Heinrich Swabach, Paul Sarwart, Johann und Wygand von Homburg und Johann Claman.

Nach Ludwigs III. Absicht sollte diese Verbindung des „Königlichen Stifts“ oder des „Königlichen Kapitels“, wie die Heiliggeist-Kirche und -Pfarrei nun genannt ward, mit der Universität von „ewiger Dauer“ sein, und mit dieser sollte auch das Stift immer mehr erblühen.

Am 10. Februar 1418 errichtete Ludwig III. auf ewige Zeiten noch ein dreizehntes Kanonikat, übergab dasselbe dem Bakkalaureus der Heil. Schrift Johannes Plate, den er gleichzeitig zum Dechanten des Stifts ernannte mit der ausdrücklichen Bestimmung, dass nach dessen Tod der neugewählte Dechant in diese dreizehnte Pfründe einzurücken habe<sup>10</sup>. Merkwürdig ist diese Ernennung zum Dechanten insofern, als Nikolaus von Javer noch lebte und weil 4 Tage später die Stiftsherren von Heiliggeist in domo habitationis venerabilis magistri Nicolai de Jauwer, sacre theologie professoris, senioris canonici capituli regalis ecclesie sancti spiritus in Heidelberg zur Abfassung und Beschwörung der Stiftsstatuten sich versammelten, ohne dass ihr Dechant Plate dabei war; desgleichen fehlen bei den Unterschriften die Namen der beiden Canonici Gulpen und Ulenstrat, wogegen diese Statuten ein Kanonikus Dietmar Treyse von Fritzlar mitunterschrieb. Bei einer zweiten Unterschrift vom gleichen Datum fehlen nicht nur Johannes

<sup>10</sup> Winkelmann: Urkundenbuch der Universität Heidelberg I, Nr. 77, S. 113.



Plate, Gulpen und Ulenstrat wiederum, sondern auch Heinrich von Homburg [Hoenberg?] <sup>11</sup>.

Wenige Wochen nach Abfassung der Statuten unterstellte der neugewählte Papst Martin V. in einer Bulle vom 8. April von Konstanz aus das Stift unmittelbar dem Heiligen Stuhl. Durch die herrliche Büchersammlung und eine Reihe gelehrter Stiftsmitglieder kam Heiliggeist bald in den Ruf des besten und berühmtesten Stifts im ganzen Rheingebiete, wie eine Kölner Stadtchronik erzählt<sup>12</sup>. Von seinen Dechanten dieser ersten Periode werden uns genannt: *Nikolaus von Javer*, der im Jahre 1406/07 Rektor der Universität und 1416 einer ihrer Vertreter beim Konstanzer Konzil war. Er war ein Pole von Geburt und, bevor er nach Heidelberg kam, in Prag an der St. Thomaskirche gewesen<sup>13</sup>. Bis auf Bartholomeus Ulenstrat aus Maastricht sind alle von Ludwig III. erstmals ernannten Canonici bei Heiliggeist ebenfalls Rektoren der Hochschule gewesen, die meisten sogar mehrere Male<sup>14</sup>. Auch *Johannes Truzenbach* von Heilbronn, der um die Mitte des Jahrhunderts viermal an der Spitze der Universität stand, wird 1450 als Dechant dieser Kirche genannt<sup>15</sup>. 1457 ist *Konrad von Gummeringen* Stiftsvorsteher geworden; auf ihn scheint *Sebastian von Pforzheim* gefolgt zu sein, der 1450 und 1456 Rektor war. 1488 wird *Konrad Michaelis* von Buzbach Dechant; er steht nicht in der Liste der Rektoren, ebenso auch der Dechant vom Jahre 1500 *Jakob Hartlieb*, genannt Walsporn<sup>16</sup>; dagegen wurde der letzte uns bekannte Dechant und Prediger zu Heiliggeist *Jodokus Brechtel* aus Rohrbach in den Jahren 1489 und 1508 Rektor der Hochschule. Da er am 16. August 1520 starb<sup>17</sup>, ist er wol auch nicht der letzte katholische Dekan des Stifts in dieser Periode gewesen; geworden ist er es im Jahre 1510.

Mit dem Jahre 1545 setzt für Heiliggeist der wechselnde Kampf zwischen den Religionsparteien ein und damit eine äußerst bewegte

<sup>11</sup> Wink: a. a. O. S. 115/16, Nr. 78.

<sup>12</sup> Kremer: a. a. O. S. 383, Anm. z.

<sup>13</sup> Joh. Schwab: *Quatuor seculorum Syllabus Rectorum*. Heidlb. 1786. Pars I, p. 32 ff. Vgl. auch Toepke: *Die Matrikel der Universität Heidelberg I*, S. 102. Heidlb. 1884. [A. Franz, *Der Mag. Nicol. Magni de Jawor*. Fbg. 1898. P.]

<sup>14</sup> s. Schwab: a. a. O. I.

<sup>15</sup> s. F. P. Wundt: a. a. O. S. 413, Schwab: S. 59—66, u. Widder: a. a. O. S. 135.

<sup>16</sup> Bei Hautz: *Gesch. d. Univ. Heidelberg I*, 265, heißt er Hartmann.

<sup>17</sup> Joh. Pet. Kayser: *Historischer Schauplatz der alten berühmten Stadt Heidelberg*. Frkft. a. M. 1733, S. 68. Vgl. auch S. 37 ff. Hautz läßt ihn (S. 265) im Jahre 1510 schon sterben.

Schicksalsgeschichte der Kirche selbst. Als in diesem Jahre während des Gottesdienstes plötzlich das Volk die Weise: „Es ist das Heil uns kommen her“ anstimmte, war der Anfang gemacht für die neue Religion. Zunächst ward ein kleiner Versuch gemacht mit einigen Neuerungen: so das Abendmahl unter beiden Gestalten auszuteilen, statt des Lateins die deutsche Sprache in den Ritus einzuführen und den Priestern die Ehe zu erlauben; doch kurz nach der Verkündigung des Augsburger Interims (1548) kehrte Kurfürst Friedrich II. zur alten Ordnung zurück und schloss sich dem Tridentinum (1545—1563) an. Otto Heinrich war es dann, der im Jahre 1556 der protestantischen Religion die Vorherrschaft brachte, Heiliggeist ging in die Hände der Reformierten über bis zum Jahre 1576. Damit verlor die Kirche aber auch ihre Einkünfte und hörte von da an auf, ein selbständiges Stift zu sein<sup>18</sup>. Die Reformierten besaßen nun die Kirche bis zum Jahre 1622, ausgenommen die 7 Jahre der Regierung des lutherischen Kurfürsten Ludwig VI. (1576—1583), der sie seinen Religionsverwandten gab<sup>19</sup>. Nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly im Jahre 1622 ließ der bayerische Kurfürst die neue katholische Herrschaft durch einen feierlichen Gottesdienst am 8. September einleiten<sup>20</sup>. Elf Jahre darauf, am 5. Mai, erobern die Schweden Heidelberg zurück und Heiliggeist wird den Reformierten wiedergegeben, um 2 Jahre später durch die kaiserlichen und bayerischen Truppen diesen wieder entrissen zu werden. Nun bleiben die Katholischen im Besitz der Kirche bis nach dem Westfälischen Frieden. Am 21. Oktober 1649 feierte sodann Kurfürst Karl Ludwig nach seinem Einzug in sein Land den ersten reformierten Gottesdienst darin; diesem diente von nun an die Kirche dauernd bis zum Jahre 1698 einschließlich, von da an in Gemeinschaft der Katholiken.

Über die katholische Pfarrgeschichte der folgenden Periode gibt nun ein Auszug, anscheinend aus den Pfarrbüchern zusammengestellt vom Dekan zu Heiliggeist im Jahre 1798, guten Aufschluss. Dekan Bernardi lud auf 29. Mai 1798 die Universität zur hundertjährigen Gedenkfeier der ersten Heidelberger Fron-

<sup>18</sup> Leupold bemerkt S. 21: „... schon am 5. Februar 1557 war das alte berühmte Stift nicht mehr.“ Wie er, der seine Nachrichten offenbar aus Widder und Struve, sowie aus persönlichen Notizen eines Herrn Christian Barth bezieht, zu diesem festen Datum kommt, konnte ich nicht feststellen.

<sup>19</sup> s. Burcard Gotthelf Struvens: Ausführlicher Bericht von der Pfälzischen Kirchen-Historie. Franckfurt 1721. S. 294 ff. u. 384 ff.

<sup>20</sup> s. Struve: S. 554.



leichnamsprozession ein ; dieser Einladung legte er folgenden Auszug bei, der in der Heidelberger Universitätsbibliothek noch erhalten ist <sup>21</sup>:

„Auszug aus der älteren und neueren Pfarrgeschichte der katholischen Stadtpfarrei zum heiligen Geiste in Heidelberg.

Nachdem im Jahre 1685 das öffentliche Exercitium der katholischen Religion wieder hergestellt war <sup>22</sup>, ist *Mathäus Oberländer*, ein Priester des von dem berühmten Bartholomäus Holzhausen zu Mainz eingeführten Instituts der Clericorum in communi viventium <sup>23</sup> als erster Pfarrer angestellt worden. Er flüchtete sich im Jahre 1688 mit der Kurfürstl. Familie nach Neuburg <sup>24</sup>. Während dass dieser Herr Oberländer Pfarrer in Heidelberg war, ist in der Vorstadt die St. Jakobs- | : dermahlige Karmeliter : | -Kirche zu bauen angefangen worden <sup>25</sup>.

<sup>21</sup> Univ.-Archiv X, 2, 5; Akademische Aktus 1555—1817.

<sup>22</sup> Das geschah durch den Rezess von Schwäbisch Hall, der von den Vertretern des kranken pfälzischen Kurfürsten Karl und denen des pfalz-neuburgischen Nachfolgers Philipp Wilhelm am 12. (22.) Mai 1685 vereinbart wurde. Siehe Struve: a. a. O. S. 687 ff.

<sup>23</sup> Dieses Institutum clericorum saecularium in communi viventium, wie es sich offiziell nannte, war von Bartholomäus Holzhauser (geb. 24. Aug. 1613 in Laugna bei Augsburg, gest. 20. Mai 1658 als Dekan von Bingen) nach dem Vorbilde der Canonica vita der alten und mittelalterlichen Kirche im Jahre 1640 gegründet und setzte sich zur Aufgabe, alle Weltgeistlichen nach und nach zu umfassen; es sollten mehrere eine gemeiusame Wohnung haben und nach gemeinsamen Regeln leben. Solche „Bartholemiten“ oder „Bartholemäer“, mitunter auch „Communisten“ genannt, gab es bald in den meisten deutschen Diözesen, wenn auch nicht überall in großer Zahl, da andererseits die Bischöfe in dieser Bestrebung eine Emanzipationsbewegung gegen ihre bischöfliche Macht befürchteten. Nach Mainz kamen die ersten im Jahre 1654, und als im Jahre 1662 ein neues Priesterseminar errichtet wurde, übergab der Bischof den Bartholomiten die Leitung dieses Instituts, die sie über hundert Jahre auch in Händen hatten. Von den 1595 Mitgliedern dieses Weltpriesterordens, die man von 1658—1790 zählte, gehörten der Diözese Mainz allein 902 an, während Freising, das in der Statistik auf Mainz folgt, nur 92 hatte. s. Wetzer und Welte: Kirchenlexikon VI, Sp. 183—186.

<sup>24</sup> Diese Flucht geschah erst 1689 nach Häusser: Geschichte der rheinischen Pfalz II, Heidelb. 1845, S. 761.

<sup>25</sup> Die Katholiken waren in den letzten Jahren wenig zahlreich in der Pfalz gewesen; erst durch den katholischen Kurfürsten Philipp Wilhelm kamen mehr Katholiken, und das „Teutsche Haus“, worin seither der katholische Gottesdienst gefeiert ward, erwies sich bald als zu klein. Philipp Wilhelm ließ deshalb 1685 für die Katholiken in der Vorstadt die Karmeliterkirche St. Jakob erbauen und gestattete unterm 13. Oktober dieses Jahres, dass einstweilen auf 2 Jahre, bis St. Jakob erbaut sein würde, der Chor der Garnisonskirche den Katholiken für ihren Gottesdienst zur Verfügung gestellt würde. Bei der Verwüstung der Pfalz ist auch diese neuerbaute St. Jakobskirche dem Feuer zum Opfer gefallen und erst 1701 unter Johann Wilhelm wieder aus Schutt und Asche neu erstanden. s. Struve: S. 706/7; Widder: S. 140 f.; F. P. Wundt: S. 184 f.

Der II<sup>te</sup> Pfarrer war *Petrus Babenhäuser*, Priester des nemlichen Instituts, wie der vorige. Wann derselbe angestellt worden und gestorben ist, meldet die Geschichte nicht, wol aber dieses, daß auf ihn folgte

Der III<sup>te</sup> Pfarrer *Quirinus Kunkel*, U. I. D.<sup>26</sup>, ebenfalls Priester des mainzer Instituts. Dieser blieb in Heidelberg Pfarrer bis d. 22<sup>te</sup> Mai 1693, da die Stadt Heidelberg von den Franzosen verbrannt worden ist. Ausgeplündert musste Herr Kunkel mit den übrigen Einwohnern anderswohin flüchten. Die P. P. Kapuziner, deren Kloster und Kirche allein verschont bliebe<sup>27</sup>, haben die Seelsorge der wenigen nach dem Stadtbrandte zurückgekehrten Katholiken übernommen und wurden durch Kurfürst Johann Wilhelm und das Wormsisch bischöfliche Ordinariat in dem Pfarramt so lange bestätigt, bis nach dem im Jahr 1697 d. 30<sup>ten</sup> Oktober geschlossenen und 1698 auf 3 Königsfest zu Düsseldorf feierlich verkündeten riswickischen Frieden im Jahr 1698 der

IV<sup>te</sup> Pfarrer Theologiae Doktor und des Mainzer Instituts Priester *Schnernauer* angestellt worden ist. Noch vor dessen zu Ende des Maimonaths erfolgten Ankunft haben, wie der hiesigen P. P. Kapuziner ältere Klostergeschichte meldet, eben diese P. P. eine feierliche Prozession mit dem Hochwürdigsten nach dem Stift Neuburg unter Begleitung aller einheimischen und umliegenden, besonders der katholischen Rathverwandten von Ladenburg, am 11. Mai, dem Sonntag nach dem Fest der Himmelfahrt Kristi 1698 geführt und daselbst den ersten katholischen Gottesdienst verrichtet, nachdem vorher der daselbst wohnende reformierte Pfarrer auf Befehl der verwitibten Frau Kurfürstin von da abziehen musste. Mit Ende des Maimonaths<sup>28</sup> kam der neue Pfarrer Doctor Schnerauer, nachmaliger Weihbischof zu Mainz, hier an: auf das gleich nach seiner Ankunft eingefallene Fronleichnamsfest am 29. Mai wurde aus der Kapuzinerkirche eine feierliche Prozession mit dem Hochwürdigsten nach der Schlosskapelle geführt, bei Absingung der vier Evangelien jedesmal 12 Stücke [wol Schüsse] gelöset, und der erste Pfarrgottesdienst mit Amt und Predigt in der Schlosskapelle gehalten. Da der Weg auf den Schlossberg den katholischen Pfarrgenossen zu beschwerlich war,

<sup>26</sup> D. i. Doctor utriusque juris.

<sup>27</sup> s. F. P. Wundt: S. 185 und Dan. Lud. Wundt: 2, S. 22/3.

<sup>28</sup> Am Rande ist: „am 16<sup>te</sup>“ bemerkt.



so wurde in der Kapuzinerkirche der Pfarrgottesdienst bis den 15<sup>ten</sup> 9ber 1698 gehalten. — An diesem Tag haben die Katholiken Besitz von der h. Geist-Kirche genommen und das Simultaneum mit den Reformierten eingeführt<sup>29</sup>. Der Doktor Schnernauer nahm auch am 13<sup>ten</sup> 9ber Besitz von der lutherischen Kirche, worin er an diesem Tage Amt und Predigt hielt. Am 30. 9ber hat der damalige Kaplan, nachheriger Pfarrer zu Ladenburg, dann Weihbischof zu Worms, Wallreuter, Besitz von der St. Peterskirche genommen und im 10<sup>ber</sup> sind auf Befehl des Kurfürsten Johan Wilhelm die geistlichen Güter von H[errn] Niklas von Quad Kurfürstl. Rath in Besiz genommen worden.

Die pfälzische Religionsgeschichte<sup>30</sup> erzählt, wie in der Folge sich alles geändert habe. Die Pfarrgeschichte aber sagt weiter, daß 1703 am 28. Februar *Arnold Thielen*, U. I. D. und Kanonikus ad Sanctum Andream in Worms als der V<sup>te</sup> Pfarrer zum h. Geist von S<sup>r</sup> Kurfürstl. Durchlaucht zu Pfalz ist ernennet worden; wegen den zwischen Kurpfalz und dem Herrn Bischof |: glaublich wegen dem Patronatsrecht :| entstandenen, durch die Nuntiatur in Köln aber beigelegten Streitigkeiten nur erst am 20<sup>ten</sup> Mai 1703 den ersten Pfarrgottesdienst gehalten habe. In eben diesem Jahr ist die ständige Pfarrkompetenz, so wie sie noch bestehet, für einen zeitlichen katholischen Pfarrer zum h. Geist ausgeworfen worden<sup>31</sup>.

<sup>29</sup> Durch kurfürstlichen Erlass vom 29. Oktober 1698 wurde in den pfälzischen Landen das allgemeine Simultaneum eingeführt, so dass Reformierte, Lutheraner und Katholiken von nun an die gleichen Kirchen und Friedhöfe für ihre kirchlichen Feiern zu gebrauchen berechtigt waren. (Von diesem Erlass schreiben sich heute noch eine kleine Anzahl Simultankirchen im badischen Unterlande her.) s. Struve: S. 768 f.

Aus dieser genauen Datierung auf 15. November 1698 ergibt sich also, dass bis 1798 die Katholiken an Heiliggeist keinen Anteil hatten. Vgl. dazu auch Anm. 25. Die eigentliche katholische Pfarrgeschichte von Heiliggeist beginnt also erst mit Schnernauer, der somit nicht, wie hier der vierte, sondern der erste Pfarrer daselbst war. Der Vollständigkeit halber sei hier noch bemerkt, dass Leupold (S. 24) den kurfürstlichen Erlass vom 29. Oktober 1698 auf den 23. datiert.

<sup>30</sup> Von Struve S. 769 ff.: die vielen Versuche, besonders von Seiten der Reformierten, die durch das Simultaneum am meisten verloren, um ihre Ansprüche und Rechte aufrecht zu erhalten, in deren Gefolge eine Menge Reibereien und Streitigkeiten ausbrachen, die hier zu erzählen zu weit führen würde. Man vergleiche hierüber Häuser a. a. O. S. 812 ff.

<sup>31</sup> Über diesen Patronatsstreit habe ich nichts finden können. Hier aber muss eingefügt werden, dass unter Johann Wilhelm 1705, als Thielen noch Pfarrer war, nach einem langen Streite, in den fast ganz Deutschland eingriff, eine Religionsdeklaration erlassen wurde, die unter anderem bestimmte, dass von nun an den Reformierten das Schiff, den Katholiken der Chor von Heilig-

Der VI<sup>te</sup> Pfarrer *Johan Anton Boeckeis* hat im Jahr 1797 [wol 1707!] den 16<sup>ten</sup> 9ber von Düsseldorf aus vom Kurfürst Johan Wilhelm die Ernennung zur hiesigen Pfarrei erhalten. Er war Doktor Theologiae Alumnus Pontificius und Pfarrer zu St. Christof in Mainz, und hat nach erhaltener Commende von Worms 1708 am 22. Januar Besiz von der Pfarrkirche und der Dechanei genommen<sup>32</sup>. Diesem ist 1723 d. 30<sup>ten</sup> Julius nachgefolgt der

VII<sup>te</sup> Pfarrer *Freiherr von Hegele*, Theologiae Doktor, dieser starb, wie das Pfarrbuch und der in der Pfarrkirche eingemauerte Grabstein anzeigt, 1735 am 22<sup>ten</sup> Februar. Auf ihn folgte der

VIII<sup>te</sup> Pfarrer *Ignatius Löfler* von Fuld, Missionarius Pontificius, vorhin 2 Jahre Kaplan zu Heidelberg, Pfarrer zu Seckenheim, Ilbesheim und Neckerau, auch 1 Jahr Pfarrer zu Ladenburg; erhielt die Pfarrei 1735 den 20<sup>ten</sup> Februar und starb 1758 d. 21<sup>ten</sup> April im 80<sup>ten</sup> Jahre seines Lebens, nachdem er 5 Jahre zuvor sein Jubiläum gehalten hatte<sup>33</sup>.

Diesem folgte der

IX<sup>te</sup> Pfarrer *Franz Waldhart*. zu Mannheim 1726 d. 16<sup>ten</sup> 9ber gebohren, einer der ersten pfälzischen Alumnen im hiesigen Seminarium<sup>34</sup>; nachher Instructor der Kurfürstl. Edelknaben,

geist zugehöre; beide Teile wurden durch eine dicke Mauer voneinander getrennt, die eine weltgeschichtliche Bedeutung dadurch später erlangte, dass, als am 4. September 1719 die Katholiken sie einrissen und sich der ganzen Kirche zu bemächtigen versuchten, ein neuer Religionsstreit entstand, der beinahe zu einem neuen europäischen Krieg geführt hätte. s. die genannte Literatur, bes. Struve S. 1114 ff. u. 1374 ff. und Häusser S. 825 ff. u. 858 ff. Auch nach F. P. Wundt, der S. 413 die katholischen Pfarrer zu Heiliggeist auführt, war Thielen von 1703—1798 Pfarrer in Heidelberg; Wundts Nachrichten weisen einige Ungenauigkeiten auf, die nach unserem Auszuge leicht zu berichtigen sind.

<sup>32</sup> Nun scheinen die Pfarrer ad Sanctum Spiritum wieder Dekane zu sein; bisher hat man nichts mehr von einem Dechanten gehört. Widder (I, S. 136), der 1786 schreibt, fährt nach der Religionsdeklaration von 1705 also fort: „Katholischer Seits ist also der Chor jetzo noch die ordentliche Stadtpfarrkirche, welche unter die Wormser Diözeses gehöret. Derselbe Pfarrer führt den Titel eines Stadtdechanten, und weil das Landkapitel des umliegenden Pfarrsprengels in der Stadt Heidelberg den Hauptsitz aufgeschlagen hat, bekleidet derselbe auch gemeiniglich die Landdechantenstelle. Er hält einige Kapläne zu Gehülfen, hat aber außer dem Dörflein Schlierbach und den zur Stadt gehörigen Höfen selbst keine Filialorte zu versehen.“

<sup>33</sup> Nach F. P. Wundt hat Löfler als erster das neue, am Markt gelegene Dekaneigebäude bezogen.

<sup>34</sup> Geleitet von den Jesuiten, die 1703 zu ihrem großen Kollegium den Grundstein legten. s. F. P. Wundt S. 187 u. S. 424 ff., wo ein Auszug der Fata collegii Heid. societatis Jesu von Schwab gegeben wird.



Hofkaplan und Geistlicher Rath seiner Kurfürstl. Durchlaucht zu Pfalz; starb am 19. Juli 1793. Ihm folgte der

X<sup>te</sup> Pfarrer *Franz Bernardi*, zu Heidelberg 1738 d. 25. 8ber geboren; Alumnus Palatinus 1754. Titularis palatinus im J. 1757. Vicarius Parochiae zu Schwezingen 1761; Pfarrer zu Maudach vom J. 1763—83. Von da an bis 93 Pfarrer zu Heimersheim. Seit 24<sup>ten</sup> August 1793 Dechant zum h. Geist und Stadtpfarrer zu Heidelberg; Hofkaplan und Geistlicher Rath S<sub>r</sub> Kurfürstl. Durchlaucht zu Pfalz i. J. 1775.“

Soweit geht die Liste, deren Verfasser wol dieser letzte Pfarrer Bernardi gewesen ist, wenn er sie auch nicht selbst geschrieben hat, wie ein Vergleich der Handschriften dieses Auszugs und des beiliegenden Briefes ergibt. F. P. Wundt gibt uns noch einige weitere Daten. Darnach ist Bernardi im Jahre 1799 gestorben und ihm ist nachgefolgt

*Anton Braith*, des kanonischen Rechts Doktor und kurfürstlicher geistlicher Rat; dieser starb bereits nach 3 Jahren und seit 1802 war Stadtdechant und Pfarrer zum Heil. Geist *Georg Günther*.

Über die weitere Pfarrgeschichte fehlen mir die Nachrichten.

## Badische Kolonien in Süd-Russland.<sup>1</sup>

Von D. Häberle. Mit 2 Kartenskizzen.<sup>2</sup>



uerdings hat die von dem russischen Ministerium des Inneren eingebrachte Vorlage über die deutschen Kolonisten in Wolhynien und Podolien großes Aufsehen erregt. Nach diesem zum Teil erst in Beratung stehenden aber bereits in der Praxis gehandhabten „Kolonistengesetz“ ist Kauf und Pacht von Land allen Personen, die nicht orthodox und nicht russischer Nationalität sind, untersagt. Die Annahme

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz war schon niedergeschrieben, ehe mir die im Jahrgang 1911 Heft 1 u. 2 S. 27—37 erschienene treffliche Schilderung des Geheimen Regierungsrats Dr. *Wilhelm Groos* über seine Reise „Zu den Badener und Pfälzer Schwaben am Bug in Südrussland“ bekannt wurde; ich hoffe, dass meine aus den verschiedensten Quellen zusammengetragenen Nachrichten über die einzelnen Orte als Ergänzung seiner anschaulichen Schilderungen über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kolonien manchem Leser nicht ganz unwillkommen sein werden.

<sup>2</sup> Seite 19 und 21. Aus dem „Handbuch des Deutschtums im Ausland“ bezw. aus *Häberle*, Auswanderung und Koloniegründungen der Pfälzer, Kaiserslautern, Kayser 1909.

dieses Gesetzentwurfes müsste für die deutschen Bauernkolonien in Russland, die ohnehin unter den Russifizierungsbestrebungen schon genug zu leiden haben, einen schweren Schlag bedeuten. Es ist daher gerechtfertigt, wenn das heimische Deutschtum den deutschen Volksgenossen im Osten größere Aufmerksamkeit zuwendet.<sup>3</sup> Wohnen doch in den deutschen Kolonien an der Wolga heute ungefähr 500 000, in Südrussland etwas weniger, im Kaukasus etwa 9000 Deutsche; unter ihnen befinden sich ungefähr eine halbe Million Bauern. Diese in drei großen Gruppen vereinigten deutschen Kolonien machen im russischen Wirtschaftsleben einen wichtigen Faktor aus, und wenn die russischen Nationalisten sie in ihrer Existenz untergraben wollen, schneiden sie sich in ihr eigenes Fleisch.

Bis heute haben die Bewohner der Kolonistendörfer, soweit sie in geschlossenen Bezirken in enger Fühlung miteinander bleiben konnten, ihre Eigenart und ihren deutschen Charakter in Sprache, Sitte und Religion ihrer ursprünglichen Heimat bewahrt, im übrigen aber mit Deutschland ziemlich jede Verbindung verloren. Dafür aber sind sie bestrebt, durch engen Zusammenschluss ihr Deutschtum aufrecht zu erhalten, durch deutsche Zeitschriften und Volkskalender die Muttersprache zu pflegen und durch Erforschung und Veröffentlichung der Geschichte der einzelnen Niederlassungen die Erinnerung an die deutsche Heimat wach zu erhalten. Um die Kolonien in Südrussland haben sich in dieser Beziehung ein besonderes Verdienst erworben *Faure, Lane, Stach* und *Pater Keller*<sup>4</sup> durch ihre geschichtlichen Arbeiten, die zum Teil in Buchform, zum Teil auch in der im Verlag Perthes (Gotha) erscheinenden und von Professor *Langhans* trefflich redigierten Zeitschrift „Deutsche Erde“ veröffentlicht worden sind; ferner der Verlag des Klemens-Vereins in Odessa durch den für 1911 im 3ten Jahrgang erscheinenden „Deutschen Volkskalender

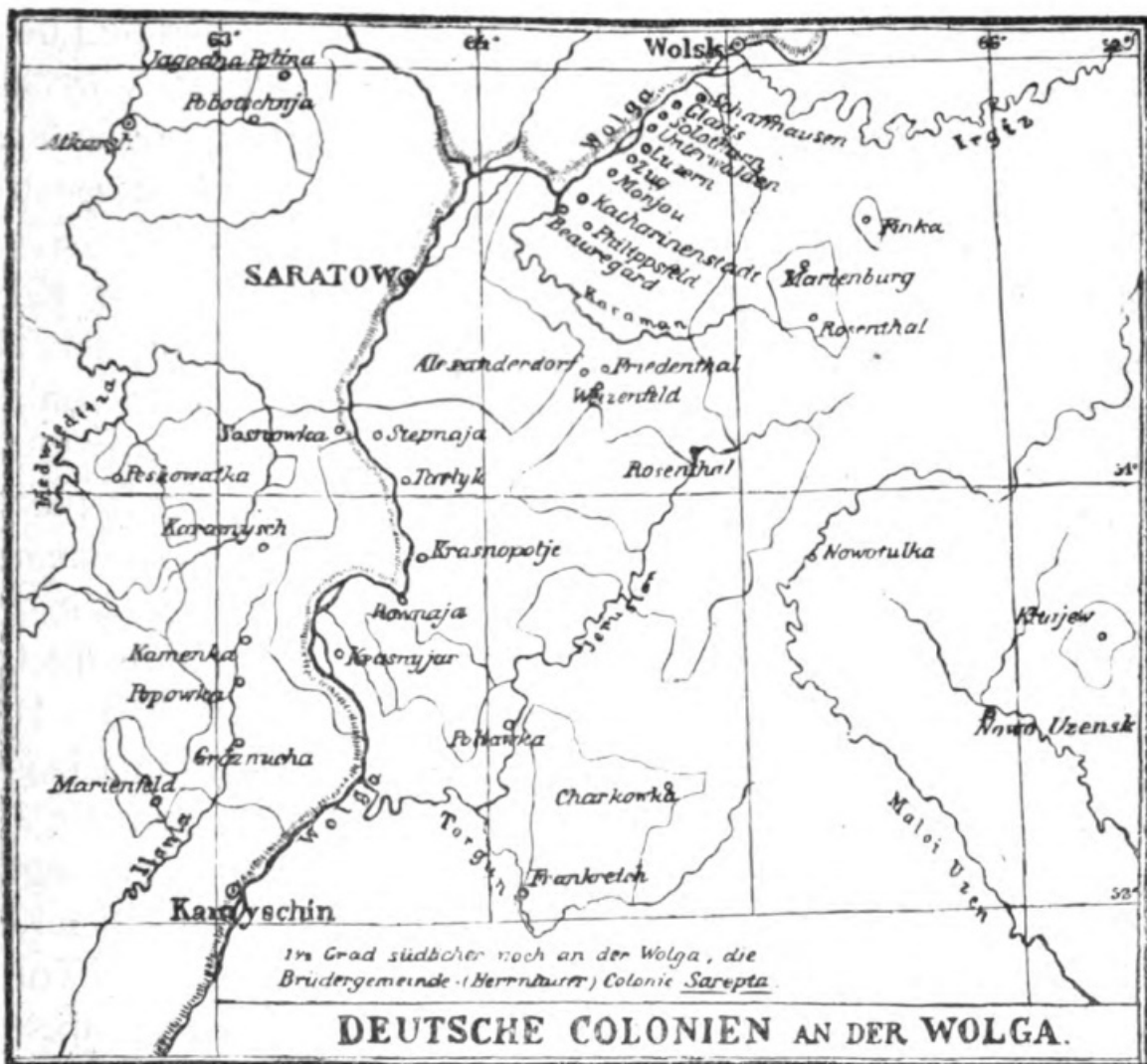
<sup>3</sup> Vgl. dazu: „Der Kampf um das Deutschtum“. Herausgegeben vom Alldeutschen Verband. Heft 12: *Theod. Bassler*, Das Deutschtum in Russland. München 1911. — *Adolf Lane*, Deutsche Bauernkolonien in Südrussland. Koloniale Abhandlungen, Heft 31. Berlin, Süsserott, 1911.

<sup>4</sup> *Stach J.*, Die deutschen (evangelischen) Kolonien in Südrussland. Prischib 1905. — *Keller K.*, Die deutschen (katholischen) Kolonien in Südrussland. Odessa 1905. — *Hauff, W.*, Die Auswanderung der Schwaben nach Russland am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Deutsche Erde 8. Jahrg. 1909, S. 107—111. — *Güntter, O.*, Die Schwaben als Kolonisten. Deutsche Kolonialpost 1911. — Die neuere Literatur konnte ich, da dieser Aufsatz bereits 1911 niedergeschrieben war, leider nicht mehr berücksichtigen.



für Stadt und Land“, und der Verlag Louis Nitzsche in Odessa durch den für 1911 im 43. Jahrgang herausgegebenen „Neuen Haus- und Landwirtschaftskalender für deutsche Ansiedler im südlichen Russland“.

Jede der drei großen Kolonistengruppen hat ihre eigene Geschichte. Während die Wolga-Kolonien durch Kaiserin Katharina II. ins Leben gerufen worden sind, die von 1765 bis 1770 gegen 50 000 deutsche Protestanten und Katholiken aus



Schwaben, Hessen und dem Rheinland ansiedeln ließ, verdanken die Kolonien in Südrussland Kaiser Alexander I. ihre Entstehung.

Als nämlich durch den Frieden zu Jassy vom 29. Dezember 1791 die weiten Steppen nördlich des Schwarzen Meeres zwischen den Flüssen Bug und Dniester aus dem Besitz der Türken an Russland übergegangen waren, trug sich Fürst Potjemkin sofort mit weitausschauenden Projekten zur Besiedelung der fast ganz brach liegenden Ländereien. Ein planmäßiges Vorgehen setzte jedoch erst unter Kaiser Alexander I. ein, der durch Ukas vom 20. Februar 1804 fremde Kolonisten zur Übersiedelung nach

2\*

Russland einlud. Sie sollten nicht nur die Steppen der Kultur erschließen, sondern auch durch das Beispiel guten landwirtschaftlichen Betriebes die einheimische Landwirtschaft nach Möglichkeit fördern. In der Hauptsache sollten es tüchtige Landwirte sein; daneben wurden auch Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Müller, Schneider und Schuster zugelassen, dagegen waren alle anderen Handwerker ausgeschlossen. Den Kolonisten wurde von den Behörden freie Reise nach Russland, zehnjährige Freiheit von Abgaben, zollfreie Einfuhr ihrer Habseligkeiten in bestimmten Grenzen, und nach ihrem Eintreffen 30--80 Dessjatinen (je 1,09 ha) gutes Land, sowie ein nach zehn Jahren rückzahlbarer Vorschuss zur ersten Einrichtung zugesichert. Diese Versprechungen waren sehr günstig und trugen dazu bei, einen großen Kolonistenstrom ins Land zu ziehen. Die meisten Einwanderer kamen aus Süddeutschland, das damals durch die Napoleonischen Kriege ausserordentlich hart mitgenommen worden war, besonders aber aus Baden, der Pfalz und dem Elsass. Die Leute wurden von dem russischen Agenten in Regensburg zu Transporten von 20 bis 30 Familien zusammengeschlossen und auf Kosten der Regierung nach Odessa weiterbefördert. In dessen Umgebung entstanden dann in den Jahren 1804/05 viele deutsche Kolonien, die jetzt unter dem Namen „Liebentaler Kolonistenbezirk“ zusammengefasst werden; die Ansiedlung der Mennoniten an der östlich der Halbinsel Krim in das Schwarze Meer mündenden Molotschna begann 1803. Im Jahre 1808 wurden die deutschen Kolonien am Kutschurgan und 1809/10 die am Oberlauf des Beresan angelegt.

Schon beim ersten Anblick zeichnen sich die deutschen Kolonien vor allen übrigen bewohnten Orten Südrusslands sehr vorteilhaft aus. Die Dörfer sind geschlossen gebaut; meistens haben die Gebäude die Form und das Ansehen der alten Heimat beibehalten. Auch in dem Namen, mit dem die Siedlungen bei ihrer Gründung belegt wurden, prägt sich noch heute die Herkunft der ersten Kolonisten aus. Im südrussischen Gouvernement Taurien zwischen Dnjeper und der Halbinsel Krim liegt z. B. ein Heidelberg, welches mit vielen anderen Dörfern und Städten, von denen die Namen Friedrichsfeld, Leitershausen, Waldorf unser besonderes Interesse erwecken müssen, vor jetzt hundert Jahren durch süddeutsche Kolonisten und, wie der Name der letztgenannten Orte mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten lässt, durch unsere engeren Landsleute angelegt worden ist. Daneben finden





wir auch noch ein Darmstadt und im angrenzenden Gouvernement Cherson ein Kandel, Rohrbach, Landau, Speier, Rastatt, Straßburg, Baden, Karlsruhe, Mannheim, Worms und andere, die nach ihrer Benennung uns über die Herkunft der ersten Kolonisten nicht im Zweifel lassen können. Wir finden ferner auch Namen wie Rohrbach, Peterstal, Wilhelmstal, Steinbach, Schönau u. a., die ebenfalls auf badische Emigranten hinzudeuten scheinen. Bei einzelnen konnte ich jedoch feststellen, dass dies nicht immer der Fall ist und dass z. B. Rohrbach von Pfälzern aus Rohrbach bei Landau, Schönau dagegen von Mennoniten aus Westpreussen gegründet wurde.

Das starke Anwachsen der Bevölkerung infolge des reichen Kindersegens — in der Kolonie Kleinliebental allein gibt es zehn Familien mit je 10—12 lebendigen, gesunden Kindern — ließ immer neue Tochterkolonien entstehen, und immer weiter schoben sich die deutschen Ansiedlungen in die unabsehbare Steppe vor. Diese erscheint auf den ersten Blick arm, baumlos, öde und unfruchtbar, birgt aber einen 2—5 Fuß mächtigen, sehr ergiebigen Boden, die sog. Schwarzerde, die nur einer intensiven Bewirtschaftung und hinreichender Niederschläge bedarf, um den auf seine Bearbeitung verwendeten Fleiß durch reiche Erträge an Grünfutter und Getreide, besonders an Weizen, zu lohnen.

In den ersten Jahren wurde es den Kolonisten sehr sauer, bis sie sich dem ungewohnten Klima und der Natur der Steppe (Klimafieber, Wassermangel, Regenarmut, Heuschreckenfraß) angepasst hatten. Viele fanden infolge der schlechten Unterkunftsverhältnisse und der ungewohnten Lebensweise einen frühen Tod. Der Aufschwung datiert aber doch schon von den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ab und beruhte nicht zuletzt auf der wohlwollenden Förderung und Unterstützung durch die russische Regierung. Es wurde eine Spezialbehörde, das „Fürsorge-Komitat für die ausländischen Ansiedler im südlichen Russland“ eingesetzt, die bis 1871 bestand und eine äußerst segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Namentlich unter der kräftigen und einsichtsvollen Verwaltung des Staatsrats Eugen v. Hahn (1845—1849) erreichten die deutschen Kolonien einen hohen Kulturstand; ihre Bevölkerung wuchs so an, dass der bisherige Raum zu enge wurde und der Menschenüberfluss in neu der Besiedlung geöffnete Steppengebiete abgeleitet werden musste. So kam es denn auch, dass wir in den verschiedenen



Gouvernements so viele gleichnamige deutsche Orte treffen, die zum Teil wol als Tochterkolonien der älteren aufzufassen sind. Jetzt sind leider die Zeiten, in denen die deutschen Kolonisten als Kulturträger in Russland anerkannt wurden, vorüber. Unter dem Drucke der neuen nationalistischen und fremdenfeindlichen Strömungen haben sich die Anschauungen und damit auch die Behandlung der deutschen Siedler geändert. Die Folge davon ist seit den siebziger Jahren eine starke Abwanderungsbewegung nach Sibirien, Nordamerika und vereinzelt auch nach Deutsch-Ostafrika, und damit eine Abnahme, in einzelnen Orten bis zu zwei Drittel, der Bevölkerung. ||

Nach dieser kurzen geschichtlichen Einleitung wollen wir nun auf die von badischen Emigranten gegründeten Kolonien in Südrussland näher eingehen. Es sind deren, wie wir im einzelnen sehen werden, mit ihren Tochterkolonien eine ganze stattliche Zahl. Beim Sammeln von Ergänzungen zur zweiten Auflage meines Buches über die „Auswanderung und Koloniegründung der Pfälzer im 18. Jahrhundert“ (Kaiserslautern, Kayser 1909) ist mir nämlich von unseren Landsleuten im Osten auch für die badischen Kolonien ein so reiches Material zur Verfügung gestellt worden, dass ich es nicht unbenutzt lassen wollte und deshalb, für die einzelnen Orte zusammengestellt, in alphabetischer Reihenfolge im Nachstehenden folgen lasse.

### Baden.

Die deutsche Kolonie Baden liegt im Kutschurganer Kolonialbezirk im Kreise Odessa, Gouvernement Cherson. Der Kutschurgan ist ein Nebenfluss des Dnjestr, der in das Schwarze Meer mündet. Außer Baden befinden sich in diesem Gebiete noch Selz, Kandel, Straßburg, Mannheim und Elsass; vom Flusse selbst werden nur die erstgenannten bespült, während Mannheim und Elsass etwas weiter östlich liegen. Zum hundertjährigen Jubiläum der zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegründeten Kutschurganer Kolonien hat Pater *Konrad Keller* in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ (Gotha, Verlag Perthes), Jahrgang 1908 S. 213 ff. einen geschichtlichen Überblick über ihre Entwicklung gebracht, aus dem wir über Baden (S. 216) folgendes entnehmen:

„Diese Kolonie wurde im Jahre 1808 angelegt, der Bau der Wohnhäuschen jedoch erst 1809 vollendet. Sie liegt am Kutschurganer Liman; von der Kreisstadt Odessa ist sie 60 Werst

entfernt. Der Boden der Landmarkung ist meist sandig und mit Salpeter gemischt, bei guter Witterung jedoch fruchtbar für die meisten Getreidearten. Der Namen „Baden“ wurde der Kolonie gegeben, weil viele Ansiedler aus dem Großherzogtum Baden stammten. In dieser Kolonie haben sich ursprünglich 60 katholische Familien mit 237 Seelen beiderlei Geschlechts angesiedelt. Von denselben stammen aus dem Großherzogtum Baden 40 Familien, aus dem Elsass 18 Familien, aus Österreich 1 Familie; wo die noch fehlende Familie herkommt, ist in der Urkunde nicht gesagt. Diese 60 Familien kamen in drei Partien nach Russland; ihre Anführer waren Michael Hoffert, Josef Tschan und Friedrich Lehla.

Das Land, welches den Kolonisten von dem Kolonialinspektor v. Rosenkampf zugeteilt wurde, hatte die russische Regierung von dem Gutsbesitzer Sadow käuflich erworben. Es befanden sich an dem Orte 6 kleine schlechte Erdhütten, die aber bald nachher abgetragen wurden.

Die Unterstützung von seiten der russischen Regierung an die Kolonisten betrug im ganzen 13 899 Rubel 67 Kopeken; das aus Deutschland mitgebrachte Vermögen schätzte man auf 5549 Rubel.

Die Kolonie Baden umfasst zurzeit  $3724\frac{3}{4}$  Dessjatinen Gemeindegeland und zwanzig Landwirte besitzen an verschiedenen anderen Orten 1338 Dessjatinen gekauft Land. Das Gemeindegeland ist folgendermaßen verteilt: Hofstellen 115, Viehdrift 6, Gemüsegärten 35, Obstgärten 15, Weinberge 9, Wiesen 3, Röhrig 3, Wasser 3, Salpeterboden 2, Lehmgruben 6, steile Hänge 12, Fahrwege  $54\frac{1}{4}$ , Ackerland  $2600\frac{1}{2}$  und Viehweiden 861 Dessjatinen. Weizenland gibt es in dieser Kolonie 340 Dessjatinen, das zu 7 Rubel die Dessjatine aufs Jahr verpachtet wird.

Der Fischfang am Kutschurganer Liman wird für jährlich 70 Rub. verpachtet, doch darf jeder Wirt für seinen eigenen Bedarf fischen.

Gegenwärtig zählt die Kolonie 242 Hofstellen mit 1814 Einwohnern, alle katholischer Konfession; sie besitzt eine Pfarrkirche, ein Pastorat, 2 Schulen mit 4 Lehrern und 213 Schulkindern.

In der Kolonie befinden sich 21 Handwerker verschiedener Gattung, 1 Konsumvereinsladen, 10 Kramläden und 1 Wirtshaus, das von der Gemeinde zu 770 Rubel jährlich verpachtet wird.“

Nach den verschiedenen Kalenderstatistiken wirkt zurzeit als katholischer Pfarrer Bernh. Leibham; als Lehrer sind R. Böhm, E. Stankewitsch und J. Fischer tätig, die 183 Kinder unterrichten. Ander Spitze der russischen Landsch.-Schule steht Wend. Schlosser.



Baden bildet ein eigenes Wolostamt des Kreises Odessa. Als Wolostvorsteher und Gemeindeältester amtet Wendel Staus, als Gehilfe Sebast. Halter, als Schreiber Karl Bischoff jun. Poststation ist Selz. Vorsitzender des Wolostgerichts ist Anton Hunecker, Richter sind Jos. Volk, Joh. Pfeiffer und R. Wegmann. ✓

Als Beweis für das kräftige Wachstum der Kolonie mag dienen, dass 1820 nur 140 männliche und 104 weibliche Einwohner, 1859 schon 149 Häuser mit 1034 Seelen, 1905 aber 1649 Einwohner gezählt wurden; jetzt sind 242 Hofstellen mit 1814 Seelen vorhanden. Eine Abnahme der Bevölkerung durch Auswanderung, wie wir sie vielfach in andern deutschen Gemeinden Südrusslands finden, hat hier also nicht stattgefunden. ✓

### Neu-Baden

im Gouvernement Cherson, Kreis Ananjewka, Poststation Janowka, wurde 1867 anscheinend aus dem Bevölkerungsüberschuss der rasch anwachsenden, im Jahre 1808 angelegten Kolonie Baden auf einem Gebiet von 2046 Dessjatinen gegründet und hat jetzt 305 Einwohner. Dorfschulze ist L. Braunagel, Gehilfe A. Wangler, Schreiber Ign. Most.

Neu-Baden gehört zur Pfarrei Wolkow, der als katholischer Pfarrer Lor. Wolf, als Küster Ad. Braun vorsteht. Als Lehrer wirkt Franz Deschner, der 26 Kinder zu unterrichten hat. ✓

### Durlach.

Über die Kolonie Durlach in Taurien konnte ich den Kalendern leider nur statistische Nachrichten entnehmen. Gegründet wurde sie bereits 1804; ihr Areal beträgt 804 Dessjatinen, ihre gegenwärtige Seelenzahl 139. Sie gehört zum Kreis Melitopol; Poststation ist Halbstadt. Als Gemeindeältester wirkt Jak. Schatz, als lutherischer Lehrer H. Greschmann, der 13 Schüler unterrichtet. Die Gemeinde gehört zur lutherischen Pfarrei Prischib. Der ihr von Anfang ab zur Verfügung gestellte Gemeindebezirk hat wegen seines geringen Areals anscheinend keine weitere Entwicklung gestattet.

### Friedrichsfeld.

Friedrichsfeld gehört zu denjenigen deutschen Kolonien in Südrussland, deren Name in den verschiedenen Gouvernements mehrmals wiederkehrt. Anscheinend ist der Name auf das badische Friedrichsfeld zurückzuführen, über dessen verhältnismäßig junge Geschichte Prof. Dr. Walter in den Mannheimer Geschichtsblättern von 1903 eingehend berichtet hat. Zunächst liegt ein

### Friedrichsfeld

im Gouvernement Bessarabien im Kreise Akkerman und gehört zum Wolostamt Klöstitz, das gleichzeitig auch als Poststation dient. Sein Gründungsjahr steht nicht fest, die Dorfmark umfasst 3800 Dessjatinen. Die Seelenzahl beträgt nur 58, so dass kein eigener Dorfschulze vorhanden ist. Da die Zahl der Einwohner in keinem Verhältnis zur Größe der Dorfmark steht, müssen wohl ungünstige äußere Umstände die Entwicklung der Kolonie aufgehalten haben.

### Friedrichsfeld

im Gouvernement Taurien, Kreis Simferopol, liegt im Wolostamt Halbstadt; Poststation ist Prischib. Es wurde im Jahre 1812 gegründet; seine Dorfmark umfasst 4130 Dessjatinen. Die Einwohnerzahl beläuft sich zurzeit auf 936 Köpfe. Im Jahre 1859 wohnten in 80 Häusern schon einmal 999 Seelen; 1905 waren nur noch 845 vorhanden. Obwol seitdem wieder eine Mehrung von 90 Köpfen eingetreten ist, konnte die vor 50 Jahren vorhandene und durch Auswanderung verminderte Einwohnerzahl immer noch nicht wieder ihren alten Stand erreichen.

### Friedrichsfeld

im Gouvernement Stawropol am Kaukasus, das politisch eigentlich schon zu Asien zählt, Kreis Medweschje, Wolostamt Pokrowskaja. Poststation ist Blagodatnaja. Es wurde erst 1885 aus Bevölkerungsüberschüssen auf einem Bezirk von 2270 Dessjatinen angelegt und zählt jetzt 500 Einwohner. Dorfschulze ist Daniel Schneider; die lutherische Lehrstelle, zu der 36 Kinder gehören, ist zurzeit unbesetzt. Die Gemeinde gehört zur lutherischen Pfarrei Stawropol. Die Mennoniten besitzen in der Person von A. Bechthold einen eigenen Prediger; ihre 60 Kinder werden von Joh. Wolf und Andreas Gretsckin unterrichtet.

### Friedrichsfeld.

Ein weiteres Friedrichsfeld, das zur lutherischen Pfarrei Rosenfeld gehört, konnte ich im Lande der Donischen Kosaken in dem Dreieck zwischen Don und Denez ermitteln. Es sind dort 20 lutherische Kinder vorhanden, die von Lehrer Joh. Riegel unterrichtet werden. Weitere Nachrichten über diese Kolonie konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Da wir auch hier, wie in dem vorgenannten Friedrichsfeld, nur Lutheraner haben, scheint es sich um eine aus dem Bevölkerungsüberschuss des taurischen Friedrichsfeld gegründete Tochterkolonie zu handeln.



## Heidelberg.

Die Kolonie Heidelberg gehört wie Leitershausen und Waldorf zu jenen Neugründungen, die anfangs des 19. Jahrhunderts im Gouvernement Taurien im Flussgebiet der östlich der Halbinsel Krim in das Schwarze Meer mündenden Molotschna in einer vorher wilden und öden Gegend entstanden sind. Zu ihrem 100jährigen Bestehen hat Pater Keller, wie bereits im „Heidelberger Tagblatt“ vom 11. Februar 1911 Nr. 26 mitgeteilt, im „Deutschen Volkskalender für Stadt und Land für 1911“ (Druck- und Verlag des Klemens-Vereins in Odessa) folgendes berichtet:

„Diese Kolonie wurde im Jahre 1810 an dem Ursprung des Steppenflüsschens Karatschokrak von 22 Familien deutscher katholischer Auswanderer gegründet. Die Kolonisten sind größtenteils Badener aus den Gegenden von Mannheim, Heidelberg und Rastatt und kamen unter der Anführung des Obmannes Franz Breys im Frühjahr 1810 an den Ort der Ansiedlung, wo sie eine wüste, öde Steppe, dicht bewachsen mit Bockshorn (Rasen) und manns-hohem Burian, eine Behausung von Wölfen und anderen wilden Tieren, antrafen.

Die Kolonie befindet sich 18 Werst nordwestlich von dem Wolostamt Prischib, 60 Werst von der Kreisstadt Melitopol und 30 Werst von der Gouvernementsstadt Simferopol. Heidelberg ist an beiden Seiten des unbequemen Tales angelegt, und zwar in zwei, die Hinterfronten sich zuwendenden Häuserreihen, welche durch das mit Obst- und Gemüsegärten bepflanzte Tal getrennt werden. Die Kolonie hat auf diese Weise zwei Straßen erhalten, denen gegenüber sich die Dreschplätze (Tennen) befinden. Die Oberfläche der Landmarkung ist an vielen Stellen hügelig. Der Boden besteht meistens aus guter Schwarzerde mit lehmigem Untergrund und ist für die meisten Getreidearten sehr geeignet. Die Brunnen im Tal haben 3—4 Fuß Tiefe mit etwas salpeterhaltigem Wasser. Bei ihrer Ankunft waren die Kolonisten mit nur wenigen Ausnahmen gänzlich mittellos und ganz auf die Unterstützung der Regierung angewiesen. Deshalb gab die Krone jedem Wirt 60 Dessjatinen (zu 1,09 ha) Land, 200 Rubel Banko zur Anschaffung zweier Pferde, eines Wagens, einer Kuh und für Saatfrucht, die zum Teil aus weiter Ferne geholt werden musste. Damals kaufte man für 200 Rubel Banko mehr als heute für 600 Rubel Silber. Das Bauholz für ein Kolonistenhaus von 8 Faden Länge und 4 Faden Breite mit Herstellung kostete etwa 105 Rubel Banko,

das sind ungefähr 36 Rubel Silber. Die im Frühjahr 1811 geringe und infolge schlechter Ackergeräte und Unkenntnis des Bodens nur mangelhaft bestellte Aussaat traf noch einen trocknen Sommer, so dass kaum der fünfte Teil der Ansiedler das Brot erntete. Der im Volksmund bekannte „Franzosenwinter“ von 1812 mit seiner grimmigen Kälte war ebenfalls nicht geeignet, den noch größtenteils in Erdkellern wohnenden und solcher Ereignisse ungewohnten Kolonisten neuen Mut einzuflößen.

Ein bis sechs Wochen andauerndes Schneegestöber mit wütendem Sturm, abwechselnd mit 20—26 Grad Kälte, gegen die ein deutscher Zwilchkittel nicht zu schützen vermochte, machte manchen Familienvater vor der Zukunft erzittern. Die Mehrzahl wurde in ihren Hütten eingeschneit, so dass ein Ausgang nur durch den Schornstein möglich war. Das Getreide wurde in Ermanglung von Mühlen meistens roh gegessen, oder wo Mehl vorhanden war, in der noch glühenden Asche zu Flammkuchen gebacken. In dem ersten Jahrzehnt wurde die Entwicklung der neuen Kolonien durch verschiedene störende Einflüsse und Ereignisse gehemmt; bald entstanden Krankheiten, die eine große Zahl der neuen Ansiedler ins Grab brachten, bald kreperte die letzte Kuh oder das Zugvieh, so dass wieder die Krone die armen Kolonisten unterstützen musste. Auch ihre wenigen landwirtschaftlichen Produkte konnten die Ansiedler nur selten zu einem annehmbaren Preise verkaufen, weil sich in der nur spärlich bewohnten Umgegend nur wenige Käufer fanden. Daher waren die Kolonisten aus Mangel an Geld mehr auf den Tauschhandel angewiesen. Man gab z. B. für ein Maß Kalkerde ein Maß Roggen, für ein Pud Salz zwei Pud Weizen. Oft fuhr man 100—200 Werst, um ein Pud Weizenmehl für den damals hohen Preis von einem Rubel Banko zu verkaufen.

Die Heidelberger gehörten anfangs nicht zu den Friedfertigen, sondern im Gegenteil hatten sich Unfriede, Streitsucht und Parteilichkeit in der neuen Ansiedlung eingenistet, infolgedessen viele Tugenden ihrer Vorfahren, besonders die deutsche Treue und Redlichkeit beinahe vergessen und die allgemeine Sittlichkeit tief gesunken war. Doch der liebe Gott schickte sie von den Jahren 1825—1833 in die Leidenschule, wo sie wieder Gottesfurcht, den Anfang aller Weisheit, Friedfertigkeit und Nächstenliebe lernten. Auch hatten sie damals das Glück, in der Person des Kolonisten Joseph Ader einen tüchtigen Dorfschulzen zu bekommen, der



durch seine Einsicht, Klugheit und christliche Gesinnung bald wieder Ordnung und Friede in die Gemeinde brachte.

Noch mehr Einfluss auf das sittliche Gedeihen der Gemeinde hatte der erste Pfarrer, als im Jahre 1819 in Heidelberg eine eigene Pfarrei gegründet war, P. Staschewski. Ebenso hatte Heidelberg in dem menschenfreundlichen und friedliebenden Pfarrer P. Ozuschinski einen ausgezeichneten Seelsorger, der elf Jahre den neuen Kolonisten ein treuer, unermüdlicher Hirte und liebevoller Vater in dem großen Hungerjahr 1833 war.

Die Pfarrkirche in Heidelberg wurde im Jahre 1841 nach einem von dem Kolonialarchitekten entworfenen Plane gebaut, wozu die Regierung 41 000 Rubel Banko verabfolgte. Auch eine Orgel wurde aus dem Schwarzwald verschrieben, die wahrscheinlich die erste in den südrussischen Steppen war.

Das Pastorat steht in ziemlicher Entfernung der Kirche gegenüber und wurde in den Jahren 1821—1824 von der Krone erbaut. Auch wurde zu jener Zeit ein geräumiges Schulhaus neben dem Pastorat errichtet.

In Wald- und Plantagenanlagen waren die Heidelberger lange Zeit rückständig, aber dafür waren sie im Ackerbau und Viehzucht den anderen Kolonien voraus. Das Gemeindeland beträgt 5880 Dessjatinen, Landlose gibt es daselbst 35 Familien.

Gegenwärtig zählt Heidelberg 142 Hofstellen mit 1111 Seelen, alle katholischer Konfession, eine Pfarrkirche, eine Schule mit 2 Lehrern und 120 Schulkindern. Ferner befinden sich daselbst 5 Schmiede, 5 Stellmacher, 1 Tischler, 5 Schuster, 2 Färber, 1 Konsumvereinsladen, 4 Kramläden, 6 Windmühlen, 1 Gasmotor, 1 Ziegelei, 1 Fischergesellschaft, 1 Monopolka (Schnapsschenke), 3 Weinschenken und 1 Bierhalle.“

Dem Aufsatz ist eine Abbildung der Pfarrkirche, einer Frohnleichnamsprozession, einer Schülergruppe vor dem Schulhaus und des Konsumvereinsgebäudes beigegeben.

Nach den Kalenderstatistiken liegt Heidelberg im Gouvernement Taurien, Kreis Melitopol, Wolostamt Halbstadt; Poststation ist Prischib. Als Dorfältester fungiert Val. Bobb, als Schreiber Georg Weber, als katholischer Pfarrer seit 1897 Joh. Hoffmann, als Küster Fried. Die von den Lehrern Fr. Grommut und A. Fuchs geleitete katholische Schule besuchen 120 Schulkinder.

### Karlsruhe.

Wie der Name Friedrichsfeld kommt auch der Name Karlsruhe wiederholt unter den deutschen Kolonien in Südrussland vor.

#### Karlsruhe<sup>5</sup>

im Gouvernement Cherson. Die Geschichte dieser Kolonie, welche zum Beresaner Kolonistenbezirke im Kreise Odessa gehört, ist von P. Konr. Keller wiederholt behandelt worden und zwar im „Wirtschaftskalender für 1909“ S. 105—108 (Odessa, Nitsche), in der Zeitschrift „Deutsche Erde 1909“ S. 208—209 (Gotha, Perthes) und im „Deutschen Volkskalender 1910“ S. 114—119 (Odessa, Klemensverein). Von den am Oberlauf des Beresan, eines bei der Stadt Otschakow in das Schwarze Meer mündenden Steppenflusses gelegenen deutschen Kolonien sind Landau, Sulz, Karlsruhe, München und Rastatt die bekanntesten. Über Karlsruhe entnehmen wir aus der zuletzt genannten Quelle folgendes:

„Die Kolonie Karlsruhe wurde 1810 auf der Kronsteppe in einem Seitental des Beresan (Fuchstal oder Lisitzaja Balka genannt) angelegt. Dieses Tal nimmt seinen Anfang 7 Werst nördlich von Karlsruhe und mündet 10 Werst südöstlich bei der Kolonie Sulz in den Beresan. Zur Zeit der Ansiedlung war der Ort unbewohnt, nur zwei große schattenspendende Bäume waren daselbst vorhanden. Der Boden der Landmarkung ist Schwarzerde, zum Teil 1—2 Fuß tief mit einer Unterlage von Lehm und stellenweise von Kies. Anfangs war der jungfräuliche Boden sehr fruchtbar, aber von 1820—1840 nahm die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr ab und lieferte selten eine gute Ernte. Gewöhnlich sind ausgangs April und anfangs Mai starke Fröste, welche das Wachstum verhindern, und kommt dann Mitte Mai starke Hitze und kein Regen, so ist die Mißernte fertig. Wald, Obstgärten und Weinberge wurden im Jahre 1842 angelegt, aber mit dem Weinbau wollte es nicht vorwärts gehen und die Weinberge wurden bald wieder aufgelassen; doch hat man gegenwärtig wieder Weinberge angelegt. Steinbrüche gibt es daselbst viele, aber die Steine sind zu hart und von geringer Güte. Den Namen Karlsruhe bekam die Kolonie von dem Liebentaler Oberschulzen Franz Brittner, weil die meisten Kolonisten aus dem Großherzogtum Baden stammten.

Ursprünglich wurden in Karlsruhe 71 katholische Familien angesiedelt, von denen 42 aus dem Großherzogtum Baden, 26

<sup>5</sup> Vgl. hierzu *W. Groos*, a. a. O. S. 32—34.



aus der bayerischen Pfalz und 3 aus dem Elsass zugewandert waren. An der russischen Grenze wurden sie 1809 in Empfang genommen und nach Odessa geleitet, wo sie in den Liebentaler deutschen Kolonien Winterquartiere fanden. Vom Überschreiten der Grenze ab erhielten die Auswanderer auf die Person 10 Kopeken Tagegelder und jede Familie dann zum Ankauf von Zugvieh und Wagen 100 Rubel Banko und für eine Kuh weitere 35 Rubel.

Einige Kolonisten empfangen auch Hausgeräte, z. B. Hacken, Spaten, Sensen, Dangelhämmer und 3 oder 4 Spinnräder. Ferner bekam jede Familie zum Hausbau genügend Holz und Rohr. Die Häuschen wurden gestampft unter Anleitung von hiezu angestellten Kolonisten aus dem Liebentaler Kolonistengebiet. Die meisten dieser Häuschen fielen nach einigen Jahren wieder zusammen und mussten mit gebrannten Ziegelsteinen neu aufgebaut werden.

Die erste Kirche in Karlsruhe wurde 1820, die jetzige hübsche gotische Kirche 1884 von dem Pfarrer Jakob Selinger erbaut. In Karlsruhe befindet sich gegenwärtig ein Progymnasium mit 220 Zöglingen, ferner ein Waisenhaus mit 59 Pfleglingen. Beide Anstalten hat die Kolonie dem Eifer und der Energie des Pfarrers Jakob Scherr zu verdanken. Die Kolonie besitzt 5450 Dessjatinen Gemeindeland, das auf folgende Weise verteilt ist: Hofplätze 40, Gemüsegärten 19, Weiher und Dämme 60, Steinbrüche 20, Lehmlöcher 5, Abhänge 10, Fahrwege 25, Wald 12, Ackerland 3204, Viehweide 2015 Dessjatinen.

Das Dorf zählt zurzeit 121 Hofstellen mit 1875 Seelen und eine hübsche Gemeindeschule mit 120 Schulkindern, die von 3 Lehrern unterrichtet werden. An Industrie und Gewerbe ist vorhanden: 1 Dampfmühle, 3 Windmühlen, 1 Schmied, 1 Schneider, 1 Schuster, 1 Korbflechter, 1 Fleischer, 6 Makler, 4 Kramläden, 1 Konsumvereinsladen, 1 Trakteur und 1 Weinkeller.“

Anschließend an diese Schilderung gibt P. Keller dann noch ein genaues Namensverzeichnis der ersten Ansiedler mit Angabe der Familienglieder und der alten Heimat nach dem Stande aus dem Jahre 1812. Auf die Wiedergabe der Namen muss hier wegen Raummangels leider verzichtet werden, nur soviel sei hervorgehoben, dass namentlich Malsch öfters als Heimatort genannt wird. Illustriert wird der Aufsatz durch eine Gesamtansicht von Karlsruhe, auf der uns die gotische Kirche recht stattlich entgegentritt, und durch eine Abbildung des ausgedehnten Häuserblockes, welcher das Scherrsche Progymnasium beherbergt.

Nach den Kalenderstatistiken liegt Karlsruhe im Gouvernement Cherson, Kreis Odessa, Wolostamt Landau, zu dessen Postbezirk es auch gehört. Als Dorfschulze wirkt Jos. Hopfauf, als Gehilfe Jak. Ihly, als Schreiber A. Gratz. Als katholischer Pfarrer wirkt Jos. Beilmann, der auch Inhaber und Religionslehrer des Progymnasiums von P. J. Scherr ist, als Küster Jos. Hopfauf. Es sind 180 katholische Schulkinder vorhanden, die von den Lehrern D. Thomas, V. Schu und G. Kulikowski unterrichtet werden. Da Karlsruhe im Jahre 1820 nur 163 männliche und 177 weibliche Einwohner zählte, kann die Kolonie mit gegenwärtig 1875 Seelen auf eine recht erfreuliche Entwicklung zurückblicken.

#### Karlsruhe

im Gouvernement Taurien, Kreis Feod, Poststation Kolai, Wolostamt Totanai. Sein Gründungsjahr konnte ich nicht ermitteln. Dorfschulze ist And. Dubs, Gehilfe Joh. Dubs, Schreiber Philipp Zeeb. Als lutherischer Lehrer wirkt Chr. August, der 59 Kinder unterrichtet. Die Gemeinde gehört zur lutherischen Pfarrei Hochstadt.

#### Karlsruhe

im Gouvernement Stawropol (Kaukasus), Kreis Medweshje Poststation Sotnikow, wurde erst 1880 auf einem Gebiete von 2500 Dessjatinen angelegt und zählt jetzt bereits 1508 Einwohner. Dorfschulze ist Alex. Werle, Gehilfe Georg Han, Schreiber Joh. Kreiter. Als lutherischer Lehrer ist H. Jesse, der 155 Kinder unterrichtet, tätig. Die Gemeinde gehört wie das benachbarte Friedrichsfeld zu der von Pastor A. Schulz verwalteten lutherischen Pfarrei Stawropol.

#### Neu-Karlsruhe

im Gouvernement Cherson, Kreis Odessa, Wolostamt und Poststation Poltawka, wurde wol als Tochterkolonie aus dem Bevölkerungsüberschuss des älteren Karlsruhe im Kreise Odessa im Jahre 1867 auf einem Gebiete von 2307 Dessjatinen gegründet und zählt 199 Einwohner. Dorfschulze ist Paul Landeis, Gehilfe Joh. Schmitt, Schreiber A. Smetana.

Neu-Karlsruhe gehört zu dem katholischen Dekanat Nikolajew; als katholischer Lehrer wirkt Chr. Asbenleiter, der 28 Kinder unterrichtet. Die Bevölkerungszahl steht nicht im richtigen Verhältnis zur Größe der Dorfmark.

#### Karlsruh.

Karlsruh im Gouvernement Taurien, Kreis Simferopol, Wolostamt Halbstadt, ist von den drei andern Karlsruhe getrennt



zu halten, da es sich ohne e am Ende schreibt. Es wurde 1816 auf einem Bezirk von 2146 Dessjatinen gegründet und zählt jetzt 325 Seelen. Als Dorfschulze wirkt Jakob Maier. Weitere Nachrichten hierüber konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

### Leitershausen.

Die Kolonie Leitershausen liegt ebenso wie Heidelberg und Waldorf an der Molotschna. Zu ihrem 100jährigen Bestehen berichtet Pater Keller, wie bereits im „Heidelberger Tageblatt“ vom 11. Februar 1911 Nr. 26 mitgeteilt, folgendes:

„Leitershausen wurde im Jahre 1810 von 43 katholischen und 5 lutherischen Familien an dem Steppenfluss Indekorin angelegt. Die Ansiedler dieser Kolonie, meist Badener aus der Gegend von Mannheim und Heidelberg und einige Übrerrheiner (Elsässer), kamen im Frühjahr 1810 unter der Anführung ihres Obmannes und nachherigen Schulzen Johannes Derk an den Ort der Ansiedlung, der aber ganz öde und verwildert aussah. Diese Kolonie befindet sich 17 Werst von dem Wolostamt Prischib, 37 Werst von der Kreisstadt Melitopol und 304 Werst von der Gouvernementsstadt Simferopol. Die Oberfläche des Bodens enthält beinahe durchschnittlich  $\frac{1}{2}$  Arschin tiefen Schwarzerdboden mit einem Untergrund von gelbem Lehm. Das Wasser in den Brunnen ist süß und ohne Salpetergehalt. Die Lage des Ackerlandes ist meistens eben und bequem. Die Bäume in den Gärten und Plantagen gedeihen sehr gut. Der Wald ist auf beiden Seiten des Dorfes im Jahre 1845 angelegt worden.

Die Kolonie wurde von ihrem ersten Dorfschulzen Johannes Derk nach seinem Geburtsort in Deutschland „Leitershausen“ genannt und von der Obrigkeit bestätigt. Außerordentliche Unterstützungen erhielten einige arme Kolonisten durch 4 Pflüge und 4 Paar Ochsen. Die eigenen Mittel, welche die Kolonisten aus der alten Heimat mitbrachten, bestanden in etwa 250 Taler. In sittlicher Beziehung waren die Leitershausener ziemlich im Rückstand, sodass die Obrigkeit oft einschreiten musste und 2 Familien wegen Liederlichkeit auf 2 Jahre zu den Kronarbeiten nach Jekaterinoslaw verurteilt wurden. Auch in Bezug auf Arbeitsamkeit, Fleiß und landwirtschaftliche Betriebsamkeit blieben sie rückständig. So trieben sie noch lange die kleinrussische Viehzucht, während andere Kolonien sich schon eine bessere Rinderrasse angeschafft hatten; ebenso wurden die spanischen

Schafe bei ihnen zuletzt eingeführt. Jedoch seit 1830 begann in Leitershausen ein Umschwung zum Besseren, so dass es bald alle Nachbarn im Ackerbau und andern ländlichen Gewerben überflügelte.

Das jetzige Bethaus in Leitershausen ist im Jahre 1860 erbaut worden. Diese Kolonie bildet eine Filiale der Pfarrei Kostheim.

Das Gemeindeland beträgt 3036 Dessjatinen. Landlose sind 20 Familien. Gegenwärtig zählt Leitershausen 67 Hofstellen mit 446 Seelen, alle katholischer Konfession, ein Bethaus, eine Schule mit 2 Lehrern und 88 Schulkindern. Dasselbst befinden sich: 3 Schmiede, 5 Stellmacher, 1 Tischler, 1 Schuster, 2 Windmühlen, 1 Gasmotor, 1 Kramladen, 1 Weinschenke und 1 Bierhalle.“

Dem Aufsatz ist eine Abbildung des Bethauses und der Schule sowie ein Straßenbild beigegeben.

Nach den Kalenderstatistiken liegt Leitershausen im Gouvernement Taurien, Kreis Melitopol, Wolostamt und Poststation Prischib. Als Dorfschulze fungiert Gottl. Kolmüller, als Schreiber Fr. Fuchs. Die Kolonie gehört zur katholischen Pfarrei Kostheim, die seit 1877 von Pfarrer Zerr mit Unterstützung von Vikar Eisenkrein versehen wird. Die von Lehrer Frd. Fuchs geleitete katholische Schule besuchen 91 Kinder.

### Mannheim.

Unter den deutschen Kolonien in Südrussland ist, ähnlich wie Friedrichsfeld und Karlsruhe, auch der Name „Mannheim“ wiederholt vertreten. Am bekanntesten ist wol

#### Mannheim

im Kutschurganer Kolonistenbezirke, zu dem auch Selz, Kandel, Straßburg, Baden und Elsass gehören. Zum 100jährigen Jubiläum ihres Bestehens hat Pater Keller in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ (Gotha, Verlag Perthes) 1908, S. 213—217, einen geschichtlichen Überblick über ihre Entwicklung gebracht. Auch bei der Jubiläumsfeier der Stadt Mannheim sind in den „Mannheimer Geschichtsblättern“ 1908, Sp. 36—38 und 1909, Sp. 63, einige Aufsätze erschienen, welche sich mit der Kolonie Mannheim beschäftigen. Über sie berichtet Pater Keller folgendes:

„Die Kolonie wurde im Jahr 1809 an dem Steppenfluss Barabai, 40 Werst nordwestlich von der Kreisstadt Odessa angelegt. Im Jahr 1808 sammelten sich Auswanderer, und zwar aus dem Großherzogtum Baden 26 Familien, aus dem Elsass 16 Familien,



aus der bayerischen Pfalz 8 Familien, zusammen 50 Familien mit 105 männlichen und 90 weiblichen Seelen, und unternahmen, in drei Partien geteilt, die Auswanderung nach Russland. Diese Auswanderer wurden in Lauingen an der Donau eingeschifft und fuhren zu Wasser bis Wien. Von Wien nahmen sie den Landweg durch Österreich, Mähren und Galizien bis zur russischen Grenzstadt Radziwilow, wo sie einen Monat ausruhten. Währenddessen kamen noch 10 Familien aus Preußisch-Polen, die sich vor 5 Jahren in Polen angesiedelt hatten, und schlossen sich der zweiten von den genannten Partien an. Im Herbst kamen alle diese Auswanderer glücklich in Odessa an und wurden durch Verfügung der Kolonialobrigkeit in die unweit Odessa vor 5 Jahren gegründeten deutschen Kolonien in die Winterquartiere gelegt.

Im Frühjahr 1809, am 6. April, versammelten sich alle diese Kolonisten unter der Anführung des Liebentaler Oberschulzen Franz Brittnner und zogen nach dem Ort, wo sich jetzt die Kolonie Mannheim befindet. Das Land, auf dem die Kolonie angelegt wurde, gehörte vorher dem Gutsbesitzer Petro, von dem es die Krone käuflich erworben hatte. Es befanden sich daselbst sechs steinerne Häuser, von denen zwei noch im Jahre 1848 von den Kolonisten bewohnt wurden, die vier anderen aber wegen Untauglichkeit abgetragen werden mussten. Die Vorschussgelder bekamen diese Kolonisten ebenfalls von der Krone wie in den Kutschurganer Kolonien; das aus Deutschland mitgebrachte Vermögen dieser Ansiedler belief sich auf 2150 Rubel.

Die Ansiedler nannten ihre Kolonie zuerst „Mariä-Hilf“, aber im Jahre 1810 wurde dieselbe durch Verfügung der Obrigkeit in Mannheim umgenannt. Der Boden der Landmarkung ist meistens gute Schwarzerde, an einigen Stellen jedoch mit Salpeter gemischt. Die erste Kirche wurde in Mannheim im Jahre 1811 (?) erbaut, der Bau der jetzigen Pfarrkirche 1850 vollendet.

Gegenwärtig zählt diese Kolonie 208 Hofstellen mit 1777 Einwohnern, alle katholischer Konfession, und hat eine Pfarrkirche, ein Pastorat, 2 Schulen mit 5 Lehrern und 258 Schulkinder. Die Kolonie Mannheim besitzt 3705 Dessjatinen Gemeindeland, das zurzeit auf folgende Weise verteilt ist: Hofstellen 103, Gemüsegärten 25, Weinberge 15, Wald 8, Wasser 2, Steinbrüche 27, Lehmgruben 1, steile Hänge 13, Fahrwege 30, Ackerland 2551<sup>1</sup>/<sub>5</sub>, Wiesen 169 und Viehweide 1061 Dessjatinen. Weizenland sind 300 Dessjatinen vorhanden. In dieser Kolonie befinden sich 2 Dampfmühlen,

1 Ölmühle, 1 Konsumvereinsladen, 9 Kramläden, 4 Weinstuben und 1 Einkehrhof.“ Die Zahl der Handwerker ist leider nicht näher angegeben.

Nach den Kalenderstatistiken zählte Mannheim im Jahre 1826 nur 160 männliche und 159 weibliche Einwohner gegen 1777 von heute.

Es liegt im Gouvernement Taurien, Kreis Odessa, Poststation Jeremejewka, und bildet ein eigenes Wolostamt, zu dem noch die Kolonie Elsass gehört. Als Wolostvorsteher wirkt Joh. Müller, als Gehilfe Gab. Kraft, als Gemeindeältester Jos. Schneider, als Gemeindeschreiber Karl Feist, als katholischer Pfarrer Johann Dobrowolski, als Küster und Religionslehrer Lor. Adler. In der Schule unterrichten Rochus Böhm, W. Dubko, M. Vetsch und 2 russische Lehrer.

#### Mannheim.

Ein zweites Mannheim im Gouvernement Cherson, Kreis Odessa, gehört zum Wolostamt Kronau, das auch seine Poststation ist. Es wurde anscheinend aus dem Bevölkerungsüberschuss des vorgenannten älteren Mannheim im Jahre 1870 auf einem Bezirk von 1200 Dessjatinen gegründet und zählt 205 Seelen. Dorfschulze ist Joh. Hirsch, Gehilfe Peter Zerr, Schreiber Val. Glabner.

#### Mannheim

im Gouvernement Samara, Kreis Nowousensk, gehört zum Wolostamt Feodorowka und wurde 1860 gegründet. Es zählt 1674 Einwohner. An seiner Spitze steht als Dorfschulze Härter, als Schreiber Schmidt.

#### Neu-Mannheim

im Gouvernement Cherson, Wolostamt Schirokoje, ist eine Gründung neueren Datums, bildet aber bereits ein katholisches Pfarramt unter Pfarrer Jos. Malinowsky; als katholischer Lehrer wirkt Joh. Schindler, der 40 Kinder unterrichtet.

#### Rastatt.<sup>6</sup>

Rastatt gehört zu denjenigen deutschen Kolonien, welche ebenso wie Karlsruhe 1809/10 am Oberlauf des Beresan angelegt wurden. Zum 100jährigen Jubiläum ihres Bestehens hat Pater Keller, wie bereits im „Rastatter Tagblatt“ vom 9. Februar 1911 Nr. 33 berichtet, im „Deutschen Volkskalender für 1910“ (Odessa, Klemensverein) ungefähr folgendes mitgeteilt:

<sup>6</sup> Vgl. hiezu *W. Groos* a. a. O., S. 29.



Die Kolonie Rastatt im Gouvernement Cherson wurde im Frühjahr 1810 an dem Steppenfluss Tschitschekleja gegründet. Damals war dieser noch sehr wasser- und fischreich; an beiden Ufern wuchs viel Rohr, in dem zahlreiche Wölfe und anderes Getier hausten. Am rechten Ufer lehnte gegen einen hohen, zackigen Berg eine lange, terrassenförmige Anhöhe, auf welcher die Kolonien Rastatt und München angelegt wurden. Die neuen Kolonisten wurden von dem Oberschulzen des Liebentaler Bezirks, Franz Brittner, an den Ort ihrer Ansiedlung geleitet und mit den nötigen Anweisungen versehen. Bis zur Fertigstellung der von der Regierung zu erbauenden Häuser mussten die Neuankömmlinge zum Schaden ihrer Gesundheit zunächst noch in Rohrhütten wohnen. Bald stellten sich Krankheiten ein und rissen große Lücken in den Kolonistentrupp. Die ersten Jahre waren für alle Ansiedler hart und bitter, trotzdem sie von der russischen Regierung mit Geld, Acker- und Wirtschaftsgeräten unterstützt wurden. Je drei Familien erhielten 3 Paar Ochsen, einen Pflug und eine Egge, um gemeinsam zu ackern und zu säen. Alle Materialien zum Häuserbau und zum Betrieb der Landwirtschaft wurden von dem Lieferanten Hermann aus Odessa geliefert.

Von den ersten Ansiedlern stammten 12 aus Bretten, 1 aus Bruchsal (Klein), 20 aus Weißenburg i. E., 15 aus Speyer, 7 aus Annweiler, 5 aus Germersheim, 1 aus Philippsburg (Haffner), 13 aus Waibstadt, 8 aus Ettlingen. Aus Rastatt waren folgende, die ich aus lokalem Interesse namentlich aufführen will: Friedrich Schmidt, Johann Schmidt, Johann Fröhlich, Matthias Koffler, Joseph Koffler, Joseph Oberle, Joseph Hauer (ausgestorben), Joseph Feininger (ausgestorben), Joseph Koch, Jakob Ell, Ignatz Fröhlich, Johann Kistner, Xaver Heck und Joseph Heck. Dazu kamen noch einige Familien aus Gernsbach, Landau, Trier, Mähren und Brandenburg.

Die Ländereien von Rastatt sind sehr unzweckmäßig verteilt, indem die Breite kaum 2 Werst, die Länge dagegen bis 12 Werst beträgt. Hierdurch wird der Betrieb der Landwirtschaft sehr zeitraubend. Der Boden besteht meist aus der äußerst fruchtbaren Schwarzerde, die sich deckenartig über Mergel, Sand und Kies ausbreitet, und bei guter Bearbeitung und günstiger Witterung reiche Erträge liefert. Die Gemarkung umfasst 5428 Dessjatinen und ist auf 91 Bauernwirtschaften verteilt.

Das Wasser in den Brunnen des Mitteldorfes ist viel besser und gesünder als das in den Brunnen des Ober- und Unterdorfes,

weshalb auch hier mehr Erkrankungen vorkommen. Bruchsteine gibt es in Menge bei dem Dorfe, doch sind sie als Baumaterial wenig geeignet. Die im Jahre 1820 angelegten Obstgärten und Weinberge lieferten nur geringe Erträge; bessere Erfolge brachten erneute Versuche im Jahre 1842, wo auch ein Wald angelegt wurde.

Eine eigene Pfarrei erhielt Rastatt im Jahre 1811; als erster Pfarrer wurde der Jesuitenpater Johannes Koewers angestellt. Dieser baute ein kleines Kirchlein, das bis 1872 als Pfarrkirche diente. Daneben ließ der Kolonist Johannes Koch auf dem Berge gegen Süden 1824 auf seine Kosten eine Marienkapelle errichten, welche später als Wallfahrtsort in Aufnahme kam.

Gegenwärtig leben in Rastatt 3691 Einwohner, die sich auf 278 Familien verteilen und alle katholisch sind. Es sind 2 Schulen mit 4 Lehrern und 305 Schulkindern vorhanden. Der Ortsvorsteher heißt Koffler, der Gemeindegemeinschafter Selinger; beide sind Abkömmlinge von Auswanderern aus Rastatt. Für die Befriedigung der Bedürfnisse sorgen 8 Krämerläden, ein Konsumverein, ein Gasthaus, eine Apotheke, eine Dampfmühle; ferner ist ein Wohltätigkeitsverein und eine Kreditgenossenschaft vorhanden.

Nach den Kalenderstatistiken zählte Rastatt im Jahre 1820 nur 245 männliche und 214 weibliche Einwohner gegen 3691 von heute, jedenfalls ein sehr erfreuliches Zeichen für die gedeihliche Entwicklung der Kolonie.

Rastatt liegt im Gouvernement Cherson, Kreis Ananjew, und bildet ein eigenes Wolostamt, zu dem die Kolonie München gehört. Poststation ist Mostowoje. Als katholischer Pfarrer wirkt seit 1875 G. Strömel, als Küster L. Selinger; es sind 305 Kinder vorhanden, die von den Lehrern P. Baumann, V. Dietrich und J. Fröhlich unterrichtet werden.

### Waldorf.

Auch die Kolonie Waldorf liegt wie Heidelberg und Leitershausen an der Molotschna. Über sie berichtet, wie bereits im „Heidelberger Tagblatt“ vom 11. Februar 1911 Nr. 36 mitgeteilt, Pater Keller folgendes:

„Diese Kolonie wurde im Frühjahr 1810 von 27 katholischen Familien an dem Steppenfluss Kukurlak angelegt. Die Ansiedler dieser Kolonie, meistens aus Badenern aus der Gegend von Durlach und einigen Elsässern bestehend, kamen im Spätherbst nach Jekaterinoslaw, von wo sie auf Verordnung des Oberrichters



Samuel Kantenius nach der schon angelegten Kolonie Alt-Montal in Winterquartiere gelegt wurden. Im Frühjahr 1810 kamen sie dann unter Anführung ihres ersten Schulzen Jakob Walter an den Ort der Ansiedlung, wo die armen Leute anfangen, sich für die erste Not Rohrhütten zu bauen und sich häuslich einzurichten. Das Dorf besteht aus einer Häuserreihe und ist an dem ziemlich hohen Talufer des genannten Flusses von Süden nach Norden angelegt. Die Kolonie befindet sich 12 Werst nördlich von dem Wolostamt Prischib, 62 Werst von der Kreisstadt Melitopol und 332 Werst von der Gouvernementsstadt Simferopol. Den Namen Waldorf bekam die Kolonie von ihrem ersten Schulzen Jakob Walter, der aber nachher zum Oberschulzen ernannt wurde und nach Kostheim übersiedelte. Dieser Walter war ein ziemlich gebildeter und dabei sehr energischer Mann, der bei der Ansiedlung und auch nachher den Kolonisten mit Rat und Tat zur Hand ging und viele wertvolle Aufzeichnungen aus jener Zeit hinterlassen hat, von denen ich in diesem Aufsatz manches gebrauchte.

Die meisten der Ansiedler waren arm und deshalb ganz auf die Unterstützung der Krone angewiesen. Das ganze von Deutschland mitgebrachte Vermögen belief sich auf 300 Taler.

Die Oberfläche des Bodens besteht aus guter Schwarzerde mit einem Untergrund von Lehm. Der Boden ist für die meisten Getreidearten sehr fruchtbar. Die Brunnen sind 15—40 Fuß tief, das Wasser ist gut. Merkwürdig ist, dass man an vielen Stellen beim Graben in einer Tiefe von 20 Fuß viele Menschenköpfe und bearbeitete Steinplatten fand, vielleicht von den alten Skyten herkommend. Wald und Plantagen wurden im Jahr 1845 angelegt.

Die Sitten der ersten Ansiedler von Waldorf werden in den ersten Urkunden bescheiden, gemütlich und friedfertig genannt, nur im Ackerbau blieben sie zeitweilig zurück. Doch bald lernten sie von ihren Nachbarn die Kenntnisse, die ihnen darin noch fehlten, und nach einigen Jahrzehnten war Waldorf eine reiche blühende Kolonie.

Die Kolonie Waldorf erbaute im Jahre 1903 ein hübsches Bethaus und bildet eine Filiale der Pfarrei von Heidelberg.

Das Gemeindeland von Waldorf beträgt 1930 Dessjatinen. Landlose gibt es daselbst 8 Familien.

Gegenwärtig zählt Waldorf 40 Hofstellen mit 227 Seelen, alle katholischer Konfession, eine Schule mit einem Lehrer und 38

Schulkindern. Es befinden sich daselbst 3 Schmiede, 3 Stellmacher, 1 Windmühle, 1 Ziegelei und 2 Weinschenken.“

Nach den Kalenderstatistiken liegt Waldorf im Gouvernement Taurien, Kreis Melitopol, Wolostamt und Poststation Prischib. Als Dorfschulze wirkt Joh. Hardock, als Schreiber G. Kaul, als Lehrer Lor. Kaul, der 46 Kinder unterrichtet.

Mit Waldorf ist wol die Reihe der nach badischen Orten benannten deutschen Kolonien in Südrussland erschöpft. In diesem Jahre können die deutschen Kolonien an der Wolga auf ihr 150jähriges Bestehen, das entsprechend gefeiert werden soll, zurückblicken. Wie schon in der Zeit ihres Einzuges werden noch jetzt die deutschen Kolonisten von ihren russischen Nachbarn mit schelen Augen angesehen. Nach der „Deutschen Orient-Korrespondenz“ vom Februar 1914 verstieg sich der „Swet“ zu folgendem Hetzartikel: „Es steht noch nicht fest, wie die Deutschen dieses Jubiläum begehen werden, aber Grund zum Feiern haben sie jedenfalls. Sie haben sich in diesen 1½ Jahrhunderten in Russland so festgesetzt und entwickelt, haben Reichtümer erworben und Landbesitz an sich gerissen, dass sie ein vollständiger Staat im Staate sind. Der Landerwerb im Westen und Süden durch Deutsche hat einen Umfang angenommen, der es zu einer zwingenden Notwendigkeit macht, das Kolonistengesetz so schnell als möglich zu verabschieden. Russland für die Russen!“ Hoffen wir, dass es unseren Stammesgenossen vergönnt sein möge, ihr bedrohtes Deutschtum trotz aller Verrussungsversuche doch noch recht lange zu erhalten.

## Nachtrag zu „Anton Rindenschwender“.

Von Oskar Herrigel.\* (Mit einem Bilde.)



Am Ende meiner Abhandlung über Anton Rindenschwender (Alemannia, dritte Folge, Band 4, Heft 3, 1912) habe ich angegeben, dass die Nachkommen verarmt und jetzt ausgestorben seien. Diese Notiz beruht auf den als Quelle angeführten Aufsätzen von R. Boss (gestorben als Buchhalter der Glashütte Gaggenau) im Rastatter Tageblatt 1902, der sein

\* Herr Pfarrer August Wasmer in Oberweier (A. Rastatt) teilt folgende Ergänzung mit:

**Anton Rindenschwender** (Sohn des Johannes) verheiratete sich in Oberweier, A. Rastatt, am 12. Juni 1747 mit der 16jährigen Maria Franziska



Material von Frau Jeanette Acker Wwe., einer Enkelin des Gaggenauer Oekonomierats und Tochter Ulrich Rindenschwenders, erhalten hat. Wie mir von verschiedenen Seiten mitgeteilt wird, leben, abgesehen von Nachkommen der weiblichen Linie, in Straßburg, Mannheim und Bruchsal auch solche des Mannesstammes. Nicht alle Nachkommen sind, wie Boss behauptet, verarmt, vielmehr sind einzelne in ganz geordneten Verhältnissen. „Fabrikinhaber Ulrich Rindenschwender“ in Gaggenau war 1825 Mitglied der zweiten badischen Kammer. Im folgenden Jahre änderte er seinen Namen in Rindeschwender um. Diese Form findet sich zuerst in einem kleinen gedruckten Hefte, das die Feier seiner goldenen Hochzeit am 8. Mai 1827 beschreibt. Der Rastatter Hofgerichtsadvokat Ignaz Rindeschwender (geb. 1. Februar 1787) sass von 1831 bis 1835 und von 1839 bis 1846 in der zweiten badischen Kammer. Durch seine Beteiligung an der Revolution sah er sich genötigt, nach Amerika zu flüchten, wo er im Staate Illinois am 19. September 1858 starb.

Wolf, die am 5. Oktober 1729 als fünftes und jüngstes Kind des dortigen Schulmeisters Thomas Wolf geboren wurde.

Thomas Wolf stammte von Rotenfels, wo sein Vater Adolf Wolf das Küferhandwerk betrieb und nebenbei auch die Schule besorgte.

Im Jahre 1718 wurde Thomas in Oberweier in provisorischer Eigenschaft, 1724 definitiv von der Gemeinde als Lehrer, Mesner und Organist angestellt. In dieser Stellung wirkte er lange Jahre überaus segensreich. Wenige Monate nach der Verheiratung seines jüngsten Kindes ließ er sich, weil er schwerhörig geworden war und seinen Dienst kaum mehr versehen konnte, in den Ruhestand versetzen. Er lebte von da an noch 14 Jahre und starb am 26. August 1761 im Alter von 74 Jahren.

Das Vermögen, das die Lehrerstochter ihrem später zu so großer Wohlhabenheit gelangenden Manne mit in die Ehe brachte, war sehr gering. Nach dem Bedbuch der Gemeinde Oberweier von 1731 besass ihr Vater folgende Liegenschaften: 4½ Viertel Ackerland, geschätzt zu 9 fl, 2½ Viertel Wiesen zu 9½ fl und 1½ Reben zu 9 fl gewertet. Später bei seiner Pensionierung erwarb er sich noch ein Haus, das mit einem Werte von 30 fl verzeichnet ist, dazu 2 Viertel Ackerland (5 fl) und 1 Viertel Wiesen (10 fl).

Wie Maria Franziska, so verheirateten sich auch ihre übrigen Geschwister nach auswärts, nur ihr jüngster Bruder, Franz Joseph, blieb in Oberweier zurück, woselbst er einen kleinen Krämerladen betrieb. Mit dessen Kindern erlosch zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Geschlecht Wolf in Oberweier, da 2 Söhne nach Polen auswanderten, die übrigen sich in umliegenden Ortschaften niederließen. —

Ferner sei darauf hingewiesen, dass Herr Prof. O. Herrigel in der „Mittelbad. Heimatkunde“, Beilage zum Rastatter Tagblatt Nr. 3, Dez. 1913, nach der Freiburger Hs. 635 (Aufsätze v. Schülern F. K. Grieshabers am Rastatter Gymnasium 1827—1828) eine Beschreibung Gaggenaus von Anton Rindenschwenders Urenkel, Albert Ulrich R. veröffentlicht hat. Der jugendliche Verfasser ist am 18. November 1830 als Heidelberger Student gestorben.

Im Besitze von Fräulein Lina Mors in Freiburg, der Enkelin von Ignaz Rindenschwender, befindet sich eine interessante Urkunde über die den Erben Anton Rindenschwenders verliehenen Privilegien. Sie ist datiert Karlsruhe, den 21. März 1808, und hat folgenden Wortlaut:

„Wir Carl Friderich von Gottes Gnaden, Grosherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen etc.

Haben Uns auf das bittliche Ansuchen der Erben des verstorbenen Oeconomie Rath's Rindenschwender gnädigst entschlossen, denselben zur fernern gemeinschaftlichen Betreibung ihrer Glas Hütte zu Gaggenau folgende Privilegien vom Ablauf des für die frühere Privilegien bestimmten Zeitraums d. i. von Georgi des Jahres 1806 an, auf zwanzig Jahre zu ertheilen.

1. Verwilligen Wir ihnen für diese Zeit die unbeschränkte Betreibung dieses Zwecks in Rücksicht auf die Zahl der Arbeiter und die Gattungen der Glasfabrikate, jedoch nur in der gegenwärtigen Ausdehnung der Glas Hütte nemlich für einen Schmelz- und zwei Streck-Oefen, die durch zwölf Werkstätte getrieben werden.
2. Geben Wir ihnen die Versicherung, daß Wir ohne erhebliche Ursachen keine Erlaubniss zur Errichtung einer neuen Glas Hütte in der Markgrafschaft ertheilen werden.
3. Ertheilen Wir ihnen die Erlaubniss, das benöthigte Brenn Holz in- und auserhalb Land's ungehindert aufzukaufen, herbeizuführen, und beizuflossen, das Letztere jedoch ohne Nachtheil dritter und gegen Erlegung der gewöhnlichen Flotz Concessions-Taxen.
4. Geben Wir ihnen die Versicherung: daß Wir die Ausfuhr des zu ihren Glas Fabrikaten benöthigten Sandes außer Land verbieten werden, so wie die Ausfuhr der Asche bereits verboten ist.
5. Eximieren Wir die Glas Hütte mit ihren Arbeitern von der Orts Gerichtsbarkeit mit alleiniger Ausnahme der Wirtschaft, und geben dieselbe unter die unmittelbare Gerichtsbarkeit des Oberamts Rastatt.
6. Ertheilen Wir ihnen die — jedoch keineswegs ausschließliche — Erlaubnis zur Betreibung einer eigenen Potasche-Siederei auf dem Werk, und behalten uns vor, wegen der Ausfuhr der Potasche besondere Verfügung zu erlassen.
7. Bewilligen Wir Ihnen die Frohnd Freiheit für zwei dem Werk dienende Pferde. Im übrigen wollen Wir aber, daß dieses



Gewerbe gleich den übrigen bürgerlichen Gewerben allen Staats Lasten an Schazung, Steuer, Land Kassen-Geld, Accis, Zoll, Chaussée Geld etc. gegen Erlassung des bisherigen Canonis von jährlichen Sieben Hundert Gulden unterworfen werde.

Indem Wir nun den Rindenschwender'schen Erben diese Unsere Höchste Entschliebung durch gegenwärtige mit Unserm größern Finanzraths Siegel versehene Fertigung bekannt machen, versichern Wir dieselben, daß Wir Unsere Grosherzogliche Kammer des Mittelrheins veranlassen werden, die nöthigen Maaßregeln zur Ausführung dieses Unseres Höchsten Entschlusses zu ergreifen.“

Zur Literatur sind folgende Ergänzungen zu machen. Die im Rastatter Wochenblatt von Pfarrer Bulinger veröffentlichte Lebensbeschreibung ist auch (bei Hofbuchdrucker Sprinzing in Rastatt, Oktober 1803) im Sonderdruck erschienen, ebenso der



Anton Rindenschwender

Anton Rindenschwender  
 gang 1847 Mannheim“, auf Seite 114/125 Bulingers Biographie mit einigen stilistischen Änderungen, aber ohne Angabe des Verfassers und der Quelle abgedruckt. Unter den Reutlinger Volksbüchern ist als Nr. 51 erschienen: „Drei deutsche Arbeiter, die als Millionäre endeten, oder Georg Stulz, Schneider in Kippenheim, Anton Rindenschwender, Holzhauer von Gaggenau und Christoph Philipp Oberkampf aus Ansbach. Dem Volk zur Belehrung, Unterhaltung und Nachahmung erzählt von Wilhelm Raible, Reutlingen, Verlag von Enßlin und Laiblin (o. J.)“ Rindenschwenders Biographie steht hier Seite 15 bis 24 mit dem Titel „Anton Rindenschwender, Holzhauer von Gaggenau im Badischen, eine Zierde des deutschen Vaterlandes, ein Wohlthäter seines

wol von Freiherrn von Draï herrührende Nachtrag „Feyer des Andenkens an Ant. Rindenschwender“. Ferner hat die Zeitschrift „Badisches Volksblatt. Zur Unterhaltung, Belehrung und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, für den Bürger in Stadt und Land. Herausgegeben von Dr. Emil Otto. Jahr-

Volkes und ein nachahmenswerthes Vorbild“ und gibt Bulinger in volkstümlicher Ausgestaltung und ethischer Tendenz wieder, ohne ihn zu nennen.

Durch Fräulein Lina Mors, bin ich auf zwei Bilder Anton Rindenschwenders aufmerksam gemacht worden. Das eine ist ein Miniaturbildchen im Besitze von Frau Aline Sauer geb. Schmidt in München und wird hier vergrößert wiedergegeben. Das andere, ein Oelbild, stellt ihn mit seiner Frau dar. Besitzer ist Herr Ludwig Jaekle in Bühl.

## Lieder und Volkssprüche aus der Umgebung von Kandern. Gesammelt von Hauptl. Kettacker-Marzell und Hauptl. Säger-Holzen und herausgegeben von Hauptl. H. Wissmeier-Feuerbach.



Wir leben heute in einer Zeit, die dem Volksleben und -treiben wieder mehr Aufmerksamkeit zuwendet, die es in seinen Äußerungen und Gefühlen erforscht. Es ist erklärlich, dass besonders das Leben auf dem Lande in den Kreis der Betrachtungen gezogen wird: Hier ist noch das Natürliche, Ursprüngliche erhalten im Gegensatz zur Überkultur des modernen Großstadtwesens. Wo zeigt sich der Charakter von Land und Leuten besser als in seinen Liedern und Sprüchen, dem Ausdruck seines Denkens und Fühlens? Das, was wir im Folgenden vor uns haben, ist noch lange nicht das Einzige, was in der Umgebung Kanderns, im Blauengebiete zu finden ist. In Betracht gezogen wurde hauptsächlich das hintere Kandertal, das sich immer mehr dem Verkehr erschließt. Die Flutwelle des modernen Lebens hat viel von dem hinweggespült, was noch vor nicht allzulanger Zeit in jedem Hause bekannt war. Auch auf diesem Gebiete muss der fortschreitenden Kultur manches geopfert werden. Umsomehr haben wir alle Ursache, das, was noch zu erfahren ist, festzuhalten und zu sammeln, ehe es der jüngeren Generation gänzlich entschwindet. — Viele Lieder, die auch in der weiteren Umgebung, besonders im Markgräfler Lande, bekannt sind, wurden weggelassen. Es findet sich aber sicherlich vieles unter dem Gesammelten, das noch in andern



Gegenden verbreitet ist. Die Lieder des hintern Kandertales sind hervorstechend durch ihre Derbheit, die kein Blatt vor den Mund nimmt. — Die Lieder und Sprüche werden meistens von den Kindern gebraucht, welchen sie von Erwachsenen vorgesagt werden. Verschiedene Lieder sind ohne Zweifel aus andern Gegenden in ihren heutigen Verbreitungskreis gebracht worden; sie sind an den Reimen unschwer zu erkennen.

Liri, leri Löffelstiel,  
Der Kaiser het si Frau verspielt,  
Der Joggeli het si gunne<sup>1</sup>  
Z'Basel in der Sunne.  
Z'Chander uf em Bluemeplatz  
Giget e Fuchs und tanzt e Has,  
Un s' Eseli schlait d' Trumme.  
Alli Tierli, wo Wadeli hen,  
Dürfe zur Hochzeit chumme.  
Ei, do schlo der Kuckuck dri,  
Was soll das für e Hochzeit si!

Stoot än Engeli an dr Wand,  
S'het e Glöckli in dr Hand,  
S'losst das Glöckli klinge,  
Bis alli Engeli im Himmel singe.

Den Kindern wird gesagt:  
Äne, däne, Dindfass,  
Gang in d'Schuel und lern mer was,  
Chunsch mer heim u. chasch mer nüt,  
So nimm i e Ruet und fitz di drmit.

Hat sich ein Kind verletzt, so  
tröstet es der Vater:  
Haile, haile Säge,  
S'Chätzli unter dr Stäge,  
S'Chälbli unter dr Chue,  
Soll im Buebli nümme weh tue.

oder:  
Haile, haile Säge,  
Drei Tag Räge,  
Drei Tag Schnee,  
S' tuet im Buebli nümme weh.

Der Vater fährt dem Kind über  
die Hand und bezeichnet die  
Finger:  
Do dure goht ä Wägeli,  
Do dure springt ä Häsli,  
Dä schießt's, dä nimmts, dä brotets,  
Dä isst's und der chlei Spitzbueb  
Schläckt dr Teller us.

<sup>1</sup> gewonnen.

Ich und du sin Brüederli,  
Anderi Lüt sin liederli,  
Ich und du hän Gäld im Sack,  
Anderi Lüt hän Dräck im Sack.

Üsi Magd heißt Lene,  
Was si macht isch recht,  
Si gauglet mit em Chnecht.  
Un währenddem si gauglet,  
So machtere d' Chue in d' Milch:  
Dr Dunderwätter, Lene,  
Jetzt hämmer dicki Milch.

S'stoht e Mannli ufem Brückli,  
S'het e Säckli ufem Rückli.  
Mannli lacht — s'Brückli chracht.

O du alti Saare,  
D'Pfanne het e Loch,  
D'Chnöpfle sin verfare —  
Di Alte frisst sie doch.

D'r Schnider un si Geiß,  
Die machen emol e Reis,  
Der Schnider het welle rite,  
D'Geiß, die wills nit lide,  
D'Geiß, di isch so keck,  
Un wirften in dr Dräck.  
Dr Schneider nimmt e Chieselstei,  
Und wirft dr Geiß zwei Rippe ei  
D'Geiß brüelt — mäh,  
Dr Schnider sait: „Gäll, s'het di gä“.

I will der öbbis sage:  
In de lange Tage,  
In de kurze Wuche  
Het dr Vater e Säuli gstoche.  
Mir e Würstli — dir e Würstli,  
Mir e brote Vögeli —  
Un dir e Chatzekegeli.

Kling, kling, der Wächter schällt:  
Hütte wird vergantet  
Allerhand für Chuchigschirr,  
Ne Pfanne und ä Säustalltür,

Ne ufgemachte Chue  
 Un e großtragigä Wagä drzue.  
 Äne, däne, ditzli,  
 D'Muetter chochet Schnitzli,  
 Han i welle go schläcke,  
 Chunnt si mit em Stäcke.  
 Bin i zue dr Magd,  
 Het si mi verchlagt,  
 Bin i zuem Chnächt,  
 Sait er: „S'gschieht dr recht“,  
 Bin is go im Vater sage,  
 Het mi halber abenander gschlage.  
 Hintrem Ofe stoht e Tisch,  
 D'Muetter schnetzlet Öpfelschnitz,  
 Hani welle eine neh,

Het se mer uf d' Finger geh,  
 Bin is go im Vater sage,  
 Vater het mi ärger gschlage,  
 Bin is go der Tante sage,  
 Tante het mr e Pfennig geh,  
 Pfennig hani im Bäcker geh,  
 Bäcker het mer Weckli geh,  
 Weckli hani dr Muetter geh,  
 Muetter het mer Trübli geh,  
 Trübli hanim Vater geh,  
 Vater het mer Stäcke geh,  
 Stäckli hanim Lehrer geh,  
 Lehrer het mer Dätzli geh,  
 Dätzli hän mi bisse,  
 Jetzt mag i nüt meh wisse.

### Beliebt sind die Ortsneckereien:

Z' Nebenau<sup>2</sup>  
 Wohnt nummen ei fromme Frau,  
 Die heißt Kathri,  
 Un isch siebe Johr e Hex gsi.  
 Marzell isch e schöni Stadt,  
 Stockmatt isch e Bättelsack,  
 Wies isch e Lürükübel,  
 Z'Demberg isch dr Deckel drüber.  
 Ähnlich in der Nähe Schopf-  
 heims:  
 Schopfe isch e schöni Stadt,  
 Fahrnau isch e Bättelsack.  
 Raibch<sup>3</sup> isch dr Lürichübel,  
 Hasel isch dr Deckel drüber.

Sattelhof isch ganz allei,  
 Wehr das isch dr Pflumestei.

D'Vogelbacher Schnoke,  
 Si ziehn dr fürig Hoke,  
 Si binden en in e Tüechli  
 Un sage, s'seige Chüechli.

Z' Hofe tüen si's in Ofe,  
 Z' Muuche tuen sis use,  
 Z'Eggene fresse se 's us de Beckene,  
 Z'Sitzechilch tüen se's in d' Milch,  
 Z'Chander haue se's abenander,  
 Z'Marzell fresse ses schnell,  
 In dr Stockmatt risse sen d'Chröpf ab,  
 Un z'Wies fresse ses gwiß.

### Auch Berufe und Stände bleiben von Neckereien nicht verschont:

Dört obe zwee Hase,  
 Dört unte zwee Füchs,  
 Dr Jäger möcht schieße  
 Und het doch kei Büchs,  
 Er het au kei Pulver,  
 Er het au kei Blei,  
 Wer Teufel, möcht do allewil,  
 Jägerli sei.

Chemifeger, schwarze Ma,  
 Het e rueßig Hemdli a,  
 Alli Wäschere vo Paris  
 Bringe nit si Hemdli wiß.

Dört oben ufem Bergli,  
 Dört goht der Wind rauh,  
 Dört stoht der Waldhüeter  
 Mit siner böse Frau.

Dass auch der Feldhüter („Bammert“), der den Buben so oft un-  
 gelegen kommt, seinen Spott-  
 vers hat, ist natürlich:

Dr Bammert chunnt,  
 Dr Bammert chunnt,  
 Mr hörtne uf de Steine.  
 Er böpperlet, er böpperlet  
 Mit sine lange Beine.

<sup>2</sup> Filialort, zu Wollbach im Kandertal gehörig. <sup>3</sup> Raitbach bei Hausen.



Muetter gimmer<sup>4</sup> Brot,  
Dr Müller isch tot,  
Er lit in der Büttene,  
Het d'Hose verchlütterlet.

Müller, Mehl -- Roggestähler,  
Chörnlibisser -- Hose . . . . .

Es tröpfelet, es regelet,  
D'Stüdeli werde nass;  
Wenn eis e rechte Chüefer isch,  
So schlupft er in e Fass.

### Andere Neckereien:

Karli Danner — Hosespanner  
Zwiebelechlepfen — Chatzemetzger

Im Schanzli-Beck isch d'Geiß verreckt  
Und hätt er für si gsorgt,  
So wär si nit verworgt.

Annemeili, Hoppedeili  
Gang mer nit in d' Bohne,  
Oder wenn dr Meister chunnt,  
Git er dr an d'Ohre.

Jobbei di und jobbei da,  
Schnaps isch guet für d' Cholera.  
Jobbei di und jobbei da,  
Jobbei di ei da.

Fritz, was gits vom Öpfel?  
4 Schnitz.  
Und wenn mers recht macht?  
gits acht.

Dr Fridli un si Frau  
Die hän ä Welle Strau,  
Un wenn se nichts mehr habe,  
So fresse se Cholrabe.

Cholrabe-Schnitz, Cholrabe-Schnitz,  
Dr Fridli het si Frau verwichst.

„Andres, wie gisch dr Chäs?“  
„Dr Vierlig für e Grosche.“  
„Wenn en nit chasch andersch geh,  
So schla dr ne paar uf d'Gosche.“

Bäbeli, Bäbeli, wig, wig, wig,  
Mach mr d' Suppe nit so dick.  
Mach mer d' Chnöpfli nit so räb,  
Oder i schla dr Hand ins Gfräb.

Jaköbeli, Jaköbeli,  
Was mache dini Gäns?  
Si pfludere in dr Chander rum,  
Un wäschen ihri Schwänz.

Habermark macht d'Buebe stark,  
Macht d'Meidli ful, sie henke s'Mul.

Und das bekannte Sprüchlein:  
Anneli Susanneli, stand uf und mach  
e Liecht — I hör en öbbis trämpele,  
I mein, es seig e Dieb.

### Die Kinder verwenden gerne folgende Abzählverse beim Spiel:

Späck, dräck, ewäg!

Jgä, oggä, Bohnestäcke,  
Di, da, du!

Rölleli, bölleli, rippedira,<sup>5</sup>  
Rippedi, rappedi, chnolle.

Eins, zwei, drei,  
Filli, fälli, fei,  
filli, fälli, filli fo,  
Wer nit zwänzgi zelle cho,  
Stöhn si nit scho do?

1, 2 git e Bai,  
3, 4 git e Stier,  
5, 6 dass es chlöpft,

7, 8 dass es chracht,  
9, 10 hätti meh,  
11, 12 git e Chratte voll Wölf,  
13, 14 sott e Tier geh,  
15, 16 sott e Specht geh,  
17, 18 sott Chrach geh,  
19, 20 gäb e ganze Chratte voll  
Chränz.

1 isch nit gern allei,  
2 sin gern binander,  
3 Zinken an dr Gabel,  
4 Räder am Wagä,  
5 Finger an dr Hand,  
6 Tag in der Wuchä,  
7 Stern am Himmel,

<sup>4</sup> gib mir! <sup>5</sup> Dieser Reim ist im alemannischen Gebiet überall verbreitet.





Chömme, jetz wämmer heime go,  
Nemmet üch aber vorem tusige  
Fuchs in acht,  
Löhnt dä nüt zuem Türli ine,  
Guet Nacht, ihr Hüenerli mi.

Der Schnecke wird bedeutet:  
Schneck, Schneck, Schneck, streck  
d' Hörner uf,  
Oder i leg di uf e breite Stei,  
Un schla di wi ne Hüeneri.

Dört oben ufem Bergli,  
Dört stoht e chlei Hus,  
Dört sitzt e schwarz Chätzli,  
Un passt uf e Mus.

#### Gebet:

Jetz hör i e Glöckli,  
Es lütet so nett,  
Dr Tag isch vergange,  
Jetz gang i ins Bett.  
Im Bett will i bete  
Un schlof no gli i,  
As dr lieb Heiland mag bi mr si.

#### Neujahrswunsch:

I wünsch üch e glücklich Neujohr,  
Gsundheit, Glück und Sege  
Un e langs Lebe  
Un alles was üch lieb isch.

Die ganz Kleinen sagen:  
I bi e chlei Bummerli,  
Bi churz und dick,  
I stand ime Winkel  
Un wünsch üch viel Glück.

Das Christkind wird gebeten:  
Wiehnachtskind, i bitt di,  
Bring mr au e Didi,  
Aber eis wo Bäbi heißt,  
Oder en anders ger<sup>6</sup> i keins.

Hat das Christkind seine Schul-  
digkeit getan, dann:  
Wiehnechtkindli in dr Hurt,  
Spring weidli, weidli wieder furt.

Sind die Kleinen nicht zufrieden:  
Wiehnechtkindli in dr Höh,  
Hets F . . . . voller Flöh,  
Hets F . . . . voll Lumpe,  
Cha numme heim gumpe.

#### Sonstiges:

Minetwege, minethalb  
Hani weder Chu no Chalb,  
Hani weder Ross no Füli,  
Fahr i mit dr Chatz in d'Mühli.

Wenns Chabis-chrut regnet  
Un Speckmögge schneit,  
Drno isch e lustig Lebe,  
Un e schmutzigi Zit.  
Ufe Blaue bini gstiege,  
Z'Nacht, wenn d'Lüt im Schlof  
drliche,  
Han uf Schwizerberg dört gschaut,  
Wie sie, wenn dr Morge graut,  
Prächtig z'glitzere hän agfange,  
Bis as d'Sunne isch ufgange,  
Di so schön und fürig hell  
Ufgumpt äne an Marzell.

## Eine Wandlung des Liedes vom Eisenbahn- unglück. Von Erna Fehrle.

**I**n der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XI, 1901, S. 459 f. veröffentlicht M. Adler ein von einer Bauernfrau verfasstes und nach der Melodie „Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen“ gesungenes Lied über ein Mädchen, das aus Liebesgram sich von der Eisenbahn überfahren ließ. B. Kahle führt in der Alemannia XXXIII, 1905, S. 49 ff. nach E. Marriage (Volkslieder aus der badischen

<sup>6</sup> wünsche (begehre).  
Alemannia 42, 1.

Pfalz) zwei interessante Wandlungen an, die dieses Lied im Süden durchgemacht hat, A in Handschuhsheim (Heidelberg), B in Kirchartd (nach Kahle bei Mosbach) [B.-A. Sinsheim].

Mir wurde von Emma Heitzmann aus Aasen eine dritte Wandlung (C) aus einer noch südlicheren Gegend, aus Gernsbach im Murgtal mitgeteilt, die ich hier anführe. Sie wird nach derselben Melodie wie die anderen Lieder gesungen.

### C.

Ein Mädchen jung von 18 Jahren,  
Das solche Tat verübet hat,  
Dasselbe soll und muss erfahren,  
Was falsche Lieb' für Folgen hat.

Vom Elternhause ganz verstoßen,  
Ging sie am Sonntagmorgen aus,  
Sie hatte sich so fest entschlossen,  
Nicht mehr zu kehren ins Vaterhaus.

Sie ging direkt nach der Stadt Hessen,  
Dort wo der Zug von Hamburg kam,  
Auf Schienen tut sie sich hinlegen,  
Dass ihre Schand ein Ende nahm.

Die Schaffner hatten dies gesehen,  
Sie bremsten mit gewaltiger Hand,  
Jedoch der Zug kam nicht zum Stehen,  
Ihr jung, frisch Blut floss in den Sand.

Die Schüler kamen von den Schulen,  
Weil niemand sie erkennt hat,  
Sie hatten ihr so schön gesungen,  
Gott lohne ihnen die edle Tat.

Nun ruht sie aus in Gottes Frieden  
Dort unter jenem Lindenbaum.  
Ihr war das Glück noch nie beschieden,  
Ihr war die Liebe nur ein Traum.

Bemerkenswert sind die verschiedenen Angaben der Zeit, zu der das Mädchen von zuhause fortging.

In O 4 (O = das von Adler herausgegebene Original; die Zahl gibt die Strophe an) heißt es: „Ging sie eins Tages mittags aus“. Dazu gibt Adler in Anm. 7 die Abänderung: „Eines Sonntags oder des Donnerstags mittags“. Letztere Wandlung ist auch in B 3, während in A die Zeitangabe fehlt. In C 2 haben wir „am Sonntagmorgen“. Lehrreich ist dabei, dass das Volk eine bestimmte Zeit angibt, um die Begebenheit glaubwürdig zu machen. Ähnlich geht es bei Erzählungen von Wundergeschichten häufig: während eine



Begebenheit anfangs oft ganz allgemein erzählt ist, werden später bestimmte Angaben über Zeit, Ort, Person und Umstände gemacht.

Statt nach Bremen, Kösen oder Gesen wie in anderen Wandlungen geht hier das Mädchen „nach der Stadt Hessen“, weil dies in Süddeutschland ein bekannterer Name ist als Kösen oder Gesen, was hier zugrunde lag. Dass Hessen keine Stadt ist, darum kümmert sich das Volk ebensowenig, wie in dem bekannten Soldatenlied: Lippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt.<sup>1</sup>

C 5 Z 1 ist in O 7 genauer bestimmt in den Worten: „Die Schüler von Schulpforta“.

Während aus dem Vers in O: „Aus Mitleid sie so schön begraben“ in B das sinnlose: „Begrub man sie im Tal der Schönen“ geworden ist, hat unser Lied besser: „Sie hatten ihr so schön gesungen“, obwol auch dies ohne Vergleichung mit O kaum verständlich ist.

Strophe C 6, die nach Adler (Anm. 11) wol eine spätere Zutat ist, hat an O 8 mehr Anklang als A an O. In B fehlt sie. Diese und andere Änderungen, auf die ich nicht eingegangen bin, sind typisch für die Entwicklung eines Volksliedes.

## Noch ein Lied vom Bauernkrieg. Mitgeteilt von August Bernoulli.

**I**m K. Bezirksarchiv zu Kolmar befindet sich eine aus der Antoniterpräzeptorei Isenheim stammende und jetzt als H 69, 2 bezeichnete Handschrift, welche die in Basel verfasste Chronik eines Unbekannten über die Jahre 1521—1526 enthält. Mitten in dieser Chronik aber findet sich auf S. 39 ff., als Anhang zur Erzählung des Bauernkrieges von 1525, das hier folgende Lied. Unter den zwanzig Liedern, welche R. v. Liliencron über diesen Krieg im III. Band seiner Historischen Volkslieder gesammelt hat, suchen wir dasselbe vergeblich. Hingegen findet sich in seinem Nachtragsband S. 63 allerdings die für dieses Lied hier angegebene Singweise: „Ich stundt an einem Morgen.“ Der Dichter jedoch, der vermutlich am Oberrhein lebte, nennt sich nirgends, sondern gibt sich in seinem Liede

<sup>1</sup> Es dürfte doch wol an den Braunschweigischen Flecken Hessen im Kreise Wolfenbüttel mit 2581 Einwohnern erinnert werden, wenn auch das gleichnamige lotringische Dorf im Kreise Saarburg nicht inbetracht kommen kann. P.

bloß als einen Menschen zu erkennen, der in einseitigster Weise die Partei des durch die Bauern geschädigten Adels ergreift und deshalb die Edelleute buchstäblich in alle Himmel erhebt, während er die zu Tausenden erbarmungslos abgeschlachteten Bauern insgesamt der wolverdienten Hölle zuweist. An das Lied aber schließen sich in der Handschrift noch zwei Reimsprüche ähnlichen Inhalts, die wir hier gleichfalls folgen lassen.

Da die Handschrift nicht die Urschrift des um 1526 schreibenden Baseler Chronisten ist, sondern nach den Schriftzügen eine erst am Ausgang jenes Jahrhunderts gefertigte Abschrift, so kann es nicht befremden, dass die Rechtschreibung vielfach zwischen der ältern und spätern Zeit schwankt, und dass auch sinnstörende Entstellungen keineswegs fehlen. Wir behalten jedoch die vorhandene Rechtschreibung unverändert bei und beschränken uns auf die inhaltliche Berichtigung des Textes, indem wir einzelne ausgelassene Wörter in Klammern ergänzen, die sonstigen Entstellungen hingegen in die Anmerkungen verweisen.

In der weyss: ich stundt an einem Morgen heimlich.

Mit gott so will ich singen,  
von neüwem heben an,  
von wunderbarlichen dingen.  
Maria rieff ich an,  
darzue die heylligen guet,  
das mir mögen zwingen  
der pauren ubermuet.

Dass sie seündt aussgezogen  
im ganzen Theütschen landt,  
den nammen gottes betrogen  
zue einem falschen standt,  
darob dann gott gelästert ist,  
das sie im fenlin führen  
den nammen Jesu Christ.

Damit sie heimlich verschmuckhen  
raub, brandt unnd morderey,  
den gottsdienst undertruckhen  
mit ihr kezerey,  
schanden sie [gott] gar offenbar  
dazu sein liebe muetter  
unnd sein heylligen alle jahr.

Got gar eygentlich thuet sprechen,  
seydt unns die gschrift so klar:  
er wöll gar herttiglich rechen  
ohn alle zweiffell gar,

der seinen namen schmehen thuet;  
er muess es hie enttgelten,  
dortt in der hellen gluett.

Hört auff der großen listen,  
auch großer verreterey,  
under dem nammen Christi  
so groß rauberey,  
domit sie brüeder wellen sein,  
gotts liebe gar vergessen,  
darzuo des nechsten sein.

Die priester sie verschmehen,  
das gott verboten hat,  
darzuo seine heußer zerbrechen;  
gott waist wol umb die thatt.  
Das du den adell hast gesprengt,  
gott lasts nit ungerochen;  
du wirst von ihm geschentt.

Christenliche brüeder sie sich nennen  
in ihrem argen geschlecht,  
all göttlich ehr zertrennen,  
darzuo das kayserlich recht,  
das wendt sie undertruckhen;  
gar eignen gewalt sie bruchen,  
ist wider gott fürwahr



Merckh auff du edler kaysser fromb,  
 auß Österreich hochgeboren,  
 wie mit großer lügen gohn sie umb,  
 sie hattens wol emporen.  
 sie sprechen, es sey dein will unnd  
 gebott,  
 daran sie dich verrachten  
 unnd den werden gott.

Der sie grimlich thuet straffen  
 durch sein werden adell frey,  
 ergreyffen hat er sein waffen  
 mit starckher ritterey;  
 dem er das schwerdt bevehlen thuet,  
 dass er soll niderlegen<sup>1</sup>  
 der pauren übermuet.

Zu Lüpfig<sup>2</sup> do seünd erschlagen  
 fuerzigthausent in einer zahl,  
 zu Würzburg auch begraben  
 viel pauren in jamersfal.  
 Darnach zu Helltprun<sup>3</sup> in der statt  
 vergrueb man vil bößer pauren,  
 die man erschlagen hat.

Dergleichen ist verdorben  
 menger paurenwucht,  
 zu Weiblingen gestorben;  
 zu Wurtzen von geschicht  
 ist auch pleiben eine zahl so groß;  
 zu Kingshofen seündt auch erstochen  
 unnd gestanden ganz sygloß.

Darnach hört man sagen,  
 wie es zu Würtzburg gieng.  
 Zu Bobenberg<sup>4</sup> thätt mans jagen,  
 ein gross schar man do füeng.  
 Vil todter fandt man an der statt.  
 [Der sie] in ließ,<sup>5</sup> hannd sie auch  
 gfangen.  
 Acht unnd sechzig man grichtet  
 [hat].<sup>6</sup>

Der Schwebisch punt ist weiter zogen  
 so gar mit herreskrafft.<sup>7</sup>  
 Die pauern hat er umbzogen  
 vor Memmingen der statt,  
 hat sie gschlagen mit gottes gewalt,  
 dergleichen Kempten zwungen,  
 [sin] übermuet<sup>8</sup> bezalt.

Die mör hat vernommen  
 der edell fürst so guet,  
 der herzog von Lutringen,  
 mit unverzagtem mueth  
 manth er auf manchen stoltzen man  
 nach ehren thätt er sträben;  
 gehen Ellsaszabern er da kham.

Doselb thett er aufdeckhen  
 manchen verlümpften christ,  
 den der todth thett streckhen  
 so gar in khurtzer frist.  
 Gott gab<sup>9</sup> ihm syg zur selben stundt.  
 Dreyssigthausendt hätt er erstochen,  
 viel pleiben tödtlich wundt.

Darnach ist er gezogen  
 so gar mit heldes muoth  
 gehen Scherweyler ahn landtsgraben,  
 [da] gewahn er ehr unnd gueth.  
 Zehenthausendt pleiben auf dem feldt.  
 die andern fuehrt er gfangen,  
 des gewan er golt unnd gelt.

Weitter thätt sich versambeln  
 ein huff an dem Rin.<sup>10</sup>  
 Des ward der Pfaltzgraff innen,  
 mit freüwden rant er dahin  
 mit seinen edell hochgemuot.  
 Zwölffthausent pauren fandt man  
 sterben  
 in ihrem eignen bluot.

Zu Stuodtgart ist todth pleiben  
 menger stoltzer man,  
 in ihrem unglaub also vertreiben.  
 Gott wils ja also han,  
 damit sie erkennen ihren übermuot,  
 in dem sie unrecht sterben,  
 wider gott unnd den adell gooth.

Dass magstu wol ermessen,  
 das es wider gott ist.  
 Dass rächt hettstu vergessen  
 durch dein falschen list.  
 Eigennutz hat dich betrogen gar.  
 Damit ist jez vertorben  
 der pauren ein große schar.

<sup>1</sup> dass er so niderlegen. <sup>2</sup> Lüpsig (Lupfig). <sup>3</sup> Helltpen (Heilbronn). <sup>4</sup> Buben-  
 berg (Bamberg). <sup>5</sup> Der die Bauern zu Würzburg einließ, wo nachher 68 ge-  
 richtet wurden. <sup>6</sup> man richtet. <sup>7</sup> herren krafft. <sup>8</sup> zwingen tu übermuet. <sup>9</sup> gott  
 geb. <sup>10</sup> Rein.





erwartetes Ziel gesetzt. Der selbstsüchtige Helfer Frankreich forderte seine Rechte und gewann mit der Stadt den festesten Stützpunkt am Oberrhein, von dem aus alle weiteren Eroberungspläne verfolgt werden konnten. In Bernhards kampfgeohntem Heer gewann Frankreich ein Kriegsmittel ersten Rangs, das in der Folge unter Condés und Turennes Hand große Erfolge erzielte. So oft schon, mehr oder minder vollständig, mehr oder minder parteiisch diese verhängnisvollen Kämpfe um Breisach dargestellt sind, so werden sie doch niemals ihre Anziehungskraft verlieren. Und so kann denn auch der folgende Bericht über die Preise der Lebensmittel in dem belagerten Breisach, obwol er mehrfach benutzt und auch in größerer Vollständigkeit in Mones Quellensammlung zur Badischen Landesgeschichte II, 588 bereits abgedruckt ist, nach dem Urdruck in einem jener Zeitungsberichte des 17. Jahrhunderts, wie er sich in Stück 10 des Bands K. S. Miscellanea 110, der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe erhalten hat, neu herausgegeben werden als ein Zeugnis der schrecklichen Not in der von Nahrungsmitteln entblößten, eng belagerten Stadt. Es ist dabei, was Rechtschreibung und Satzzeichen angeht, nach den für solche Veröffentlichungen allgemein geltigen Grundsätzen verfahren worden.

### Kurtze Summarische Verzeichnuß

etlicher denkwürdiger, und zum theil sonst in Historien nicht viel erhörter Sachen, so sich in der Belagerung Breysach, vom 18.

Augusti biß auf den 19. Decemb. New. Kalend. begeben.

Von einem hohen vnd vornehmen Officir darinnen, zur Gedächtnuß, aufgeschrieben worden.

Benebens absonderliche Specification dessen, was an Kriegsbereitschaften in ermeltem Breysach gefunden worden.

Im Jahr, 1638.

Erstlich ist ein Sester Weizen verkauft worden umb acht Dukaten.

Item ist ein Sester Weizen, gegen einen Belz, so per 40 Reichstaler erkaufft, vertauscht worden.

Und was noch mehr, hat eine Frau für ein Sester Weizen ein Kleinod per vierzig Dukaten vertauscht.

Item hat man vor einen Sester Weizen, bei mehr zunehmender Noth, hundert Dukaten angeboten, solchen aber nicht erlangen können.

Vor ein Sester Korn hat man vierzig Gulden bezahlt.

Vor ein Sester Gersten neun Gulden, und mehr.

Vor ein Sester Habern vier Dukaten.

Ja gar gegen der letzte hat man vor einen Sester Habern fünfzig Gulden bezahlt.

Vor ein Sester Linsen neun Gulden.

Vor ein Sester ungerölten Hirsch<sup>1</sup> acht Gulden.

Vor ein Viertel oder Malter Kleien hundert Gulden.

Ja welches noch mehr, so hat ein Beck aus eim Viertel Kleien verbachen und gelöst 132 Gulden.

Wie auch aus einem Sester Frucht gebachen daraus erlöst fünfzig Reichstaler.

Item ein Pfund Kleienbrod achtzehen Batzen.

Item ein Pfund Brod ist verkauft worden umb i i j Guld. i j. Schill.

Item vor ein Laib Brod und ein Maß Wein ein guldener Ring mit einem köstlichen Diamant.

Vor ein Pfund Speck ein Reichsthaler.

Ein Pfund Anken oder Butter vier Gulden.

Ein Pfund Rossfleisch fünf Schilling.

Ein Pfund Würst ungebutzt und ungesotten von Pferden, und Kuttlen, etwan einer Spannen lang, acht Schill.

Ein Pferds Fuß fünf Schilling.

Ein Stuck gekocht Pferdshaut, einer Hand breit, j. Schill. vj. Pf.

Ein Pfund Hundsfleisch fünf Batzen.

Desgleichen seind auch viel Ratten und Meus gefressen, und umb ein unglaublich Gelt verkauft worden.

Item hat man umb ein Ei bezahlt ein Gulden.

Und umb ein Hun fünf Gulden.

Ein Kürbs zween Gulden.

Ein Pfund Salz zwölf Batzen.

Ein Viertel Lax fünf Dukaten.

Ein Pfund Käs ein Reichsthaler.

Ein Krautdorsch sechs Kreuzer.

Ein Viertel Kalbfleisch acht Gulden.

Und seind vast alle Hund und Katzen in der ganzen Stadt aufgefressen und verspeist worden, dass derselben wenig überblieben.

Es sind etlich tausend allerhand, als Ross- Küh- Ochsen- Kälber- und Schafsheit verspeist und gesotten und gebraten aufgessen worden.

<sup>1</sup> Hirse.



Item den 24. Novembris ist in dem Stockhaus ein gefangener Soldat gestorben, und als ihn der Profos wollen begraben lassen, haben ihm die andere Gefangene den Todten zuvor genommen, verschnitten und gespeiset.

Es haben etliche in dem Stockhaus Löcher mit den Fingern in die Maur gemacht, sich damit zuerlaben.

Es seind zwei todte Menschen in einem Grab aufgeschnitten, das Eingeweid herausgenommen und gessen worden.

Auf einen Tag seind drei Kinder gessen worden.

Item, es haben etliche Soldaten eines Pastetenbecken Knaben ein Stuck Brod versprochen zu geben, er solte mit ihnen in das Läger gehen, als er aber dahin kommen, haben sie ihn gemetzigt und gefressen.

Es seind auch den 10. December allein in der Fischerhalten acht namhafte Bürgerskinder verloren und vermuthlich aufgessen worden, weilm niemand bewusst, wo sie hinkommen, ohne der Fremden und Bettlerskinder, darvon niemands kein Wissenschaft hat.

Item seind an einem Morgen auf dem Platz allein, zehen Todte, ohne die andern, so auf den Misthäufen und Gassen, gefunden worden.

Den 12. Dec. ist wider in dem Stockhaus ein Soldat gestorben, und als ihn der Profos wollen begraben lassen, seind die anderen darinn ligende mit Gewalt auf den Todten gefallen, mit Zähnen zerrissen, und rohe gefressen.

Von einem Rittmeister ist ferner observirt worden:

Vierzehn Tag vor Martini hab ich gesehen ein Sester Hanfsamen für 26 Reichsthaler verkaufen, und habens nur die Armen erkauf, sich darmit zuerlaben.

Vor Martini ist ein Kalb umb 26 Reichsthaler bezahlt worden.

Und den letzten Tag im Auszug ist umb ein klein Schüsselein voll Sauerkraut ein guldener Ring gegeben worden.

Letztens hab ich mich meistentheils verwundert, dass etliche sich, drei, vier, bis in die fünfte Wochen nur mit bloßem warmen Wasser und Salz erhalten haben, welche doch zu letzt unversehens Todts verfallen, vorher aber mit einer Geschwulst ohne Köpf und Schenkeln behaft gewesen. So viel man bis dato Nachricht erlangt, seind sieben von den Schwedischen Gefangenen in dem Stockhaus aufgefressen worden.

Uneracht dieses grossen Mangels und Theuerung der Viktualien ist doch von andern Sachen, als Kriegsbereitschaften, desto mehr gefunden worden: Als

1. Hundert und dreißig große metallene Stück.
2. Hundert und fünfzig kleine Stück und Doppelte Doppelhaken auf Räderren.
3. Siebenhundert Zentner Pulfer und Schwefel.
4. Achthundert Zentner Lunden.
5. Sechshundert Zentner Blei.
6. Etlich hundert Zentner gebrochen Metall.
7. Zweitausend gefüllte Granaten, jede zu hundert Pfund.
8. Dreitausend Stuck Materialien von Picklen, Hauen und Schaufeln etc.

## Hans Michel Moscheroschs Vorrede zu Jakob Wimpfelings Germania. Von Fridrich Pfaff.

**Z**wei Monate nach Abschluss des Westfälischen Friedens hat Hans Michel Moscherosch, damals Sekretär und Fiskal zu Straßburg, seine denkwürdige Vorrede zu dem denkwürdigen Buch „Tutschland Jacob Wymppflingers von Slettstatt, Zu Ere der Statt Straßburg Vnd des Rinstroms“ abgeschlossen. Nachdem Ernst Martin im Jahre 1885 wieder die Germania von Jakob Wimpfeling neu übersetzt und erläutert herausgegeben,<sup>1</sup> als einen „Beitrag zur Frage nach der Nationalität des Elsass und zur Vorgeschichte der Straßburger Universität“ ist es jetzt wol an der Zeit, noch einmal durch den Abdruck der bisher nicht wiedergegebenen Vorrede des Vaterlandsfreunds Moscherosch an seines älteren Gesinnungsgenossen Wimpfeling vaterländisches Werk über die Deutschheit des Elsasses und die Notwendigkeit einer deutschen Hochschule im Elsass zu erinnern.

Jakob Wimpfeling, zu Schlettstadt geboren 1450, hatte zu Freiburg, Erfurt und Heidelberg studiert und hohe akademische Ehren erworben. Als sein, Geilers von Kaysersberg und Christophs von Utenheim Plan, in einer Einöde des Schwarzwalds frommer Beschaulichkeit sich zu widmen, nicht zur Ausführung gekommen, nahm Wimpfeling in Straßburg seinen Wohnsitz, um seine bereits große schriftstellerische Tätigkeit von hier aus zu betreiben. Sein leidenschaftlicher Freimut führte den deutschen Idealisten zu manchem Streit. Die mit so vielen gewaltsamen Begleiterscheinungen

<sup>1</sup> Straßburg bei Trübner.



verbundene Reformation vermochte wie Desiderius Erasmus und Sebastian Brant auch Wimpheling nicht zu befriedigen. 1528 ist er in selbstgewählter Einsamkeit an seinem Geburtsort gestorben.

Zu Ende des Jahres 1501 gab Wimpheling in Straßburg eine höchst bedeutsame Schrift in lateinischer Sprache heraus, die Germania, welche im ersten Teil diejenigen, die Gallien bis an den Rhein rechnen wollten, bekämpfte und im zweiten Teil die Errichtung einer deutschen Hochschule in Straßburg empfahl. Er widmete sie dem Rate dieser freien Reichsstadt. Auch eine deutsche Übersetzung sandte er mit, die jedoch erst 1648 durch Moscherosch abgedruckt ward.

- In Thomas Murner, geboren 1475 und gestorben 1536 zu Oberehnheim im Elsass, fand Wimpheling einen ebenso begabten wie unbedenklichen und gefährlichen Gegner, der in seiner Germania Nova für Frankreichs vermeintliche Rechte ohne Wahl seiner Gründe eintrat. Der ganze Streit möge in der Einleitung zu E. Martins Germaniaausgabe nachgelesen werden.

147 Jahre aber waren seit dem Erscheinen von Wimphelings Germania vergangen, als Moscherosch nach dem für Deutschland so traurigen Ende des dreißigjährigen Kriegs jene von Wimpheling für die des Lateins unkundigen Straßburger Stadtväter beigegebene Verdeutschung mit dem hier abgedruckten Vorworte erscheinen ließ. Murners Gründe, so schlecht sie waren, hatten ihren Beifall gefunden. Sie konnten nur Ludwigs des XIV. Aneignungsgelüste stützen. Wir wissen ja nur zu gut, unter welchen Verhältnissen 33 Jahre später die deutsche Reichsstadt Straßburg an Frankreich kam.

Hans Michel Moscherosch, geboren am 5. März 1601 zu Willstätt in Baden, war nach verschiedenen Schicksalen 1645 oder 1646 Sekretär und Fiskal zu Straßburg geworden. In dieser Zeit gab er 1648 Wimphelings Tutschland, 1649 die Germania heraus; 1651 auch Wimphelings wertvollen Catalogus episcoporum Argentinensium. Von Moscherosch gilt, was F. Muncker über ihn sagt:<sup>2</sup> er war redlich und tüchtig, unermüdlich tätig, bescheiden und mildherzig, aber zugleich freimütig und unerschrocken. Kein Wunder, dass er sich zu Wimpheling hingezogen fühlte, von dem das gleiche gerühmt werden kann. Wie er ihn schätzt, das zeigt die hier abgedruckte Vorrede. Wol weiß er, dass manches an Wimphelings Worten und Gründen gebessert werden könnte;

<sup>2</sup> Allg. D. Biogr. XXII, 351.

aber doch will er dessen Meinung „ungedreht“ lassen. Auch an Moscheroschs Meinungsäußerungen könnte manches gedreht werden, so z. B. wenn er die deutsche „Hauptsprache“ vom Hebräischen zur Zeit des Turmbaues zu Babel abzweigen läßt. Doch verdient jetzt diese Vorrede neben Philanders von Sittewald Gesichten wieder gelesen zu werden. Da bei Moscherosch auch Sprache und Rechtschreibung von Bedeutung ist, will ich auch daran nichts ändern. Und wie Ernst Martin vor dreißig Jahren seine Einleitung zur Germania, so will ich diese Einleitungsworte schließen mit einem aufrichtigen Vincet veritas!

Des H. Röm. Reichs

## Freyer Stat Straßburg

Wol-Edelgebornen, Gestrengen, Edelen, Ehrenvesten,  
Fürsichtigen vnd Hochweisen

Herren Räthen den Ein- vnd- Zwanzigen:

Meine Genädigen Gebieteten Herren.

**G**enädige Gebietete Herren.

Dieweil eines jeden Ehrlichen Manns schuldigkeit dahien gehet, daß er all seine Sinne vnd Gedancken, all sein Vermögen vnd Absehen zu Ruhm vnd Rettung des Vatterlands verwende; Alß werde desto weniger Mißdeutens zu befahren haben, wenn ich gegenwertiges Büchlein, so vor 147. Jahren geschrieben worden, bey jetzigen zeiten herfürgesucht, zu Lob vnd Ehre vnseres Reinstroms, durch öffentlichen Truck an tag gebe. Zwar gestehe ich gar gern, daß, dergleichen sachen außzuführen vnd zu verfechten, meiner geringschätzigen vnd machtlosen beyhülffe nicht von nöthen geweßt: In erwegung, von hohen orten hiez zu einige Gelegenheiten vnd ersprißliche Mittel her zu hoffen: Vnd wolte GOtt, daß von jeglichem solches nur alß wohl geschehen, alß billig es geschehen sollen, auch jederweilen geschehen können, so wäre man klagens vnd gefahr desto mehr geübriget gewesen.

Dann wie von anbeging her je vnd alle weg Leutte gefunden worden, die es mit jhrem Vatterland nicht auffrecht noch redlich gemeynet; also sind hiengegen je vnd alle weg auffrechte redliche Männer herfür getretten, die vber solche Untreu geseufftzt vnd gejammert haben. Vnder disen ist auch der erste Verfasser dieses



davon in ewigkeit einiger buchstabe nicht mehr zu erstatten vnd wir deren mit vnwiderbringlichem nachtheil vnd schaden ermanglen man hierauß, beneben dem hauptzweck, wie vor nun vergangenen anderhalbhundert Jahren, die Worte so deutlich vnd klar, so rund vnd satt, die Rede so kurtz vnd kernhaftt gesetzt, das Gemüth aber so aufrichtig, so Teutsch vnd thätig geweßt; da hiengegen heutigs tags vile des hohen höflichen Redens sich befleissigen, in der That aber so leiden wenig guts vnd dem Vatterland vorträgliches erweisen. Darumb dann ich des Verfassers wort so fleissig in obacht gezogen, daß auch meines Wissens oder Willens nicht ein buchstabe davon noch dazu gethan worden. Vnd ob schon nach allerseits vorgegangenen weltbekandten änderungen der Zeiten, des Stands vnd Wesens, an jetzo etliches hätte mögen außgelassen, oder ja, wie ich mich berede, mercklichen verbessert werden; so hab doch, auß jetzt erzehltem, es vil lieber bleiben, vnd dem Verfasser, alß einem Teutschen Mann, ich seyne Meynung, seine Art vnd redliches Absehen vngeträhet lassen wollen. Man siehet auch auß dieser vor anderthalbhundert Jahren im Obern Elsaß geweßten Mund-art, wie die Sprachen von jahren zu jahren, alß die Kleidungen vnd Müntzen, der wechselung vnderworffen, so gar, daß ein vnfern entsessener Landsmann in vilen Worten ohne erläuterung anstehen, vnd sie kümmerlichen würde errathen mögen. Was solte dann wunder seyn, wann vnser Teutsche Haubtsprache, seithero bey nahe drey Tausendt Achthundert vnd Fünfftzig Jahren, von der Hebraischen (deren sie vor allen andern sprachen an alter vnd gleichheit alleinig zugehan, vnd minder nicht alß eine Mund-art derselbigen zu achten war) durch beywohnen vnd Handlungen so vieler von Babel entwichener Völcker vnd Zungen, nunmehr so ferne abgekommen.

Wann aber dises gantze Wercklein ohn meine schlechte rechte Vorsorge, wo nicht gar in das Feuer, jedoch sonder allen zweiffel zu anderem vngültigem gebrauch wäre verwendet worden: wie dann dergleichen vil herrliche vortreffliche Bücher vnd Geschriften allerhand (in dem der vnsinnig-rasend Pöfel vnd Bauren vor hundert Jahren, bey fürgegangenen änderungen der Religion, vnder dem vorwandt der Mönch- vnd Meß-bücher, vnd vnder dem schein der Gült- Jahr- vnd Saal-bücher, welchen sie die einige vrsach all ihres Leids vnd Jammers zugeschriben hatten, mit vollem grimm gewüthet und getobet) im Feuer vnd Wasser zu scheitern vnd zu grunde gegangen, zu staub vnd aschen verbrandt worden,

Werckleins Herr Jacob Wimpfflinger; Er schreibet treulich und einfältich, redet offenhertzich vnd recht von der sache: Vnd siehet müssen: so soll ja billich, was auß solcher gefahr noch vberig vnd errettet gebliben, oder doch nicht gar zertrümmert worden, gleichsam es gefunden wäre, desto höher vnd wärther, so gering es auch vor etlichen augen scheinen möchte, gehalten werden: Aldieweil noch immerzu etwas anzeigungen Alt-Teutscher Auffrichtigkeit, auch Bericht fürgeloffener dinge vnd händel darauß zu erlernen vnd zu erforschen an hand kommen.

E. G. hab ich aber dieses Wercklein, wie es ist, auß vnderthäniger schuldigkeit zuschreiben sollen: vnd, dieweil ja Herr Wimpfflinger selbst, obschon Er dises Teutsche nicht zum Truck gebracht, gleichwol eben solchen rühmlichen Willen zuvoran gehabt, demselben zu volge, beid dises getruckte, so dan auch seine Handschrift vnd Original oder erste Abfassung hinderbringen wollen. In gehorsamlicher zuversicht, E. G. sich dieses alles wohl belieben lassen, vnd mich zu bestendiger hoher gewogenheit so fürterhin genädig werden empfohlen haben. Die der Allerhöchste in Anstellungen mit heilsamen Rahtschlägen besegen, in verrichtungen mit Glückseligkeit außrüsten, auch bey fridfertiger Regirung vnd gesundem frölichem Alter allergenädigst fristen wolle. Straßburg den 23. Christmonats im Jahr 1648.

E. G.

Vnderthänig gehorsamer  
Diener

H. M. Moscherosch.

**Rosa Hagen. Emmendingen als Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea.** Emmendingen, Druck- u. Verlags-Gesellsch. vorm. Dölter, 1912. Wenn wir neben Frankfurt und Weimar auch die anderen Wohnorte Goethes Leipzig, Straßburg, Wetzlar und Rom als „Goethe-Städte“ bezeichnen und verehren dürfen, so können wir wol „Goethe-Stätten“ jene Orte nennen, die für des Dichters seelische und geistige Entwicklung von dauernder Bedeutung geworden sind. In diesem Sinne gehört auch Emmendingen mit der Wohnstätte und dem Grabe seiner geliebten einzigen Schwester Cornelia zu den Goethestätten erster Ordnung, und zweimal hat er sie zu längerem und kürzerem Besuch betreten. Ist aber diese Goethestätte wirklich auch der Schauplatz seines Epos „Hermann und Dorothea“? Überzeugende und zwingende Gründe dafür, dass mehr wie „Erinnerungen an Emmendingen“ das Epos durchklingen, können meiner Auffassung nach und nach Lage der Sache nicht beigebracht werden: irgend eine Äußerung Goethes in dieser Beziehung liegt nicht vor. Auf eine Frage von Varnhagen von Ense nach der Lokalität des Epos antwortet er (Eckermann, Gespräche 27. XII. 182) „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem „Hermann und Dorothea“ gemeint sei! Als ob es nicht besser sei,



sich jede beliebige zu denken.“ Und er fügt bedeutend und warnend hinzu: „Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit, und man verdirbt dadurch die Poesie“. Es fehlt auch jeder sichere Beleg für einen dritten Besuch Goethes von Emmendingen im Jahre 1793, den die Verfasserin aus „persönlicher Überlieferung“ und aus der Dichtung selbst konstruiert. Die ganze Frage könnte schlüssig nur auf Grundlage der gesamten Entstehungsgeschichte des Epos („Das liebethätige Gera gegen die Salzburgerischen Emigranten“, Göckings „Emigrationsgeschichte“ usw.) behandelt werden, was nicht versucht wird. Rein örtliche Vergleiche der Dichtung mit der Wirklichkeit können die widersprechendsten Ergebnisse zeitigen. Das beweist z. B., dass der bekannte Kenner Thüringens, A. Trinius, in seinen „Gothestätten in Thüringen“ mit voller Sicherheit Ilmenau als Schauplatz von „Hermann und Dorothea“ hinstellt. In dem dankenswerten Büchlein „Goethe-Erinnerungen in Emmendingen“ (Br. Volger, Leipzig-Gohlis 1909) schließt sich G. A. Müller dieser Auffassung von Trinius an. Gern sei hier festgestellt, dass R. Hagen seit dem Erscheinen des Müllerschen Werkchens mit emsigem lokalpatriotischem Forscherfleiß noch manches Material beigebracht hat, was ihre Behauptung im einzelnen stützen soll. Für mich bleibt bestimmend G. A. Müllers Gedanke (S. 98): „Wer schreibt der Phantasie des Dichters Weg und Mittel vor? Wer kann ihr im Zufälligen und Kleinsten folgen?“

Dass das Verhältnis Goethes zu seiner Schwester ihm später „Gewissensbisse“ erregt hätte (S. 13), scheint mir nicht irgendwie bewiesen zu sein.

Trotz dieser Zweifel und Ausstellungen besitzt die vorliegende Arbeit doch den Wert einer treuen lokalgeschichtlichen Untersuchung, die das Bild Emmendingens zur Zeit Goethes vor uns wieder erstehen lässt. Eine Reihe photographischer Originalaufnahmen trägt wesentlich zur Wertsteigerung bei.

Freiburg i. B.

George v. Graevenitz.

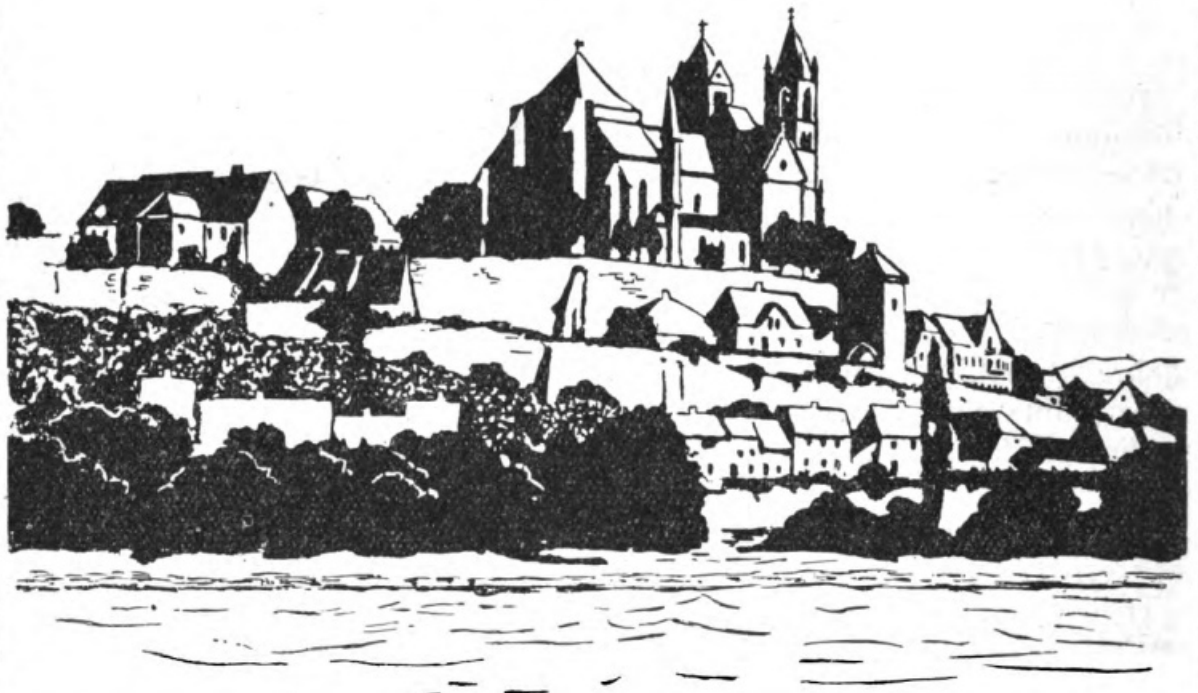
**Die durch die Badische Vereinigung für Volkskunde von 1893** ausgestreuten Samenkörner beginnen aufzugehen und bereits Früchte zu bringen. Vor kurzem ist im Verlage von Winter in Heidelberg die erste umfassende Sammlung aus dem alemannischen Gebiet Volkslieder aus dem badischen Oberland und als Auszug das volkstümliche Oberländer Volksliederbuch erschienen, beide im Auftrag des Vereins Badische Heimat herausgegeben von Othmar Meisinger. Ferner wird nun auch die längst geplante Flurnamensammlung ins Werk gesetzt. Eingehende Besprechung wird folgen. F. P.

**Jakob Willes Nadlerrede, die diesen Band eröffnet, ist, ehe das vorliegende Heft erscheinen konnte, inzwischen im „Pfälzerwald“** abgedruckt und dann von der „Süddeutschen Zeitung“ nachgedruckt worden. Der Herausgeber des Pfälzerwalds hat im Jahre 1909 vom Verfasser die Erlaubnis zum Abdruck erhalten und gerade jetzt erst davon Gebrauch gemacht. Die Schriftleitung der Südd. Ztg. hat die durch persönliche Beziehungen irrtümlich vorausgesetzte Erlaubnis zum Abdruck nicht abgewartet, und so ist die Alemannia leider ihres Vorrechts entäußert worden, die treffliche Nadlerrede zuerst weiteren Kreisen zugänglich zu machen. F. P.

Dieser Nummer ist ein Prospekt beigegeben von der **G. Braunschen Hofbuchdruckerei und Verlag Karlsruhe** betr. zwei neue Zeitschriften „**Badische Heimat**“ und „**Mein Heimatland**“, worauf wir unsere Leser besonders hinweisen.

# Breisach am Rhein

Station der Linie Freiburg-Kolmar und der  
Kaiserstuhlbahn.



Dicht am Ufer des Rheins erhebt sich in malerischem Aufbau die zweitausendjährige Hügelsstadt.

Das eindrucksvolle **Münster**, die Zierde des alten Stadtbildes, birgt eines der umfangreichsten Meisterwerke oberdeutscher Holzbildnerei, den Hochaltar, der „höher als die Kirche“ als Wahrzeichen Breisachs gilt, den **spätgotischen Lettner**, und **reichen Kirchenschatz**. — **Alte Tortürme**, Überreste von **Patrizierhäusern** und besonders das mächtige von Ludwig XIV. erbaute **Rheintor** geben Zeugnis von der einstigen Bedeutung der „Schlüssel des deutschen Reichs“ genannten Rheinfeste.

Der prächtigen Rundschau auf **Rheintal, Kaiserstuhl, Schwarzwald** und **Vogesen** gesellt sich an besonders klaren Tagen selbst die Aussicht auf die **Berner Alpen** hinzu.

Im Sommer vermehren Spaziergänge in den **Rheinwäldungen** und in den **Kaiserstuhl, Angelgelegenheit** und **Kahnfahrten** nach den Ruinen Sponeck und Limburg, besonders aber das

## Wellenbad im reißenden Rhein

die Anziehungspunkte von Breisach.

Hübsche Wohnungen in freien Stadtteilen mit allen neuzeitlichen Einrichtungen (Elektrizität, Gas, Wasser- und Abwasserleitung) laden zu dauerndem Aufenthalt ein.

Gutgeführte **Gasthöfe, Weinstuben, Kaffees** und **Bierwirtschaften** sichern dem Besucher angenehme Unterkunft.



## Die Einnahme Freiburgs durch Herzog Bernhard von Weimar 1638. Geschildert nach dem in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha liegenden handschriftlichen Nachlass Bernhards. Von Kurt Blum.

**N**ach seinem großen Sieg bei Rheinfelden beschloss Bernhard von Weimar – nach Gustav Adolf wol der bedeutendste protestantische Heerführer im Dreißigjährigen Krieg – das ungleich wichtigere Breisach einzunehmen. Auf dem Weg zu dieser angeblich uneinnehmbaren Festung fielen ihm das feste Rötteln und das für ihn ebenfalls wichtige Neuenburg in die Hände. Nun galt es, Freiburg noch in seine Gewalt zu bringen, bevor er zur Belagerung Breisachs schritt. Am 22. März 1638 und den folgenden Tagen langte das Heer Bernhards vor Freiburg an. Kommandant in der Stadt war der kaiserliche Oberst Hans Werner Escher von Bunningen. In ihm hatte Freiburg einen Kommandanten erlangt, „auf welchen es sich verlassen zu können glaubte“.<sup>1</sup> Die Besatzung bestand aus zweihundert Mann, zu denen noch ein paar hundert Schwarzwälder Bauern und Studenten kamen. Escher versicherte, dass er zur Verteidigung der Stadt, auch wenn er die ganze Bürgerschaft aufbiete, noch wenigstens drei- bis vierhundert Musketiere nötig habe. Dringend und wiederholt schrieb die Stadt an den General-Feldzeugmeister von Reinach, den General-Kommandanten, er möge Entsatz schicken, aber sie wurde von dort aus „mit leeren Worten abgefertigt“. „So müssen wir es denn“, heißt es in dem Ratsprotokoll vom 29. März, „dabei bleiben lassen und den lieben Gott walten

---

<sup>1</sup> Zu den folgenden Ausführungen wurden eingehend benutzt Schreibers Beschreibungen der Belagerung Freiburgs in dem Freiburger Adresskalender 1847 und im Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland 1839. Schreiber gibt hier Auszüge aus den Freiburger Ratsprotokollen. Ferner wurde benutzt Droysen, Bernhard v. Weimar.

lassen.“ „Wenn es die Not nicht erfordere“, so wird bitter geklagt, „sei man jeweils mit großen Beschwerden belegt, zur Zeit der Not werde man aber hilflos gelassen.“ Die Absicht hatte aber Reinach doch, Hilfe zu senden, denn er schickt der Stadt die Ordre, „dass man sich zu wehren habe, bis Stücke und Fußvolk kommen“. Oberst Escher war auch tatsächlich eifrig darauf bedacht, die Stadt so gut und lange als möglich zu verteidigen. Er teilte sie in vier Bezirke, wählte die Herren v. Stürzel, v. Bulach, Feucht und Wormser zu Unterbefehlshabern, „da er selbst alt und gewissermaßen abgemüdet sei“, und ließ die Bürgerschaft sich fleißig in den Waffen üben. Währenddessen rückte der Feind mehr und mehr gegen die Stadt heran, und er war siegesgewiss: der schwedische Oberst Kanofski — der früher, als Freiburg schon einmal in Feindeshand war, Kommandant der Stadt gewesen war —, ließ z. B. durch einen Bauern hereinsagen, er hoffe, in ein paar Tagen wieder Freiburger Kuchlein zu essen.

Am Karfreitag (den 2. April) rückte Herzog Bernhard selbst vor die Stadt und nahm im Kloster Adelhausen Quartier. Eine Aufforderung Bernhards, die Stadt zu übergeben, lehnte der Kommandant Escher energisch ab. Er erklärte dem Stadtrat: „er gedenke keineswegs zu akkordieren und seine so viele Jahre lang behauptete Reputation zu verlieren, es koste, was es wolle; die Bürger hätten ihm versprochen, Leib und Gut zu ihm zu setzen. Dabei habe es zu verbleiben. Seien auch darunter, die ihr Wort nicht halten wollen, so werde es auch noch ehrliche Leute geben, die bei ihrem Worte bleiben; von diesen werde er die Widerspenstigen über die Stadtmauern hinauswerfen lassen.“ Auch nachdem Bernhard in der Osterwoche die drei Vorstädte im Sturm genommen hatte nebst den Klöstern, die darinnen lagen, ist nach dem Ratsprotokolle von 4. April Escher bei seinem Entschluss geblieben, die Stadt, wenn irgend möglich, zu halten. „Aber es ist doch in Anregung gekommen, es habe der Obrist öffentlich vermeldet, er wolle die Bürger in kein Blutbad führen. Ferner, ob es rätlich sei, es zu solch Äußersten kommen zu lassen? Erstlich weil das Wasser bereits genommen worden. Zweitens sei kein geworbenes Volk da oder nur wenig. Drittens habe man gestern gar wol verspürt, wie sowol Soldaten als Bürger sich nicht kommandieren lassen wollen, da an dem Ort, wo der Feind hereingekommen, mit einer gar geringen Mannschaft das Übel hätte verhütet werden können und sei die



Courage bei einem oder andern Teile schlecht gewesen. Doch haben sich Etliche auch tapfer gehalten, indem sie den ersten Sturm an einem Ort abgeschlagen. Daher stehe die Verantwortung bei dem Obristen.“ Es gelang Escher, einen Knaben mit einem Schreiben, in dem die Notlage der Stadt geschildert war, über die Stadtmauer hinabzulassen und nach Breisach zu senden. In dem Schreiben stand: „wenn ein Succurs zu erwarten sei, so wolle er noch 14 Tage sich halten können.“ „Als bald ist im allhie folgende nacht umb 12 uhren, auß den dreien größten schlangen drei schütz gegeben worden, für ein zeichen des succurs, darauf er zue Freyburg auch drei feuerkugeln in die höhe geworfen, verstehen zu geben, dass er's gehört und lenger halten wolle“, so berichtet ein Christoph Kuechlin unter dem 16. April an Simon Eyrichen, Landtkommenthurischen Obervogt in Altschhausen.<sup>2</sup> Wirklich hatte der Kommandant von Breisach durch Obristwachtmeister Mercy die Lotringische Armee, fünftausend Mann stark, zum schleunigsten Entsatz von Freiburg aufgeboten, die in Eilmärschen herbeirückte.

Bernhard hatte inzwischen die Unmöglichkeit eingesehen, die Stadt von Adelhausen her zu erobern. Daher legte er nach Einnahme des Schlosses Burghalde die Mehrzahl seiner Truppen und die Geschütze in die Johannesvorstadt. Durch eine heftige Beschießung der Stadt wurde ein großer Eckturm, der sogenannte Schulturm (gegen den heutigen Karlsplatz hin) niedergelegt und so eine Bresche geschaffen. Ein Ansturm der Truppen des Herzogs wurde abgeschlagen. Bernhard fürchtete das Herannahen des lotringischen Heeres; deswegen lag ihm besonders viel an schleuniger Einnahme der Stadt. Er forderte deswegen den Kommandanten in folgenden Schreiben nochmals dringend auf, die Stadt zu übergeben:

„Gestrenger, vester, manhafter! Wir schicken hiermit nochmals und zum endlichsten vom herrn obristen zu vernehmen, ob er die stadt übergeben wolle oder nicht, ohnangesehen der zuständ und actionen, so bisher passiret, worauf er seine endliche resolution wird schicken. Die consideration, keinen steinhaufen zu emportieren,“ hält ihn ab, so schreibt Bernhard, die Stadt ganz zusammenzuschießen und lässt ihn nochmals an Escher schreiben: „Erwarten also des herrn obristen endliche resolution oder geisel, hingegen die unsrigen neben den articuln, welche wir bewilligen werden, hinreichend überschickt werden sollen.

Datum vor Freiburg den 9. Aprilis 1638.

Bernhard.“

<sup>2</sup> Das Schreiben Küchlins bei Schreiber: Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland, Seite 387 flg.

Über diese Aufforderung des Herzogs zur Übergabe der Stadt verhandelt Escher mit dem Stadtrat, der Geistlichkeit und der Universität. Er erklärt zwar selbst wiederum, „dass er sich wehren und Alles, was Hosen und Wams trage, einsetzen wolle“. Aber er sagte andererseits auch: „Als der Komtur (des Deutschordens, von Ramstein) erschossen worden, seien sogleich Etliche zurückgegangen. Andere hätten gar nicht mehr an ihren Posten wollen. Wenn es aber nur an einem Ort fehle, so würde niemand, Geistlich und Weltlich, Jung noch Alt, verschont werden. Unser Herrgott tue nicht alle Tage Wunder. Andere Städte, welche Soldaten gehabt und denen nicht so stark zugesetzt worden, seien übergegangen. Er spüre, dass vom vergangenen Regen die Bürger um die Hälfte verzagter geworden. Sollte man nun diese Gelegenheit ausschlagen, so dürfte es schwerlich zu verantworten sein. Dieses sage er aber nicht rat- sondern diskursweise. Jeder solle reden, was er auf dem Herzen trage.“ Die Geistlichkeit sprach ihre Meinung dahin aus, dass es der Stadt große Ehre brächte, wenn sie sich hielte, „man solle die Ehre Gott lassen, dessen Strafe diese Kriegsnot sei, man solle das Laster abstellen und die Jugend besser erziehen, insonderheit für die Geistlichen und Armenhäuser und deren Administration besser als bisher sorgen usw.“ Der Pater Rektor der Gesellschaft Jesu namentlich äußerte sich dahin: „secundum Theologos könne auch mit einem Ketzer ein Akkord mit gutem Gewissen geschlossen werden.“ Die Universität schließlich entschied sich folgendermaßen: „ihr sei der Akkord nicht zuwider, sie wolle aber dabei nichts entgelten.“

Nach langer Beratung wurde schließlich beschlossen, die Akkords-Bedingungen von Bernhard einzufordern. Es geschah dies durch folgendes Schreiben Eschers an den Herzog:

„Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Bernharden Herzogen zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, Landgrafen in Thüringen, Marggrafen zue Meißen, Grafen zu der Mark und Ravensburg und Herrn zu Ravenstein, Ist mir heut ein schreiben durch abgeordneten trompetern wol eingeliefert, hat mir in alleweg gebühren wöllen mit denienigen solches schreiben zu consultieren, die es principaliter angehet. Nun gebührt jedem soldaten seinem herrn und principalen getreue zue bleiben, weder guet, leib oder leben zu spahren und das eiserste aufzusetzen. Demnach aber gestrigen tags der statt mit starkem schießen zugesetzt und under wärender zeit ein trompeter einen guten accord angeboten und damahlen kein stillstandt verwilliget, sondern gestirmet und dieser seits glücklich abgeschlagen worden, so ist doch nach gehaltenem rat in erwegung des abgegangenen schreibens für gut und besser zur verhietung großen elends angesehen worden, die conditiones von Ihr Fürstl. gnaden schriftlich und punktatum zue vernemen. Und interim auch



nach kriegsbrauch sich der statt und gräben weiters nit zu nähern, bis allerseits ein endlicher schluß auf das papier gebracht und die geisel gegen einander gestellt Ihr Fürstl. gn. überschickt.

Datum Freiburg den 10. Aprilis Anno 1638.

Euer Fürstl. Gn. underthäniger diener  
Hans Werner Escher von Bunningen Ritter.“

Auf dieses Schreiben hin schritt man zu den Übergabe-Verhandlungen, die endlich mit Abschluss folgenden Vertrags ausgingen:

Accords Punkten,

So der durchlauchtig hochgeborene Fürst und Herr, Herr Bernhard Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, Landgrave in Düringen, Marggrav zu Meißen, Grave zu der Mark und Ravenspurg, Herr zu Ravenstein, mit Herrn Obristen Johann Werner Äscher von Bunningen als jetzigen Commandant von Freiburg wegen gedachter Stadt geschlossen:

Es soll ihme obristen als commendanten bewilliget und versprochen sein sambt seinen habenden mannschaften, soldaten und auch neugeworbenen, den vom land in die statt commendierten ausschuß, von angenommenen burgern, studenten und handwerksgesellen, büchsenmeistern, hohe und niedere officier zu roß und zu fuß, sie gehören auch under weiß regiment sie wollen, samt etlichen croaten und allen weibern, mit sack und pack, gutschen, wägen und karren, auch etwas fütterung auf die pferd undt proviant, so viel ein jeder auf drei tag bedürftig, neben der ober- und under gewehr, brennenden lundten, offenen trommenschlag nach kriegsbrauch abzuziehen. Ingleichen sollen die eingesessene auch eingeflehende geist- undt weltliche, edel und unedel, weibs- und mannspersonen aniezo oder inskünftig, so mit hinaus zu ziehen begehren, sambt ihren weib und kindern, roß und wägen nach ihrem belieben ihre gelegenheit zu verendern frei stehen und nicht aufgehalten werden.

Die beschädigten kranken, so nicht fortkommen können, solle bis zu ihre gelegenheit nach zu ziehen frei stehen.

Da auch einziger, so dies seits gedient, soll darinnen gelassen und vor unser kriegsrecht sich zu purgieren gestellt werden.

Die munition und proviant, so viel vorhanden, wird die statt ordentlich verzeichnen und überlüfern, davon aber den abziehenden pantelier gefilt und mit genugsamen kugeln versehen werden sollen.

Alle diejenige aber, die in der statt verpleiben, sie seien der statt, universitet oder geistlichkeit zugewandt und deren underthanen ab dem landt sollen bei ihren exercitis katholischer religion auch privilegiis unperturbirt gelassen werden, mit plünderung, beschädigung und schmöhung nicht angegriffen, darbei der clöster und gotteshäuser insgemein sonderlich verschont undt auf ihr begehren Salva gardien zu verordnen. Doch sollen dieselben nichts gegen uns und unser armada practicieren und ihres amts abwarten.

Denjenigen aber, so vor diesem aus forcht not und andern ursachen wegen sich anders wohin begeben, sollen ihre häuser und mobilia ungeplündert verpleiben und in schutz gleich andern aufgenommen werden.

Die stadt, universitet und geistliche, kirchen, clöster, cantzleien, briefliche documenta, item alle gebeu, kirchengüter sollen ohnangegriffen und ohnmolestiret verpleiben.

Diejenige Geistliche<sup>3</sup>, so hiebevordurch kriegsmacht aus dem land verwiesen, aber durch kaiserliche oder erzbischöfliche befel, der ersten fundation gemäß, wieder eingeführt worden, sollen in ihren collegiis unperturbiret

<sup>3</sup> Bezieht sich nach Schreiber auf die Jesuiten.

verpleiben, und ihrer vocation, gleich den universitetischen, denen sie ohne das einverleibt, abwarten.

Fahls einer oder der ander mit worten oder werken in einem oder andern puncte des accords sich vergreifen würde, under was praetext das geschehe und darumb anzusuchen were, solle dessen niemands weder von den ausziehenden noch allhier verpleibenden geist- oder weltlichen, wer der seie, einiger gestalt zu entgelten haben, sondern allein die, so sich vergreifen würden, selbst verantworten.

Es soll diesen abend noch ein porten eingeraumbt, von uns besetzt werden und morgen wil Gott, umb 7 Uhr der aufzug unfehlbarlich geschehen.

Zue dem abzug wolle genugsam Convoi bis an sicher ort zugeordnet werden, hingegen der obrist und commandant genugsame geisel und caution hinterlassen solle.

Was vor diesem dem obristen Kanofsky an gelt versprochen worden, darbei soll es sein verpleiben haben, der statt aber termin und zeit gegeben werden solches desto gemächlicher zu bezahlen.

Zue urkund dessen und damit obspecificirte puncten recht und unverbrüchlich gehalten werden, seind drei gleichlautende exemplare dieses accords, eines Ihr. Fürstl. Gnaden, das ander der statt, das dritt Hr. Obristen Äscher under fürstl. hand und secret, auch sein obristen Äscher und der statt hand und pittschaft ausgefertigt und jedem theil eines zugestellt worden.

So geschehen vor und in Freiburg den 1./11. Aprilis Ao. 1638  
Burgermeister und rat daselbst. Hans Werner Äscher von Bunningen.

Dabei sind die Siegel beigedrückt und beigefügt.

Auf Grund dieses Vertrags wurde also die Stadt übergeben, und Bernhard zog daselbst ein. Über diesen Einzug wird berichtet: <sup>4</sup>

„Aber alsbald er (Bernhard) hineingezogen, die bürger in der wehr, alle bauern, studenten, niedergehauet; doch etlichen studenten quartier geben und understossen, alles geplündert, viel geistliche gemetzget, Klosterfrauen öffentlich geschendet. Ist also nichts weder lauterer trug gewesen.“ Was an dieser Erzählung wahr ist, lässt sich nicht genau feststellen. Die städtischen Ratsprotokolle melden nichts von derartigen Greuelthaten, und sie hätten wol kaum darüber geschwiegen, wenn sie geschehen wären.

Der obige Akkord wurde von der Besatzung Freiburgs nicht in allen Stücken gehalten. Dies veranlasste die Weimarer, über die Abziehenden herzufallen. Darüber beklagt sich Reinach, der Kommandant von Breisach, in nachfolgendem Schreiben an den Herzog:

Durchlauchtigster, hochgeborener gnediger Fürst und Herr. Durch diesen Trommelschlegern habe ich Euer Frstl. Gnaden gehorsamblich zu vernemmen geben wollen, was gestalten mir bekummerlich vorkommen, dass bei nechst-

<sup>4</sup> Schreiber in dem schon angeführten Schreiben des Christoph Kuchlin an Simon Eyrichen, Landkommenthurischen Obervogt in Altschhausen, Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland, Seite 391.



erobert statt Freiburg denjenigen, welchen ein offener, freier und nach kriegsgebrauch verfasster accord zugesagt worden, derselbe in dem ausgang nit gehalten, sondern neben niedermachung, exspoliation und ausspannung, auch noch unterschiedliche umb ranton angehalten undt sonderlich neben meinem Capitain-Leutenant, Rittmeister Püßinger, welche unmittelbar under mein commando gehörig und in angezogenen accord mit eingeschlossen gewest, allein mein rittmeister über empfangene streich, ausziehung und blünderung umb 1000 R. ranton angelanget worden. Nun kann ich mir nit einbilden, dass Euer Fürstl. Gnaden umb solche vorhergebrachte und der löblichen alten teutschen kriegsmanieren zuwider laufende procedur einiges wüssen haben, noch solche gut heißen solten, sondern sie vielmehr, wie notori dieselbe ein hoher patron der soldaten seindt, gnedig erachten werden, billich sei, wo mit soldaten und anderen ein accord geschlossen, dass die parolen so verbrieft und zugesagt worden, ohnbrüchig von jedwederem gehalten werden sollen. Als hab ich Euer Frstl. Gnaden ein solch weit aussehente procedur und die zu bösen consequentien großen anlaß geben kann, gehorsamblich anfügen und pitten wollen die gnedige verfügung bei den ihrigen ihrer armada angehörigen zu thun, dass mein rittmeister Püßinger und sonsten ein jedweder, welcher bei dieser occasion dergestalten wider den accord gefangen genommen und umb ranton angefochten würdt, deren wider erlassen und sich des accordes, wie es die alte kriegsgebreuche löblich observiert haben, erfreuen möge.

Datum Breisach den 16. April 1638

Hans Heinrich Reinach.

Bernhard antwortete auf diese Klagen Reinachs:

Des Herrn General Feldzeugmeisters schreiben aus Breisach vom 16./6 April haben Wir zurecht empfangen und daraus verstanden, wessen er sich wegen des auszugs der guarnison zu Freiburg und darbei vorgegangener verhandlungen beschwehrt. Nun wird der Herr General Feldzeugmeister aus dem accord, dessen copei er hierbei empfahn, selbst ersehen, dass nichts billicheres, als dass solcher in allen punkten wer observiert worden. Es hat aber obrister Escher, der commandant, bald anfangs solchen zuwider gehandelt, indeme er keine Fahnen accordirt gehabt, iedoch deren vier vor dem volk hertragen lassen. Zum andern hat die guarnison mit ihrer bagage abziehn und die statt ungeblündert hinterlassen sollen. So seind doch, solchem zuwider, den burgern und in den clöstern die pferd genommen, die unberittenen reuter darauf gesetzt und also durchgebracht worden. Wie denn trittens das begehren viehe mitzunehmen expresse von uns durchstrichen worden, deme zuwider doch etliche stuck herausgeführt. Viertens haben alle ausgewiesene<sup>5</sup> sambt dero waffen und pferden entweder in der statt hinderlassen oder geliefert werden sollen. So sein solche nicht allein wider den accord in die wagen gesteket, verkleidet über die mauern gelassen und sonsten verpantirt worden, sondern es haben sich auch die officier und reuter uff dero pferd gesetzt und solche durchbringen und entfrembden wollen, welches verursacht, daß, indem die unsrigen nach demjenigen, was ihnen zustendig und veraccordirt, gegriffen und heraus nehmen wöllen, die confusion wider unser wissen, willen und bevel entstanden und neben dem schuldigen viel unschuldigen ein schaden gebracht. Und ob zwar unsere officier solches zu stillen allen vleiß angewent und von unsern reutern in sechs personen niedergemacht, so hetten sie doch eher unsre meisten reuter niederhauen, als den gemeinen pöbel abhalten und blünderung gentlich abstellen können. In solchen haben sich etliche reuter und officier wieder anhero salviert, die

<sup>5</sup> Überläufer.

anietzo frei gehen und, wann sie es nur begehren, ohne rantion können verreisen. Das also uns die handlung wider den accord nicht, sondern dennienigen, die sich bey dem mestier befunden und etwa nicht besser verstanden, zuzumessen. Wir die tat der unsrigen, als welche wider unsre expresse ordre gestehen, gantz nicht approbieren, sondern uff die täter und anfänger noch däglich inquirieren lassen. Den rittmeister Bissinger belangent haben wir von solchem keine wissenschaft, können auch nicht glauben, dass sich solcher bei unser armee befinde oder denselben zu rantionieren iemand understehen sollte. Im fall aber der herr generalfeldzeugmeister uns einige nachricht von selbigem geben oder diejenigen, so die rantion gefordert, uns in etwas notificiren könnte, wollen wir nicht unterlassen die anstalten zu verfügen, damit solcher einige entgeltung nach Breisach könnte geliefert werden oder diejenige, so die rantion gefordert oder genommen, neben restituierung der gelder, exemplarisch am leben gestraft werden.“

Nach Empfang dieses Briefes verstummen die Klagen darüber, dass der Akkord nicht gehalten worden sei. Tatsächlich waren es ja auch, wie aus dem Brief Bernhards klar hervorgeht, die Kaiserlichen, die den Akkord nicht erfüllten. Darüber gerieten die Weimarer in Wut, fielen über die Abziehenden her; es kam zu einer blutigen Schlägerei, bei der die bernhardischen Offiziere, um die Ruhe wieder herzustellen, von der blanken Waffe gegen ihre eigenen Leute Gebrauch machten.

Am Tag, nachdem der Abzug stattgefunden hatte, überbrachten Abgesandte des Rats dem Herzog die Schlüssel zur Stadt nach St. Johann. Er empfing sie freundlich und ermahnte sie, „treulich anzuzeigen, was an Proviant in der Stadt vorhanden sei. Die Schlüssel mussten an den neuen Kommandanten — Oberst Hodiova, später Oberst Kanofski — abgeliefert werden. Die Entschädigungssumme, die die Stadt an die „Konstäbler“ für die Bresche zahlen sollte und die diese selbst auf 4000 Reichstaler bemessen hatte, ermäßigte der Fürst auf 1500 fl.; die ganze Brandschatzung wurde auf 4800 fl. festgesetzt. — Aus allen seinen Maßregeln und Anordnungen geht hervor, dass der Herzog die Stadt möglichst schonen wollte. Der neue Kommandant musste die Bürger auffordern, ihre Grundstücke sofort anzubauen, seine eigenen Leute sollten dabei helfen. Alles Geld sollte zum Ankauf von Früchten verwendet werden, für die der Herzog den Pass freigab. Er wollte die Stadt nicht ruinieren, sondern die Wunden, die der Krieg ihr geschlagen, möglichst heilen.

Als nach längerer Abwesenheit Herzog Bernhard wieder nach Freiburg zurückkehrte, empfing er den Stadtrat am 9. Juni in St. Johann, umgeben von seinem glänzenden kriegerischen Hofstaat. Als die Vertreter der Stadt ihn baten, von der Brand-



schatzung abzusehen, weil Freiburg in den Jahren 1633 bis 1638 an Brandschatzungs- und anderen Kriegsgebühren nicht weniger als 80 738 fl. gezahlt habe und folglich die Geldmittel erschöpft seien, erwiderte Bernhard ungnädig: „Man solle sich vonseiten der Stadt schämen, sich einer solchen Kleinigkeit wegen (4800 fl.) zu diffikultieren. Er spüre daraus, dass man nichts für ihn tun wolle. Nicht einmal die Reben baue man gehörig an. Es sei schade, dass man sich unter seiner Protektion befinde. Es stehe bei ihm, die Stadt einem oder dem andern zu überlassen; dann würde sie erfahren, was sie an ihm gehabt hätten.“ Zu wiederholten Malen äußerte er bei dieser Unterredung: „Er vermeine es in seinem Herzen gut, wolle man's erkennen, so wäre es auch gut. Wo man sich jedoch nicht bequemen wolle und es auf das Äußerste kommen lassen, habe er Mittel, es der Stadt heiß genug zu machen. Deshalb sollten sich aber die Freiburger nicht einbilden, Märtyrer zu werden, nicht der Tod, sondern die Sache mache Märtyrer. Er aber habe so gute Sache wie die andere Partei. Auch katholische Theologen, die tief in curiam romanam gesehen, hätten sie ihm gutgeheißen. Er wisse wol, warum manche aus der Stadt gewichen; das seien nicht, wie der Rat behauptete, Leute, die aus Not geflohen, sondern das seien rechte Verräter.“ – „Dieser Diskurs hat geraume Zeit gewährt und sind die heftigsten und spitzigsten Ausdrücke lateinisch und französisch gebraucht worden. Und ob die Vertreter der Stadt replizieren und etwas abbitten wollten, so hat das doch nichts geholfen, sondern hat sich der Herzog nur um so heftiger erzeigt und unser Vorbringen nur Advokatenpossen und Scharlatanwerk genannt.“ Nach der Rückkehr aus dieser Audienz versicherte der Bürgermeister, „über das, was der Herzog gesagt, seien ihm die Haare zu Berge gestanden“. Aus der nächsten Umgebung des Fürsten aber hörte man, „dass derselbe ein sonder Auge auf die hiesige Stadt geworfen und solche in guter Rekommandation habe.“<sup>6</sup>

Es sind auch die eroberte Stadt, ihre Behörden und Bewohner in den folgenden Monaten, wie aus Nachstehendem hervorgeht, noch mehrfach mit dem Herzog in Beziehung getreten.

---

<sup>6</sup> Diese Berichte über die ersten Empfänge des Stadtrats bei dem Herzog nach Schreiber im Freiburger Adresskalender 1847, der seine Nachrichten aus den Ratsprotokollen nimmt.

Es gelangte zunächst, wol nicht lange nach dem Fall Freiburgs, folgender Brief an Bernhard:

An Ihre Frstl. Durchlaucht Herzogen Bernharden zu Sachsen-Weimar etc.,  
Unserm Fürsten und Herrn underthänigstes pitten und begeren beeder der  
Statt Freiburg bestellte Obristmeister und Statthalter:

Durchlauchtigster hochgeborener Fürst und Herr.

Euer Frstl. Gnaden verbleiben unsre underthänigste gehorsambiste Dienst  
iederzeit bevor.

Demnach Euer Fürstlich Durchlaucht durch gnaden des allmächtigen und  
ihre heroische dapperkeit sich auch dieser statt und vestung bemächtigt und  
in ihre devotion gebracht, dazu wir deroselben underthänigst gratulieren und  
beharrliche leibesgesundheit wünschen, haben wir endsunterschiedene aus  
antrib unsers herrn commandanten nit underlassen sollen uns hierher zu  
begeben und Euer Frstl. Gnaden underthänigst gehorsambist zu pitten uns  
die Fürstliche milte zu erweisen und gnedigst zu vergönnen, dass wir unsere  
bei nahendt einem iahr hierhero nachen Breisach geflehnte weib und kinder,  
neben etwas wenigens von brieflichen documenten und weibskleidern, wieder  
nachen Freiburg abführen, das übrige aber, besag beileigender specification,  
an allerhand mobilien, noch lenger in gueter sicherheit alhie aufhalten  
dürften, bis wir solches mit nechstem auch sicher dahin abführen lassen können.  
Gleichwie wir auch in Euer Fr. Durchlaucht devotion bis anhero unser ob-  
habendt schuldigkeit nach getreu und gehorsambist verbliben, als wollen wir  
diese gnedigste willfahr mit unserm beharrlichen unterthänigen gehorsambsten  
diensten möglichst zu erwidern uns höchstens angelegen sein lassen, dero  
gnedigste reßolution hierüber erwartend.

Euer Fürstl. Durchlaucht unterthänige gehorsambiste	
Joachim von Pflaumern,	Hardmann Pirern,
Oberstmeister.	Statthalter zue Freiburg.

Eine Antwort auf dieses Schreiben und eine Nachricht, ob  
Bernhard die darin ausgesprochene Bitte gewährt hat, finden wir  
in seinem Nachlass nicht.

Im September 1638 lässt der Herzog Vertreter von Stadt und  
Universität zu sich bescheiden. Sie suchen ihn im Lager vor  
Breisach auf; aber am selben Nachmittag, da sie dort eintrafen,  
hat Bernhard sich nach Kolmar begeben. Der Kommandant des  
Lagers vor Breisach rät ihnen, ihm dorthin zu folgen. Er gibt  
ihnen fünf Reiter als Bedeckung mit, und so langen sie denn  
wolbehalten in Kolmar an. Die vier Abgesandten des Rats,  
Bürgermeister Schenckh und die Ratsherren von Pflaumern,  
Pierern und Ehrhardt berichten über diese Ankunft den zurück-  
gebliebenen Ratsherren unter dem 29. September 1638 folgendes:

Umb zwei seind wir bei Colmar sicher angelangt, uns alsbald bei hof  
angemeldet, allda unsere namen und tragende officia auf gnädigst begehren,  
von uns verzeichnet, von hand geben. Heute zwischen zehn undt eilt uhren  
lassen Ihre Fürstl. Durchlaucht durch einen dero räten, Herr von Röhling,  
uns vortragen und anzeigen, es sei bekannt, dass beede armeen nit weit von  
einander gelegen. Damit nun die statt Freiburg und dero angehörige, dero



pflicht und schuldigkeit desto mehr in obacht nemen und mit widrig handlung ein oder ander desto weniger ursach gebe, wodurch er selbst in schwere straf fallen auch andern seinen mitburgern groß ohnheil zuziehen möchte, wider ihre Fürstl. Durchlaucht und den zu Freyburg anwesenden commendanten, auch die guarnison nichts vornemen und handeln, sondern sich in allen begehmissen und fürfällenden motibus eingezogen und still halten und keiner ohngebührlichen handlung verleiten lassen. Wir aber sollen allhier der herberg auf ihrer Fürstlich Durchlaucht und nit der statt, universitet oder unsern costen verpleiben und ehrlich tractieret werden. In wenig tagen möchten dergleichen sachen vorgehen, dass wir auch wiederumb nach Freiburg zu kommen hetten. Auf diesen vortrag haben wir alsbald durch d. Pascha antworten lassen, wir seien dergleichen schreiben abgehen zu lassen erbietig; berichten jedoch dabei, dass der statt und der universitet weesen separat seien, dass vier von der statt und zween von der universitet allhier, dahin wir diese propositionen ieden orts gelangen lassen wöllen; wissen, wohin der getroffene accord sowoll die universitet als der statt zugewandte weise, deme gehorsamblich auch gevolgt werden solle und muesse. Wie uns nit zweifelt, herrn samt und sonders werden äußersten fleißes dahin trachten, damit das gemeine stattwesen, wie auch aller burger und einwohner particular wolahrt, conserviert und erhalten werde, als ersuchen wir sie hiermit freundlich zum höchsten pittend sie wöllen sich in allen ihren actionibus also erhalten und erzeigen, damit ihnen und allen burgern, auch hindersaßen undt andern angewandten sambt und sonders, kein ohnheil wiederfahren, wozu die gesamte burgerschaft auch mit sonderem fleiß und ernst anzuweisen nit underlassen sollen. Erwarten hierauf ihrer ehesten also beschaffenen antwort, wodurch wir hoffentlich desto belder von hinnen und wiederumb zue den herrn kommen werden.

Datum Colmar in festo S. Michaelis Ao. 1638.

Der Herrn Mitratsfreund  
(es folgen die Namen).

Darauf antworteten unter dem 3. Oktober die in Freiburg zurückgebliebenen Ratsherren:

Sie hätten das Schreiben empfangen und das, was Bernhard der Gesamtbürgerschaft vorgehalten wissen wollte mit Vorwissen des Komandanten und im Beisein eines Abgeordneten „an heutigen feuertags zeit“ vorgelesen. Sie sind auch überzeugt, dass man das Gewünschte erfüllen wird, denn man sei niemals anderen Sinnes gewesen, „als dem nachzukommen, wohin uns der getroffene accord weist und bünden thut. Werden also Ihrer Fürstl. Durchlaucht solches gepürlichen referiren und uns, samt der armen burgerschaft, bestermassen zue recommendiren wissen.“ Dabei wollen sie zugleich Bernhard bitten, die arme Bürgerschaft milder zu behandeln, nicht von ihr die Frondienste bei den Schanzarbeiten vor Breisach zu verlangen, auch statt dem „Kriegsweinzehnten“ nur noch das 18. Saum Wein zu fordern, da dieser Wein das Einzige, was der „gemeine Mann“ noch hätte und er mit großen Kosten nur eingebracht und gebaut würde. — —

Auch die Universität schreibt an ihre Vertreter, die ihr Bernhards Mahnungen übermittelt haben. Die Adresse dieses Schreibens lautet:

Dem edlen und hochgelehrten herrn Erasmus Pascha und Jacob Wahltern, beede respektive der rechten und medicin. doctoren und professoren auch rectoren der universitet zue Freiburg unsern sonders lieben herrn und collegen, Colmar.

Sie teilen mit, dass sie das Schreiben der beiden Herren, „in festo Michaelis aus Colmar datiert,“ in dem ausführlich aufgezeichnet ist

„was Herzog Bernhard von Weimar wegen annahender kriegs-armeen von den beeden erforderten wesen mit ernstlichem befehl“ verlangt, „von allhiesigen verbliebenen statt magistrat eingelüfert erhalten seines neheren inhalts der gebühr nach ablesend vernommen“. „Darauf wir nicht underlassen also bald alle und jede universitet zue- und undergewandte noch selbig abend vor uns zue erfordern und demselben hochvermelter Ihr Frstl. Drchl. gnädigste willens meinung überschribner maßen den wertlichen inhalt gemäß nit allein vorzuhalten, dass nämblichen sie ihre pflicht und schuldigkeit wol beobachten, wider Ihre Fürstlich Durchlaucht und den allhie anwesenden commendanten zuesampt der guarnison mit widerig verdächtlichen handlung nichts vornemmen, sondern sich in allen begehren und fürfallend motiven eingezogen und still halten, noch weniger zue ohngebührlichen tetlichkeiten verleiten lassen sollten. Auf welches nebens uns sie dahin sich sembtlichen resolvirt haben, auch hiermit nochmahlen resolviren thun, dass wir in allen unsern actionibus uns also verhalten und erweisen wollen, damit nit uns und unsern zugewandten sondern auch andern kein ohnheil geschehen, weniger den unschuldigen dergleichen über den hals gericht werden möge. Welches Eurer Mgn. und dem herrn college wir zur benachrichtigung hiermit überschreiben, uns zumahlen der gnadereichen schutzhaltung gottes anbefehlen wölle.

Datum Freiburg d. 2. Oct. Ao. 1638.

E. Mag. und der herrn college dienst freudwillige annoch anwesende regenten der universitet daselbst.

Die Abgeordneten der Stadt und Universität werden dann im Lager zu Kolmar hingehalten und wenden sich mit der Bitte um Entlassung in folgendem Schreiben an den Herzog:

Gnedigster Fürst und Herr.

Auf Euer Frstl. Durchlaucht d. 15. verwichenen monats septembris im feldlager von Breisach an burgermeister und rat wie auch die universitet zue Freiburg gnädig gefertigte schreiben haben wir uns deshalb gehorsambst eingestellt. Sein auch in abwesenheit E. F. Drchl. underthenigst allhero gevolgt und bereits drei gantze wochen allhier; haben aber zu haus die geringste verordnung nit gethan wodurch unser theils an gelt, frucht, wein und holtz erarmet hinderlassene weib und kind und hauswesen durch nechst instehenden winter zu kommen hetten. Uns auch selber mit notwendiger zue der gleichen zeit gehörigen kleidern der ursachen nit versehen, dass wir uns eheste zueruckkunt eingebildet. Bitten daher underthenigst Er. F. Drchl. geruhen uns in ansehung deß erfolgten antwortschreibens von beeden erst benennten wesen zu Freiburg, darin sich dieselbe gehorsambst resolvirt in alle ihre actionibus also zu erhalten — damit ihnen und ihren zuegewandten einiches onheil zue-



gezogen werden möge —, besonders aber dass der Stadt Freiburg sowol beide, da sie hievor zue der Cron Schweden devotion kommen, sich darin also erzeigt, dass die geringste ontreue dabei nit erfunden worden, solches auch nachmahlen zue thuen so willig als schuldig ist —, gnedigst nach Haus zu lassen. Oder im Fall E. Fr. Durchlaucht gesinnet jemand aus Freiburg bei dero Quartier zu haben, eine abwechslung vorzunehmen und andre Personen an unserer Stelle zu erfordern. Euer Frstl. Durchlaucht göttlicher protection und dero uns gnädigst willfähriger resolution underthenigst bevehlend:

Euer Fürstl. Durchlaucht underthenigste

Erasmus Pascha, der Universitet Freiburg pro tempore Rector	Marcus Joachim Schenk von Castell Joachim von Pflaumern
Jacobus Walter, der Arztney Doctor	Hardtmann Pirn · Hans Jacob Erhart.

Bernhard scheint ihre Abreise nicht verfügt zu haben, denn sie wenden sich in einer Zuschrift vom 10./30. Oktober an Rehlinger „beeder rechte doctor Fürstlich Sächsischer Weimarischer rath im läger vor Breisach“ und bitten ihn, sich dafür zu verwenden, dass Bernhard auf ihr letztes Schreiben eine Entscheidung fälle. Er möge „die resolution an hohem Ort umb so vil mehr befürdern, als mit unserem lengeren anwesen der onrast, so über uns in der Herberg gehet, stark zuenimbt und noch darzue mit zimblichen unwillen des wurts wegen nicht erfolgender barer bezahlung, wobei sich der herr unserer äußersten dienstwilligkeit zu aller occasion hinwider zu versichern hat.“

Wann Bernhard den Abgesandten der Stadt und der Universität die Rückkehr erlaubt hat, lässt sich nicht feststellen.

Im Dezember sind sie dann wieder in Freiburg, denn da unterzeichnet „Erasmus Pascha“ wieder eine Bittschrift der Universität, die er in Breisach dem Herzog überreicht und die so lautet:

Durchleuchtigster Hertzog, Hochgeborener Fürst,  
gnedigster Herr.

Demnach Euer Fürstlich Durchlaucht die universitet zue Freiburg nit allein in gnädigsten schutz und schirm genommen, als sich die statt Freiburg bekannter maßen ergeben, sondern auf deroselben underthenigstes supplicieren noch weiters gnedigst erclärt, dass dero würcklich docierende professores, damit sie ihren functionibus abwarten können, quartier frei sein sollen, das gibt deroselben ohnzweifliche zuversicht Euer Fürstl. Durchlaucht werden anjetzo, da ihnen der allmächtige einen hochansehnlichen denkwürdigsten Sieg durch einnam der vestung Breisach verliehen, bemeldte universitet mit fürstlichen gnaden dahin ferner bedencken, dass ihr, was sie von brieflichen documenten in einem vaß in besagte vestung transferiert, wiederum gevolgt und nacher Freiburg gelassen werde. Darumb wir, als deswegen allhero abgeordnete, hiemit underthenigst bitten und Euer Fürstlich Durchlaucht gnädigste willfähr umb so viel ehender verhoffen, dass gedachte universitet dadurch erhalten würdt, gestalt Euer Fürstlich Durchlaucht wir dieselbe zue solchem ende sambt allen angehörigen, besonders denen, so etwas alhero

geflöhnt haben, möchten gehorsambst bevehlen und umb gnädigste resolution flehenlich anrufen.

Breisach den 23. Dez. Ao. 1638.

Euer Fürstlich Drl. underthenigste  
Erasmus Pascha                      Jo. Casr. Helbing.

Der Adresse ist beigefügt:

Underthenigstes anrufen und flehenlichst bitten wegen der Universität zu Freiburg in Breisgau.

Auch die Jesuiten in Freiburg wenden sich an Bernhard mit einer Bittschift. Sie lautet:

Durchlechtigst Hochgeborener Fürst, gnädigster Herr!

E. Fürstl. Durchlaucht sagt das collegium P. P. Societät zue Freiburg ihren nochmahlen underthenigsten dank, dass bei einem derselben rat Euer Fürstl. Durchlaucht solches in gnädigsten protektion, schutz und schirm genommen, auch dabei wirklich manuteniert. Dieweil dan in dessen behausung allhie etliche kirchenornat, item biecher und brief vorhanden, so dahin gehörig, deren man zu continuation der studien und gottesdienst wiederumb von nöten ist, als bitte ich auf empfangenen bevel hiermit underthenigst Euer Fürstlich gnaden geruhe solches kirchenornat, biecher und brief diesmahlen anwesente personen von besagter Societet, außerhalb zweier so in ermelttem hause bleiben sollen, naher Freiburg transferieren zulassen, gnädigst bewilligen und darzu gehörigen bevel erteilen.

Euer Fürstlich Durchlaucht dem Allmächtigen damit und zugnädigster resolution mich underthenigst bevehlend.

Breisach d. 23. Dez. 1638.

Er. Fürstl. Durchlaucht underthenigster  
Fr. Michael Spaiser.

Auf der Adresse steht als Beifügung: Underthenigstes supplicieren und bitten wegen der collegii P. P. Societet Jesu zu Freiburg in Breisgau.

Schließlich findet sich im Nachlass Herzog Bernhards noch ein bewegliches Bittgesuch Freiburgs, der Stadt die auferlegte Kontribution abzunehmen:

Durchlechtigster Hochgeborener Fürst, gnedigster Herr.

Euer Fürstlich Durchlaucht sünd und verbleiben unsere underthänigst und gehorsambste dienst anvor.

Das auf unser flehennlich annsuchen und biten E. Fr. Durchlaucht an der monatlichen contribution aus angeborener fürstlicher milte einen dritl gnedigst nachgesehen und fallen lassen, thun wir uns gantz underthenigst und gehorsambst bedanken. Gott der allmächtig wölle solche gnad mit reicher widergeltung gnedigst belohnen. Und ob gleichwol E. Fr. Gnaden fürnemlich bei so viel anderen obhabenden geschäften mit fernerer behelligung billich zu verschonen, so könnnd und sollen deroselben wir doch keineswegs verhalten, dass auch ermelter dritl schwerlichst zu continuiren sein werde. Denn wie selbige aus schon vielfeltig vorgangenen gehorsambsten berichten anvor gewiss vernommen, ist diese arme statt sowol an leuten als an hab und guet nunmehr so weit geschwunden und abkommen, dass auch zu solcher ablag laider sie ie nimmer sufficiert und genugsamb, indeme nit allein bei den



mehreren alle und jede mitl hin und aufgangen, sondern auch derselben wieder in die hand zu bringen vor anderthalb jahren oder noch lenger, bis nemblich der allmächtige gott wieder einen herbst beschert, kein einige hoffnung übrig. Aus weme folgt, daß noch täglich mehr burger von haus lassen und sich der ihnen weiter unerschwinglichen Beschwerden zue entladen suchen. Und ob zwar bei etlichen dergleichen gedanken noch niema gewest, sondern noch jeweils gesehen, wie selbige sich hindurch gebracht und ihre ann- und ablagen der gebür nach aus- und abgericht, so ist doch nit unzeitig beisorg zue haben, weilen ihrer ie lenger ie weniger werden und die völlige beschwerd einig und allein auf selbige nach und nach erwachsen und kommen, dass auch sie in belde erliegen müssen. Ist also an dem, dass, nachdem diese arme Statt das ihrig beständig praesentirt und mit aufsetzung des äußersten das gemeine weesen noch imerdar umb etwas erhalten, gänzlich succumbiren und zu nichte werden solle. Geruhen also Euer Fürstlich Durchlaucht unseren armseligen stand mit miltfürstlichen augen mitleidentlich anzusehen und gewiss zu behertzigen, uns vor volligem ruin gnedigst zu conserviren und retten und wenigst für das künfftig unsere ablagen und beschwerden also zu erleichtern und milteren, dass wir Euer Fürstlich Gnaden und Ihrigen lenger ersprießlich und nützlich sein können. So haben selbige sich zu versichern, dass wir (wie verhoffentlich ohne clag bis anhero in gegenwertig und vorigen occassionen treulich und ehrbar geschehen) allen möglichkeiten uns willfährig accomodiren und bequemen und was Euer Fürstl. Durchlaucht und Ihrigen gedeilich in nichts ersparen oder underlassen wöllen. Euer Fürstl. Durchlaucht der göttlichen vorsorg demnach zue derselben Fürstlich Durchlaucht hulden aber uns und unser armen angehör. underthänigst empfehlend

Freyburg den 13. Juli 1639

Euer Frstl. Durchlaucht underthänigst und gehorsambste  
Burgermeister und Rath der Statt Freiburg im Preisgau.

Bernhards Antwort auf diese Eingabe finden wir in seinem handschriftlichen Nachlass nicht, während sonst alle Antwortschreiben des Herzogs dort erhalten sind. Es schließt mit diesem Schriftstück überhaupt der schriftliche Verkehr zwischen Bernhard und Freiburg ab, er muss schließen, denn in den Tagen, da dies Bittgesuch abgefasst wurde, ist Herzog Bernhard von Weimar in der Blüte der Jahre durch den Tod dahingerafft worden, viel zu frühe für Deutschland und für die deutsch-evangelische Sache!

# Der Bürgerkrieg zu Mülhausen im Elsass 1587, Finingerkrieg genannt. Von E. Herr.

**W**ie aus geringfügigen Ursachen schwere Verwicklungen entstehen können, zeigt mit aller Deutlichkeit der große Zwiespalt, welcher in den Jahren 1586 und 1587 in Mülhausen zum Ausbruch kam und die Stadt fast an den Rand des Verderbens brachte. Die Sache ist um so bemerkenswerter, als durch Parteinahme der Streit, welcher ursprünglich nur eine Privatfehde war, auf das religiöse Gebiet hinübergespielt wurde, so dass er das Gepräge eines Glaubenskrieges erhielt und zum Ausdruck überaus feindseliger und gehässiger Stimmungen wurde. Ein Punkt von Bedeutung ist bei allem die Stellung Mülhausens zur Schweizer Eidgenossenschaft, welcher die Stadt seit dem Jahre 1515 angehörte. Es soll gleich im voraus bemerkt werden, dass Mülhausen während des Streites der katholischen Urkantone mit den Reformierten auf Seite der letzteren gestanden und sie auch in der Schlacht von Kappel 1531 durch Truppen unterstützt hatte. Seitdem waren die katholischen Schweizerkantone auf Mülhausen nicht mehr gut zu sprechen, und dieser im Verborgenen glimmende Funke konnte den Finingerstreit zum mächtigen Brande entfachen helfen.

Wir werden an diese Vorgänge durch eine neuerdings herausgekommene Veröffentlichung erinnert, durch den Band IV von „Le vieux Mulhouse“, welcher das im Jahre 1895 begonnene, durch Garantiezeichnung gesicherte und einer Kommission anvertraute Unternehmen, wichtige Dokumente und Chroniken des Mülhauser Stadtarchivs herauszugeben, abschließt.<sup>1</sup> Die von dem rührigen Lokalhistoriker Pfr. J. Lutz herausgegebene Darstellung dreht sich lediglich um die oben erwähnten Unruhen, und zwar bringt sie nicht nur die Hauptdarstellung der Chronik des Mülhauser Pfarrers David Zwinger, sondern auch ergänzende und

---

<sup>1</sup> Le vieux Mulhouse. Documents d'archives publiés par les soins d'une commission d'études historiques. Tome IV. Mulhouse, imprimerie Ernest Meininger, 1911. — Alle Seitenangaben, die ohne Titelnennung zitiert werden, beziehen sich in unserer Darstellung auf dieses Werk.



parallel laufende Berichte sowie darauf sich beziehende Gelegenheitschriften und Flugblätter, so dass wir uns an der Hand dieser Quellen, die durchaus zeitgenössisch sind und den Ereignissen sehr nahe stehen, ein deutliches Bild jener folgenschweren Vorgänge machen können.

Wir schildern den Verlauf der Finingerhändel nicht zum ersten Male. In älteren Arbeiten über die Geschichte Mülhausens nehmen diese vielmehr schon einen breiten Raum ein.<sup>2</sup> Aber diese beruhen sämtlich nur auf der Zwingerschen Chronik, die lediglich vom Standpunkte des Mülhauser Bürgers aus die Vorgänge schildert, während es äußerst wichtig ist, auch die Berichte gerade von eidgenössischer Seite dabei zu haben. Jene bietet uns mehr das, was sich in der Stadt ereignete, diese aber können über die Verhandlungen und Bewegungen, die außerhalb erfolgten, ausführlich erzählen. Auch eine neuere Abhandlung ist darüber erschienen.<sup>3</sup> Diese aber verfolgt mehr den Zweck, die Beziehungen Mülhausens zur Eidgenossenschaft während der unerquicklichen Händel zu verfolgen, so dass über die Vorgänge in der Stadt nur das Notwendigste mitgeteilt wird. Der Verfasser benutzt ebenfalls für die Darstellung der Mülhauser Verhältnisse die Chronik Zwingers. Da er aber neben Baseler Archivalien auch die Eidgenössischen Abschiede in seiner Untersuchung benutzt, so bietet er ein wertvolles Vergleichsmaterial. Unsere Darstellung will vor allem die zeitgenössischen Berichte sprechen lassen, und dies kann nur durch eine Zusammenarbeit der verschiedenen chronikalischen Quellen erreicht werden, wie wir es im Folgenden versucht haben.

Die Chronik David Zwingers<sup>4</sup> beginnt mit dem Jahre 1582, in welchem dieser nach mancherlei widrigen Schicksalen durch

<sup>2</sup> Es ist zu nennen: a) Der Stadt Mülhausen Geschichten, von Jakob Heinrich Petri, im Anfang des 17. Jahrhunderts geschrieben, veröffentlicht 1838, S. 377 ff. Dieser fußt für die in Frage kommenden Vorgänge auf Zwinger, bietet aber auch Eigenes, das wir benutzen können. b) Der Stadt Mülhausen Geschichte, von Matheus Mieg dem Älteren, Teil I (bis zum Jahr 1816), S. 150 ff. (Teil II, fortgesetzt bis 1817, gibt lediglich Aktenstücke und andere Belegnotizen). c) Geschichte der Stadt Mülhausen und der Dörfer Illzach und Modenheim im obern Elsass, von Matthias Graf, II. Teil (1820), S. 123 ff.

<sup>3</sup> F. Holzach, Der Mülhauser Finingerhandel und der Aufruhr von 1590, Basel 1900.

<sup>4</sup> Sein Familienname war eigentlich Spießer, und das Familienwappen zeigte im Schilde einen Spieß. In Schriftstücken unterschreibt er „David Spysen genant Zwinger“. Er stammte aus dem thurgauischen Städtchen

Verwendung von Verwandten von der Stadt Mülhausen auf eine erledigte Pfarrstelle berufen worden war. Die Finingerschen Händel aber hatten schon im Jahre 1579 begonnen, so dass wir über diese Anfänge aus seiner Darstellung nichts Näheres erfahren und auf die Angaben der Historiker angewiesen sind. Zwingers Chronik wird ergänzt durch die des Abraham Musculus (Mäusli), Dekans am Münster zu Bern († 1591), welche nicht nur auf den erneuten Ausbruch der Händel im Jahre 1582 näher eingeht, sondern auch im sonstigen Verlauf der Schilderung verschiedene Punkte ausführlicher behandelt und manche Einzelheiten aufbewahrt hat, die bei Zwinger fehlen.<sup>5</sup> Eine weitere Ergänzung findet die Darstellung durch den Bericht, den der Baseler Stadtschreiber Christian Wurstisen im Auftrage der protestantischen Kantone verfasste, um deren Vorgehen gegen Mülhausen gegenüber Angriffen von katholischer Seite zu rechtfertigen.<sup>6</sup> Aus diesen drei Quellen vor allem können wir uns über das Aufkommen und die Ereignisse des Bürgerkrieges, welcher sehr verhängnisvolle kriegerische Verwicklungen mit den katholischen Schweizerkantonen hätte nach sich ziehen können, genau unterrichten. Die verschiedenen Schmähschriften, welche gegen die Mülhauser Obrigkeit und obrigkeitliche Beamte sowie gegen die protestantischen Schweizerkantonen gerichtet worden sind und teilweise auch Erwiderungen hervorgerufen haben, sowie einige Flugschriften bringen inhaltlich nichts Neues, sind aber eine Illustration zu der gewaltigen Verbitterung, welche die kriegerischen Vorgänge ausgelöst hatten, und zeigen, dass die Ereignisse Ein-

---

Bischofszell und war daselbst vermutlich um 1540 geboren. Gestorben ist er im Ruhestand zu Mülhausen wahrscheinlich bald nach 1619. Vgl. über sein Leben „Le vieux Mulhouse“ IV, S. XII ff. — Die Chronik führt den Titel: „Wahre Beschreibung und gründlicher Bericht von dem Ursprung, Anfang, Instand, Anstellung und Endschaft der wunderbaren Rotterei, des bürgerlichen Tumults und mächtigen Übelstands der Stadt Mülhausen im Obern Elsaß, im 1586. Jahr angefangen usw., beschrieben durch David Zwinger, Diener der Kirche daselbst.“

<sup>5</sup> „Beschreibung der Gelegenheit der Stadt Mülhausen und des unglückseligen Unfalls und Jammers, der sich in derselben vonwegen des verfluchten Aufruhrs, so sich zwischen den aufrührerischen Bürgern und ihrer natürlichen Obrigkeit seit etlicher Zeit darin zugetragen, und von derselben Eroberung durch die 4 evangelischen Städte, nämlich Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, den 15. Juni 1587.“ Wird mit (M) zitiert.

<sup>6</sup> „Wahrhaftige Erzählung, welchergestalten sich die Mülhausischen Unruhen erhebt, verlossen, abgewehrt und gestillet. Von den Eidgenossen aufgesetzt, entworfen durch Christian Wurstysen, Stadtschreiber von Basel.“ Wird mit (W) zitiert.



druck machten.<sup>7</sup> Endlich aber haben wir auch eine große Anzahl Urkunden und Aktenstücke zu Gebote, an denen wir die Richtigkeit der Angaben der Chroniken nachprüfen können. Schon Mieg veröffentlicht im zweiten Teil seiner Mülhauser Geschichte<sup>8</sup> eine Anzahl Belegstücke, die indessen nur geringen Anforderungen genügen können. Bedeutend wichtiger sind dagegen die zahlreichen in dem Mülhauser Kartular<sup>9</sup> enthaltenen Stücke. Wir können leider nur auf einige besonders auffallende Bezug nehmen, da der Zweck vorliegender Arbeit lediglich die Zusammenstellung der Chronikberichte ist; eine aktenmäßige Durcharbeitung wäre eine Aufgabe für sich.

Schildern wir nun in zusammenfassender Weise, was uns die Chroniken in gemüthlicher Breite und mit schwülstigen subjektiven Reflexionen durchsetzt, sowie teilweise auch mit großer Ungenauigkeit in Datierung und Darstellung berichten.<sup>10</sup>

## I. Die Vorgeschichte: der Fininger Holzstreit; die Unzufriedenen.

Ein ganz geringfügiger Streit um ein Wäldchen, auf Dornacher Gebiet gelegen, war die erste äußere Veranlassung, die Fininger in Konflikt mit ihrer Stadt Mülhausen zu bringen. In früheren Zeiten wurden mit Vorliebe um ganz geringfügige Sachen alle

<sup>7</sup> Folgende sind in dem angegebenen Bande des „vieux Mulhouse“ veröffentlicht: a) Pasquill, welcher dem Stadtschreiber zu Mülhausen, Hosea Schillinger genannt, ist gemacht worden usw., von Christophorus Leinerus. 21. Nov. 1586; b) Pasquill oder Schmähschrift auf die Obrigkeit. F. R. 1586; c) Welchergestalt die von Mülhausen in Bund der Eidgenossenschaft gekommen und ihnen der wiederum abg'seit ist worden, in Reimensweise gestellt. 1587; d) Klagzeitung aus Mülhausen. 1587; e) Ein wahrhaftes neues Lied von der Stadt Mülhausen und ist im Ton wie „Der Graf von Serin“ oder wie „Der Sündfluß“ zu singen. 1587; f) Wahrhaftige und gründliche neue Zeitung, welchermaßen die vornehme Stadt Mülhausen usw. erobert und eingenommen worden ist. 1587; g) Wahrhaftige Zeitung und gründliche Beschreibung, welchermaßen die vornehme Stadt Mülhausen usw. erobert und eingenommen worden, in Gesangsweise gestellt. 1587; h) Einfältig Gespräch zweier Bauersmänner, in welchem die Ursachen des Mülhausischen Kriegs usw. an Tag gegeben werden. 1587.

<sup>8</sup> S. Anm. 2. Es kommen die Seiten 151—198 in Betracht.

<sup>9</sup> Cartulaire de Mulhouse, par X. Moßmann, Bd. V und VI. Nr. 2404 bis 2682 drehen sich mit geringen Ausnahmen um die Finingerhändel und ihre Folgen.

<sup>10</sup> Der Darstellung ist im allgemeinen Zwingers Chronik zugrunde gelegt. Sie wird mit einfacher Seitenangabe aus „Le vieux Mulhouse IV“ zitiert. Was aus andern Chroniken oder Quellen stammt, ist angemerkt (M, W usw.).

Gerichte und Obrigkeiten in Bewegung gesetzt, und wegen nichtiger Grenz- und Berechtigungsstreitigkeiten wurden manchmal riesige Akten und Protokolle zusammengeschrieben, die heute das Entsetzen aller Archivforscher bilden; das Prozessieren war damals noch etwas billiger als heutzutage, während jetzt die hohen Gerichts- und Anwaltskosten die Sache bedeutend erschweren. Die Fininger waren eine aus geringen Verhältnissen zu Ansehen gelangte Familie. Hans Fininger hatte es in den italienischen Feldzügen zum Hauptmann gebracht und in dieser Stellung Gelegenheit zur Bereicherung gefunden. Mit seinen aus dem Krieg gebrachten Reichtümern erbaute er sich ein ansehnliches Bürgerhaus, das inmitten eines mit hohen Mauern umgebenen Baumgartens lag, und errang Einfluss bei seinen Mitbürgern und bei den Stadtbehörden. Von seinen Söhnen spielen Mathis und Jakob Fininger die Hauptrolle in dem Handel und Bürgerkrieg.<sup>11</sup> Bereits im Jahre 1579 hatte die Stadt mit der Familie zu tun gehabt. Damals hatte die Witwe des Hans Fininger in einem Wäldchen zu Dornach, das Isenholz genannt, Holz schlagen lassen, doch wurde ihr seitens anderer Mülhauser Bürgerfamilien das Eigentumsrecht bestritten. Schon damals war die Familie in Streit mit der Stadt geraten, weil sie den Austrag der Rechtssache nicht vor dem Mülhauser Gericht suchte, das allein zuständig war, da beide Parteien Mülhauser Bürger waren, sondern das Dornacher Gericht mit der Sache beschäftigte. Sie hatten nämlich, wie wir in andern Quellen erfahren, offenbar befürchtet, dass sie in Mülhausen kein Recht bekommen würden und deshalb Klage bei dem Gerichtsherrn von Dornach, dem Junker zu Rhein, welcher das Dorf von Österreich zu Lehen trug, erhoben, indem sie sich darauf

<sup>11</sup> Vgl. S. 319 (M). — Es werden in den Chroniken gewöhnlich drei Söhne angeführt, von denen meist auch nur zwei, Mathis und Jakob, mit Namen genannt werden. Der dritte Bruder, Michael, war Stadtschreiber, ist aber schon zu Anfang der Wirren gestorben, und an seine Stelle trat Hosea Schillinger, dem man nachher in den Händeln so übel mitspielte (vgl. Petri, a. a. O., S. 381 f.). Nach vorhandenen Urkunden (Cartulaire de Mulhouse V, S. 383 [Nr. 2415], S. 391 [Nr. 2419] u. a.) wäre aber noch ein vierter Bruder, Claus, vorhanden gewesen. Da derselbe auch unter dem Namen Claus Roppolt erscheint, anderseits aber die Mutter der drei andern Fininger, die als „die drig Finiger“ in gewissem Sinne von jenem unterschieden werden (Cartulaire de Mulhouse V, S. 399 [Nr. 2423]), auch als seine Mutter genannt wird und er einer der Hauptbeteiligten beim Holzstreit ist, so haben wir hier wol einen Stiefbruder aus einer früheren Ehe der Mutter vor uns. Petri, der sonst am ausführlichsten die Verhältnisse der Familie berührt (a. a. O. S. 381 f.), kennt ihn nicht, und auch in den früheren Chroniken tritt er nicht auf.



stützten, dass das umstrittene Wäldchen zum Jurisdiktionsgebiet des Junkers gehöre. Auch hatten sie vorgewandt, dass sie das streitige Holz bereits früher an Baseler Verwandte geschenkt hätten, die das Recht in Dornach suchen dürften. Mülhausen war darüber erbost, weil auf diese Weise ihre Bürger vor ein fremdes Gericht gezogen wurden, zumal die Stadt zugunsten der Benachteiligten bereits entschieden hatte. Die Angelegenheit drohte schon weitere Kreise zu ziehen; doch die Städte Basel und Zürich legten sich ins Mittel, gaben der Stadt Mülhausen recht und brachten 1581 eine Einigung der Streitparteien zustande.<sup>12</sup> Doch die Fininger ruhten nicht. Einesteils glaubten sie sich immer noch benachteiligt, andererseits waren sie auf ihre Stadtobrigkeit erbittert. Bereits 1582 begann der Holzstreit von neuem. Die Brüder Fininger erhoben erneut Ansprüche auf das Waldstück im Dornacher Bann gegen einen andern Mülhauser Bürger und brachten die Sache wieder vor das Gericht des Dornacher Junkers, weil das Streitobjekt auf dessen Gebiet liege.<sup>13</sup> Zugleich

<sup>12</sup> Vgl. die genaueren Ausführungen bei Petri, a. a. O. S. 381 f. Der Vergleich, den Basel und Zürich zuwege brachten, vom 30. April 1581, ist im *Cartulaire de Mulhouse V*, S. 397 ff. (Nr. 2423) zu finden.

<sup>13</sup> Es handelt sich ganz bestimmt um das nämliche Stück oder doch einen Teil desselben wie beim ersten Streit. Der Waldkomplex hieß „im Isenholz“ oder auch „im Berenfels“ (siehe die Chroniken und ferner *Cartul. de Mulhouse V*, S. 368 [Nr. 2406], S. 379 [Nr. 2412] u. a.). Hier befanden sich nach dem Bericht der Chronik Petris (a. a. O. S. 380 f.) zwei Weiher, die nach früheren Besitzern „des Fuchsen Weiher“ und „Beinlins Weiher“ genannt wurden. Nur einer soll der Witwe Fininger gehört haben, der andere aber verschiedenen Mülhauser Bürgern. Man hatte die Weiher trocken liegen lassen, dieselben hatten sich mit Wald bestockt, und dieses Holz hatte des Hans Fininger Witfrau beim ersten Streit fällen lassen, obgleich sie nur Recht auf das Holz des einen Weihers gehabt hätte. Das Streitobjekt wird schon bei diesem ersten Streit urkundlich (*Cartul. de Mulh. V*, S. 379 [Nr. 2412]) als „Beinlins Weiher“ bezeichnet und auch beim zweiten Streitfall ausdrücklich so genannt in der in Anmerkung 7 zitierten Flugschrift „Einfältig Gespräch usw.“ (a. a. O. S. 574). Bei diesem erneuerten Streit handelte es sich um Holz, das ein Bürger namens Luden (Ludwig) Linde oder Lendi (*Cartul. de Mulh. V*, S. 406 [Nr. 2428] u. a., Petri a. a. O. S. 383) auf dem Boden dieses alten Weihers hatte fällen lassen und das Jakob Fininger beanspruchte. Nach den Chroniken wären die Fininger im Unrecht und streitsüchtige Leute gewesen. Nach der Darstellung, die sie und ihre Partei aber geben (*Cartul. de Mulh. V*, S. 367 ff. [Nr. 2406], 388 ff. [Nr. 2418]), verhält sich die Sache anders. Darnach hat es sich nur um einen Weiher gehandelt, den zuerst ein Bürger namens Fuchs besessen, dann aber an einen Bürger Beinlin verkauft hatte, und der von diesem durch Erbschaft an die Mutter der Fininger gekommen war. Es war ein Erblehen der Stadt Mülhausen (*Cartul. de Mulh. V*, S. 383 [Nr. 2415]). Die angrenzenden Besitzer hatten nun, als sich zunächst niemand um den trocken liegenden Weiher kümmerte, bis das Holz

suchten die beiden Brüder Fininger alle Welt gegen die Mülhauser Obrigkeit aufzuhetzen, hielten heimliche Zusammenkünfte mit Gleichgesinnten ab, die sich ebenfalls gern an den Stadthäuptern gerieben hätten, und erhielten so einen starken Anhang.<sup>14</sup> Unter den Unzufriedenen ist vor allem zu nennen Velten Fries, der im Jahre 1578 seines Bürgermeisteramts entsetzt worden war, und Oswald Schreckenfuchs, der Stadtphysikus, den die Stadt wegen ungenügender Leistungen hatte abdanken müssen und der sich nun von den Finingern hatte gewinnen lassen.<sup>15</sup> Auf Seite des letzteren standen auch die beiden andern Stadtpfarrer Freuler und Steiner, während sich Zwinger, den man ebenfalls hatte gegen den Rat aufhetzen wollen, vorsichtig hielt und auf Seite der Stadtohrigkeit blieb.<sup>16</sup> Was den Rechtsstreit betraf, so wollte natürlich Mülhausen wiederum nicht anerkennen, dass ein Bürger einen andern vor ein fremdes Gericht ziehen dürfe; auch wollte der Beklagte sich nur vor seinem zuständigen städtischen Gericht verantworten. Die beiden Fininger wurden an ihren Bürgereid erinnert und verwarnt, wollten sich aber durchaus nicht fügen. Da sich nun besonders Jakob Fininger, der Wirt zum Hirzen war, auch noch auf andere Weise gegen Ratsverordnungen auflehnte, indem er Wein ausschenkte, ohne die der Stadt zu zahlende Abgabe des Umgeldes durch die verordneten Weinleser vorher feststellen zu lassen, sich auch hierin allen Verwarnungen taub zeigte, die auferlegte Buße nicht zahlte und vor Gericht geladen sein wollte, obgleich solche Dinge den Rat allein angingen, so beschloss der Rat, schärfer vorzugehen und zunächst den Jakob Fininger ins Gefängnis zu setzen. Die beiden Brüder

---

darin herangewachsen wäre, und es sich um eine Witwe handelte, die man mit Leichtigkeit täuschen zu können glaubte, behauptet, ihre Grenzen zögen noch durch den Weiher, ja sogar einzelne Stücke unter solchem Vorgeben veräußert. Als der Streit entbrannte, hätten sie sich der List bedient, zu sagen, das strittige Stück sei des Fuchsen Weiher, der die Fininger nichts angehe, und Beinlins Weiher, der diesen gehöre, sei nur ein kleines angrenzendes Stück, das in Wirklichkeit nur eine Ablauffache des eigentlichen Weihers gewesen war. Diese Darstellung macht nicht gerade den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit, wenn auch das Gericht der Stadt Mülhausen zu ungunsten der Fininger entschied. Der Wert des Streitobjektes soll übrigens nicht mehr als 10—12 Kronen gewesen sein. — Vgl. zur Sache des zweiten Holzstreites S. 319 (M) und den ausführlichen Bericht bei Petri, a. a. O. S. 383 f.

<sup>14</sup> S. 10.

<sup>15</sup> Wegen Valentin Fries und seiner Absetzung (wegen Ehebruchs) vgl. Petri, a. a. O. S. 380; Graf, a. a. O. II, S. 124. Wegen Schreckenfuchs vgl. S. 322 (M).

<sup>16</sup> S. 15 ff.



wurden aber gewarnt und verließen heimlich die Stadt; dies geschah 1583. Ihre Anhänger fuhren fort, die Bürgerschaft gegen den Rat aufzuhetzen und für die Fininger Stimmung zu machen.<sup>17</sup> Besonders die drei Bürgermeister wurden angefeindet und unter ihnen vor allem der Bürgermeister Peter Ziegler der Veruntreuung von städtischen Geldern beschuldigt, obgleich er gänzlich unbescholten dastand und seinen Reichtum dem eingebrachten Heiratsgut seiner verschiedenen Frauen verdankte.<sup>18</sup> Den Zuträger und Vermittler zwischen den Flüchtigen und ihren Genossen in der Stadt bildete der Stadtphysikus Schreckenfuchs, der morgens und abends heimlich zur Stadt aus- und einging und sich als ein immer größerer Feind des Rats entpuppte. Man schritt endlich gegen ihn ein und legte an sein Haus und Scheuer zwei starke Malschlösser, womit ihm der Aufenthalt in der Stadt verboten war (30. Dezember 1584);<sup>19</sup> er begab sich nun zu den Finingern.<sup>20</sup> Die mit Schreckenfuchs in Verbindung stehenden beiden Pfarrer Freuler und Steiner waren bereits 1583 wegen Widersetzlichkeit ihrer Ämter enthoben worden und hatten ebenfalls die Stadt verlassen.<sup>21</sup>

## II. Verwicklung der Eidgenossen in den Streit.

### Parteiumtriebe in der Stadt. Beginn des Aufruhrs.

Die Widersetzlichen suchten nun Stütze bei den Eidgenossen, und zwar vor allem bei den katholischen Kantonen, da diese der Stadt Mülhausen nicht gewogen waren, weil sie die protestan-

<sup>17</sup> Vgl. über das Vorausgehende S. 320 ff. (M). Nach den Urkunden, an die sich Petri (a. a. O. S. 384) anlehnt, hing die Sache etwas anders zusammen: Der den Streit wegen des Holzes hauptsächlich Führende war Jakob Fininger. Ihn zog die Stadt vor ihr Gericht und verhörte die Zeugen, und als sich ergab, daß er sich tatsächlich des Dornacher Gerichts bedient und durch dessen Büttel das streitige gefällte Holz hatte mit Arrest belegen lassen, wurde er in den Walkenturm gelegt (Cart. de Mulh. V, S. 405 ff. [Nr. 2428]); vgl. auch die Darstellung der Stadt Mülhausen in einem Schreiben an die Baseler Eidgenossen (Cart. de Mulh V, S. 411 [Nr. 2431]). Da sein Weib schwer erkrankt war, verwandte man sich vonseiten seiner Familie und des Baseler Rats, der auf Bitten der Baseler Verwandten eingriff, für seine Freilassung gegen Urfehde, worein nach verschiedenen Verhandlungen sowohl Jakob Fininger als auch die Stadt Mülhausen einwilligte. Bald darauf erfolgte die Hinterziehung des Umgeldes, und als nun Jakob Fininger aufs neue gefangen gesetzt werden sollte, flüchtete er sich beizeiten aus der Stadt. Sein Bruder Mathis folgte ihm nach. — <sup>18</sup> S. 36 ff. — <sup>19</sup> Die Datierung richtet sich in den Chroniken, wenn nicht anders bemerkt, nach dem julianischen Kalender (alter Stil). — <sup>20</sup> S. 24, S. 322 (M). — <sup>21</sup> S. 19 ff.

tischen Schweizerkantone unterstützt hatte. Überall klagten sie, dass man sie ohne Anlass aus ihrer Stadt vertrieben habe, dass man ihnen ihr Recht vorenthalte und in Mülhausen ein tyrannisches Regiment herrsche, sodass die Eidgenossen einschreiten müssten.<sup>22</sup> Die katholischen Orte waren zum Beistand bereit und beriefen eine Tagsatzung nach Luzern, wo die Fininger und Schreckenfuchs kläglich um Hilfe gegen ihre Bedränger baten. Die Tagsatzung suchte nun zunächst brieflich auf Mülhausen einzuwirken, aber dieses erklärte, gegen die Rebellen, welche ihre Sache beschönigten, nicht nachgeben zu können. Den Finingern waren nun alle Mittel recht, um ihrer faulen Sache ein gutes Aussehen zu geben.<sup>23</sup> Es heißt sogar, dass sie ihren protestantischen Glauben abgeschworen hätten, um die Unterstützung der katholischen Orte zu erlangen.<sup>24</sup> Genug — am 16. Juni 1586 langte plötzlich eine Gesandtschaft in Mülhausen an, die aus Vertretern der Kantone Uri und Unterwalden bestand und welcher sich die beiden Fininger wie auch der Physikus Schreckenfuchs angeschlossen hatten. Da die Gesandtschaft trotzig auftrat und jede Verhandlung mit dem Rat verweigerte, dagegen wegen ihres Anliegens die Bürgerversammlung zu verhören gedachte, was einer Verachtung des Rats gleichkam, so gab dieser den Bürgern, die man zum Rathaus versammelt hatte, Befehl, den Hirzen, wo die Gesandtschaft abgestiegen war, zu umstellen und die Rebellen gefangen zu nehmen. Dies geschah; man überwältigte die beiden Fininger und den Physikus, da sie sich gutwillig nicht ergeben wollten, und warf sie in den Walkenturm, wo sie vorläufig blieben.<sup>25</sup> Die Gesandten zogen wieder ab.

Die protestantischen Schweizerorte hatten ebenfalls von dem Handel gehört. Da sie Verwicklungen mit den katholischen Orten fürchteten, suchten sie die Sache gütlich beizulegen, und so kam denn im Juli des nämlichen Jahres eine Abordnung der Eidgenossen aus Zürich, Bern, Glarus, Basel und Schaffhausen, welche mit großer Feierlichkeit empfangen wurde. Am 14. Juli wurden die Gefangenen vor die Eidgenossen geführt und verhört. Schreckenfuchs leugnete, etwas gegen die Obrigkeit unternommen zu haben, und da man ihm nichts direkt nachweisen konnte und er auch gewichtige Fürsprecher gehabt zu haben scheint, so musste man ihn freilassen. Aber er musste Urfehde

<sup>22</sup> S. 322 f. (M). — <sup>23</sup> S. 323 ff. (M). — <sup>24</sup> Vgl. Petri, a. a. O. S. 387; Mieg, a. a. O. I, S. 155. — <sup>25</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 25 f., S. 327 ff. (M).



schwören und die Stadt von nun an meiden; am 15. Juli verließ er Mülhausen mit Weib und Kindern. Die Fininger wurden ebenfalls verhört, und man schloss, da ihnen ein gewisses Recht nicht abgesprochen wurde, am 18. Juli einen Vergleich, dessen hauptsächlichste Punkte waren, dass es wegen des ersten Holzspanns bei der damals getroffenen gütlichen Einigung bleiben, der zweite aber von dem städtischen Gericht geschlichtet werden sollte unter Ausschluss einer Appellation andern Ortes; dass Jakob Fininger wegen des hinterzogenen Umgeldes nicht weiter solle behelligt werden; dass endlich die Fininger wieder als Bürger angesehen werden sollten, vorausgesetzt, dass sie sich den Bürgerordnungen fügten. Darauf kehrten die Eidgenossen wieder nach Hause zurück.<sup>26</sup>

Die von Mülhausen abgewiesene Gesandtschaft der katholischen Orte hatte nun in Baden (Aargau), wo die eidgenössische Tagsatzung stattfand, Klage über ihre Aufnahme in Mülhausen geführt, und dies hatte bei den katholischen Kantonen, die sowieso auf Mülhausen schlecht zu sprechen waren, den Beschluss gezeitigt, das Bündnis mit dieser Stadt aufzulösen. Sie versammelten sich zu Luzern und beschlossen dort, weil ihnen die Mülhauser solche Schmach angetan, von den in ihren Händen befindlichen Bündnisbriefen ihre Siegel abzuschneiden und die Urkunden mit einem erklärenden Begleitschreiben der Stadt Mülhausen zurückzuschicken, womit das alte Bündnis gelöst sein sollte; und so geschah es. Das von Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn und Appenzell ausgefertigte und mit dem Luzerner Stadtsiegel versehene Schreiben ist datiert vom 4. November.<sup>27</sup> Der Rat von Mülhausen war sehr bestürzt und suchte die Sache wieder einzurichten. Er gab dem Boten, der die Absage überbrachte, sogleich die Bundesbriefe wieder mit samt einem entschuldigenden Begleitschreiben, in welchem ausgeführt war, dass man nach den bestehenden Gebräuchen und dem rebellischen Verhalten der Fininger und ihres Anhangs nicht anders habe

<sup>26</sup> Vgl. zu diesem Abschnitt S. 27 ff., S. 335 ff. (M; hier steht es aber nicht im richtigen Zusammenhang). — Der Vergleich ist in *Cartul. de Mulhouse V*, S. 584 ff. (Nr. 2524) abgedruckt nach dem Original.

<sup>27</sup> Neuen Stils. — Das Schreiben führt M (S. 331 f.) wörtlich an; bei Mieg, a. a. O. II, S. 164 ff. Nach Holzach, a. a. O. S. 28, hätte die Aufsayung des Bündnisses schon am 19. Oktober stattgefunden; aber alle andern Berichte und Angaben, auch *Cartul. de Mulh. V*, p. 554 (Nr. 2529) geben den 4. November an.

handeln können, und zugleich wandte man sich um Rat nach Zürich und Bern, wo man erklärte, dass die acht Orte ohne Zustimmung der übrigen Eidgenossen das Bündnis nicht auf-sagen könnten. Nun bat man die Eidgenossen von Zürich, Bern, Basel, Glarus und Schaffhausen um Vermittlung, welche diese auch auf der Tagsatzung zu Baden einzulegen versprachen.<sup>28</sup>

Es scheint, dass der Rat nicht sogleich der Bürgerschaft von der Aufhebung des Bündnisses Mitteilung machte.<sup>29</sup> Als nun doch die Sache ruchbar wurde, entstand eine große Bestürzung und ein gewaltiger Aufruhr gegen den Rat, welchem man die Schuld an der Lösung des Bündnisses, auf welches man stolz gewesen war, gab. Alles, was an Unzufriedenheit in der Bürger-schaft schlummerte, kam nun zum Ausbruch, und nun fanden es auch die beiden Fininger wieder an der Zeit, ihren Zorn gegen den Rat, der nur mühsam gedämpft gewesen war, auszulassen. Sie vergassen ihre Urfehde, kehrten nach Mülhausen zurück und hetzten nun die Bürgerschaft gegen den Rat auf. Der Erfolg war, dass auf der Stube der Bäckerzunft eine Versammlung der Auf-rührer beschloss, einen Teil der Stadträte gewaltsam abzusetzen, einen Ausschuss an die Tagsatzung nach Baden zu schicken, der die Unschuld der Bürger an den Vorgängen bezeugen sollte, und nicht eher zu ruhen, als bis das Bündnis wieder hergestellt sei. Sie schworen sich und ordneten an, dass jeder Bürger für die entstehenden Unkosten sechs Batzen zuschießen solle. Die Fininger steuerten mit ihrem Gelde fleißig bei, viele Bürger beteiligten sich, und auch der an Stelle des abgesetzten Steiner ernannte Stadtpfarrer Heinrich Haffner stand auf ihrer Seite. Der Rat gab nun nach und versprach selbst, alles zu tun, um auf der Tagsatzung die Sache wieder ins Geleise zu bringen.<sup>30</sup> Den Haupträdelsführern war es aber gar nicht darum zu tun, dass der Rat auf ihre Seite trat, sondern sie wühlten weiter gegen den-selben; die Unruhen in der Stadt wurden immer ärger, man schickte eigenmächtig Gesandte zur Tagsatzung, die dort einen Kniefall tun sollten,<sup>31</sup> und man fing an, die bestehende Ordnung umzustürzen. Zuerst überfiel man den Stadtschreiber Hosea Schil-linger, dem man einen großen Teil der Schuld ungerechterweise zuschrieb, in seinem Hause, schleppte ihn auf die Schmiedezunft,

<sup>28</sup> Zum Vorausgehenden vgl. S. 63, S. 332 ff. (aus M), S. 475 (aus W). —

<sup>29</sup> S. 334 (aus M). — <sup>30</sup> Vgl. S. 63 f., S. 475 f. (aus W). — <sup>31</sup> S. 63, S. 341 (aus M), S. 476 (aus W).



wo sich die Aufrührer versammelt hatten, und legte ihn dann auf der Wachtstube in Eisen.<sup>32</sup> Dann ergriff man den Bürgermeister Peter Ziegler und zwang ihn zu einem Eide, dass er bis zum Austrag der Sache sein Haus nicht verlassen und seine Amtsgeschäfte nicht versehen wolle.<sup>33</sup> Ein Versuch, erst seitens Basels allein, das zuerst von den Ereignissen vernommen, dann seitens Basels und Zürichs, die Rebellen durch Abgesandte zur Vernunft zu bringen, schlug fehl; doch hatte er wenigstens den Erfolg, dass die einsichtigeren der Bürger, welche bisher im Schlepptau der Rädelsführer mitgefahren waren, sich abseits hielten.<sup>34</sup> Unterdessen hatte die Tagsatzung in Baden stattgefunden. Nach Anhörung der Klagen sowol der protestantischen wie der katholischen Orte, auch des Rats der Stadt Mülhausen und der Abgesandten der Aufrührer beschlossen die katholischen Delegierten, die Sache ihren Orten nochmals vorzutragen. Die Mülhauser Ratsgesandten hatten inständig gebeten, wegen zweier Aufrührer das Bündnis nicht aufsagen zu wollen.<sup>35</sup> Die Gesandten der Aufrührer aber fälschten den Bescheid und gaben an, die Gesandten der katholischen Orte hätten ihnen geraten, „zuerst den Garten zu säubern“ (zu jäten), bevor man ihnen besseren Beistand leisten könne.<sup>36</sup> Darauf setzten die Aufrührer, noch bevor der Jahrestag der Erneuerung des Rats herbeikam (22. Dezember), die beiden anderen Bürgermeister und vier Ratsherren ab, wählten an ihre Stelle sechs neue und zwangen die Abgesetzten, als die Ratssitzung begann, den Sitzungssaal zu verlassen. Einer der neuen Bürgermeister war der früher abgesetzte Valentin Fries. Nun suchten erneut die von Zürich und Basel zu vermitteln und erreichten auch, dass sowol die sechs Abgesetzten als die sechs Neugewählten sich der Amtsgeschäfte enthalten und diese nur von den übrigen 24 Ratsmitgliedern geführt werden sollten, bis die Sache zum Austrag gebracht sei, sowie dass der Stadtschreiber gegen Urfehde aus der Haft nach Hause entlassen wurde.<sup>37</sup> Dies war aber nur ein äußerlicher Stillstand, denn der Aufruhr unter der Bürgerschaft ging immer weiter voran. Arbeit und Handwerk wurden vernachlässigt, die freche Jugend schob die erfahrenen älteren Leute beiseite, und man drohte allen, die nicht zu der Partei hielten,

<sup>32</sup> S. 70 ff., S. 341 f. (aus M), S. 476 (aus W). — <sup>33</sup> S. 74, 342 (M), 476 (W); ferner Petri, a. a. O. S. 394 f.; Cartul. de Mulh. V, p. 561 (Nr. 2534). — <sup>34</sup> S. 74 ff., 342 f. (M), 476 (W). — <sup>35</sup> S. 343 ff. (M), 477 ff. (W). — <sup>36</sup> S. 345 (M), 479 (W). — <sup>37</sup> S. 78 ff., 345 ff. (M), 479 ff. (W).

böse Vergeltung an.<sup>38</sup> So schied sich die Bürgerschaft in einen großen Haufen und einen kleinen Haufen (die Großhäufigen und die Kleinhäufigen), welche der Chronist mit den feindlichen Parteien der Welfen und Ghibellinen zu Kaiser Friedrichs II. Zeit vergleicht.<sup>39</sup> Auch tauchten nun schwarmgeisterische Regungen auf, indem ein gewisser „Profet“ auftrat und sich auf eine Engelsoffenbarung berief, wonach man den Rat absetzen und einen neuen wählen solle; die Aufrührerischen nannten sich darnach auch die „Englischen“.<sup>40</sup>

Die weitere Verwicklung ist aus den Chroniken, die ihre Angaben meistens gar nicht datieren und anscheinend die Ereignisse auch nicht in der richtigen Reihenfolge berichten, nicht mit Sicherheit zu entnehmen. Jedenfalls ist richtig, dass weitere Gewalttätigkeiten gegen Bürgermeister und Ratspersonen begangen wurden, dass man einige gefangen setzte und misshandelte, dass mehrere Ratsherren sich zu den Empörern schlugen, dass sich die aufrührerische Bürgerschaft durch einen neuen Eid<sup>41</sup> verband und verpflichtete, in welchem merkwürdigerweise auch stand, dass „sie bei der evangelischen Kirche und unter derselben Lehre und Konfession wollen bleiben“<sup>42</sup>, und dass verschiedene Vermittlungsversuche seitens der evangelischen Schweizerorte, den Aufruhr zu dämpfen, völlig fehlschlügen. Viel trug offenbar dazu bei, dass auch der Physikus Schreckenfuchs, der eine Hauptschuld an der Verwicklung trug, trotz geschworener Urfehde wieder in der Stadt sein hetzerisches Wesen trieb. So hatte sich die Sache bis etwa zum April des Jahres 1587 entwickelt.<sup>43</sup>

<sup>38</sup> S. 81 f., 482 f. (W). — <sup>39</sup> S. 84 f. — <sup>40</sup> S. 82 f.

<sup>41</sup> Cartulaire de Mulhouse V, S. 564 f. (Nr. 2538); auch bei Mieg, a. a. O. II, S. 157 f. Nach dem Original fiel dieser Eid noch ins Jahr 1586, nach Mieg und den Chroniken (M und W) dagegen auf den 7. und 8. Februar 1587.

<sup>42</sup> Es ist auffallend, dass trotz dieser Eideserklärung die katholischen Orte den Aufrührern weiter beistanden. Andererseits, da die Chroniken berichten, dass die Eidesartikel von Mathis Fininger aufgesetzt wurden, kann es auch nicht wahrscheinlich sein, dass die Fininger ihren evangelischen Glauben abgeschworen hatten. Die Chroniken erwähnen hiervon direkt nichts. Dass aber diese Bestimmung keine Spitze gegen die katholischen Schweizerorte hatte, geht daraus hervor, dass ein Beschluss der Aufrührer den Pfarrern gebot, nichts zu predigen, was jene verletzen könnte. Man wollte offenbar durch den genannten Eidesartikel feststellen, dass die Bewegung keine religiöse sei, wenn sie auch durch die Parteinahme der Kantone diesen Anstrich bekommen hatte.

<sup>43</sup> Vgl. die ausführliche Schilderung S. 90–158. Zwinger geht hier auf alle innerhalb der Stadt vorgekommenen Einzelheiten genau ein. Die Chronik des Musculus (S. 348–373) und der Bericht Wurstisens (S. 482–496) geben uns mehr das Bild der Verhandlungen und Vorgänge bei den Eidgenossen. Auch Petri, a. a. O. S. 398–419, kann verglichen werden.



Da wurde ein letzter Versuch der Beilegung gemacht. Die evangelischen Orte, durch Bitten der unterdrückten Minderheit wiederholt aufgefordert, sagten zu, gegen Mitte Mai Gesandte nach Mülhausen zu schicken, welche nochmals versuchen sollten, den hässlichen Zwiespalt zu beseitigen, sowie die katholischen Orte zu gleichem Vorgehen zu veranlassen. Man einigte sich seitens der Schweizer auf einen bestimmten Tag, aber infolge eines Missverständnisses kamen die evangelischen Abgesandten ein paar Tage früher in Mülhausen an, am 11. Mai. Äußerlich wurden die Gesandten der fünf Kantone ehrbarlich empfangen. Aber die Antwort des aufrührerischen Pöbels war die gewaltsame Gefangensetzung der zwei alten Bürgermeister Peter Ziegler und Hans Hartmann, welche bis dahin ihre Wohnungen nicht verlassen hatten, während sich der dritte, Othmar Finck, ins Johanniterhaus flüchten konnte; und als die Gesandten vom Krieg, der nach jedermanns Ansicht entstehen musste, abrieten und die Gefangenen sehen wollten, ward der eine von diesen, der erste Bürgermeister Peter Ziegler, sogar grausam gefoltert und auch gegen andere Anhänger des alten Rats, die sich den Gesandten freundlich erzeigten, gewalttätig vorgegangen. Die Gesandten der fünf Kantone wären am liebsten gleich wieder abgereist, aber sie wollten doch die Ankunft der Gesandten der katholischen Kantone abwarten und empfahlen, bis dahin mit allen Gewalttätigkeiten einzuhalten. Die Aufrührerischen aber ließen daraufhin alle Waffen, die sie in den Häusern finden konnten, einsammeln und aufs Rathaus bringen unter dem Vorgeben, die Gegenpartei habe gedroht, sie alle zu erwürgen, was indessen nur lügnerische Ausrede war.<sup>44</sup>

Am 14. Mai, einem Sonntag, kamen nun auch die katholischen Abgeordneten an. Diese wurden im Gegensatz zu den evangelischen mit großer Feierlichkeit von Gewaffneten unter Musik und Geschützsalven empfangen, und auch die evangelischen schickten zwei Abgeordnete zum Willkomm. Am folgenden Tag versammelten sich alle Gesandten auf dem Rathaus, und hier ermahnten zunächst die evangelischen Gesandten, dass man vor allem die Frage wegen der Aufsage des Bündnisses in schiefflicher Weise besprechen wolle. Als die katholischen Gesandten entgegneten, dass sie nicht deshalb hergekommen seien, sondern um die Klagenden zu verhören, fügten sie sich. Die Anführer

<sup>44</sup> Vgl. über das Vorausgehende S. 158 ff., 372 ff. (M), 496 f. (W).

der Rebellischen, unter ihnen auch die beiden Fininger, wurden herbeigeholt, und in ihrer Gegenwart erneuerten nun die evangelischen Gesandten ihre Bitte, die Frage des Bündnisses zuerst zu behandeln, aber ohne Erfolg. Man hörte die Klagen der Auführer an, welche nicht mehr und nicht weniger verlangten, als dass sie das Recht erhalten sollten, durch 24 Richter, die sie aus ihrer Mitte bestimmt hatten, ein Malefizgericht über die gefangenen Bürgermeister und Ratsmitglieder, die an der Auflösung des Bündnisses Schuld hätten und auch wegen anderer Vergehen angeklagt seien, zu halten. Auch ließen sie eine lange Klageschrift von 98 Artikeln verlesen.<sup>45</sup> Die evangelischen Gesandten erwiderten, dass sie dazu niemals ihre Hand bieten würden, da nur eine rechtmäßige Obrigkeit das Recht habe, ein Malefizgericht zu besitzen, und sie nur Kläger, aber keine Obrigkeit seien, und blieben dabei. Die katholischen Gesandten hüllten sich in Schweigen und bestärkten dadurch die Rebellen in ihrer Widersetzlichkeit. Als die evangelischen Gesandten sahen, dass sie nichts ausrichten konnten, da die katholischen Gesandten nicht auf ihrer Seite standen, auch ein Versuch, die Rebellen auf die kommende Tagsatzung zu verweisen, misslungen war, beschlossen sie, der Stadt den Rücken zu kehren. Die Rebellen suchten nun einzulenken, die Gesandten gaben aber nicht mehr nach. Als sie die Stadt durch das Basler Tor verließen, wollten eine Anzahl Bürger, die das Schreckensregiment der Rebellen fürchteten, ebenfalls mit aus der Stadt hinaus, wurden aber von dem Pöbel, welcher hinter den Gesandten herzog, daran gehindert. Dabei wurde auch ein Bernischer Gesandter angegriffen und beschimpft. Der Pöbel zog die äußere Fallbrücke auf, sodass die Angegriffenen von ihren bereits vorausgerittenen Genossen abgeschnitten waren, und nun hätte, wenn die Gesandten nicht an sich gehalten hätten, ein furchtbares Gemetzel begonnen. Zum Glück aber beruhigte sich der Pöbel und ließ die Gesandten ziehen. Dies geschah am 17. Mai<sup>46</sup>. Die Rebellen ließen nun alles Volk, Weiber und Kinder vor das Rathaus kommen und die katholischen Gesandten kniefällig bitten, die Stadt doch wieder in den Bund aufzunehmen. Die Gesandten, welche hierüber in der Tat nicht instruiert waren, versprachen, diese Bitte ihren Oberen zu vermelden, und ver-

<sup>45</sup> Cartul. de Mulh. VI, S. 89 ff. (Nr. 2606). Vgl. auch Mieg, a. a. O. II, S. 172 f. — <sup>46</sup> Vgl. über diesen Abschnitt S. 160—170, S. 497—499 (W), vor allem aber S. 376—387 (M).



trösteten die Leute, dass alles nach ihrem Wunsch gehen werde. Darauf zogen auch diese Gesandten wieder ab, und zwar erhielten sie wiederum ein feierliches Geleit. Einige, darunter auch Jakob Fininger, geleiteten sie bis Solothurn<sup>47</sup>.

### III. Die Herrschaft der Großhäufischen. Das Eingreifen der protestantischen Kantone.

Die Rebellen taten nun, wie sie von den Gesandten begehrt hatten. Sie erwählten 24 Malefizrichter, meist Handwerker und Tagelöhner, die von einer regelrechten Gerichtssitzung keine Ahnung hatten, und diese sollten nun zwei Freitage hintereinander tagen und über die angeklagten Stadthäupter zu Gericht sitzen<sup>48</sup>. Unter diesen war der Bürgermeister Peter Ziegler durch die Haft und Misshandlung erkrankt, und da sie die Verantwortung, ihn im Kerker sterben zu lassen, nicht übernehmen wollten, so brachten sie ihn aus dem Verließ des Walkenturms zunächst in ein oberes Turmgemach und dann in ein Privathaus, wo ihn Soldaten bewachten<sup>49</sup>. Die Aufrührer waren gewiss, dass das Malefizgericht alle zum Tode verurteilen werde, und deshalb ließen sie im Werkhof bereits im voraus einen mächtigen Galgen zimmern. Einen Henker konnten sie aber nicht aufreiben; der von Thann und andere sagten ihnen entrüstet ab<sup>50</sup>. Das Urteil sollte am dritten Freitag gesprochen und vollstreckt werden.<sup>51</sup> Es kam aber nicht dazu, weil die Stadt vorher bezwungen wurde.

Als die Gesandten der evangelischen Orte nach Basel zurückkamen und Bericht ihres Misserfolges gaben, da erschienen vor ihnen der Bürgermeister Finck und etwa dreißig andere Mülhauser Bürger von dem kleinen Haufen, die sich aus Mülhausen geflüchtet hatten, und verlangten, dass man ihnen, da gütliche Vereinigung unmöglich, tätliche Hülfe leiste. Die Gesandten beschlossen, nochmals brieflich zu einer Versöhnung zu raten und im Weigerungsfalle ein anderes Eingreifen in Aussicht zu stellen. Die Rebellen aber erwiderten, dass sie sich in ihren Rechten nicht beirren ließen und das Malefizgericht über ihre Gefangenen und die Geflüchteten halten würden<sup>52</sup>.

Die Aufrührer versammelten denn in der Tat am 24. Mai die 24 zu Malefizrichtern Bestellten auf dem Rathaus, wo diese be-

<sup>47</sup> S. 170 ff. — <sup>48</sup> S. 389 ff. (M). — <sup>49</sup> S. 176. — <sup>50</sup> S. 174 f. — <sup>51</sup> S. 389 (M). — <sup>52</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 388 f. (M), 499 f. (W).

rieten, auf welche Weise sie die Gerichtsverhandlung vornehmen wollten, und am 26. Mai hielten sie die erste Sitzung ab, welche ganz in herkömmlicher Weise eröffnet wurde. Vor das Gericht wurden geführt die beiden Bürgermeister Peter Ziegler und Hans Hartmann sowie der Stadtschreiber Hosea Schillinger; gegen den Bürgermeister Othmar Finck wurde in absentia verhandelt. Die Anklageschrift, welche öffentlich verlesen wurde, umfasste 108 Artikel<sup>53</sup> und enthielt im wesentlichen, dass die Angeklagten an dem Bruch mit den acht katholischen Kantonen schuld seien, weil sie alle von den Eidgenossen an die Stadt in Sachen der Finingerschen Händel geschickten Schreiben der Bürgerschaft vorenthalten und die zu mündlicher Verhandlung abgeschickte Gesandtschaft ungebührlich behandelt hätten; dass sie die Absicht gehabt hätten, Stadt und Bürgerschaft zu überwältigen, weshalb sie in ihren und ihrer Anhänger Häusern viele Waffen angesammelt hätten; dass sie die Stadt betrogen und an ihren Geldern geschädigt hätten, was sich aus den peinlichen Aussagen besonders des Stadtschreibers und des Bürgermeisters Ziegler ergebe; dass sie falsche Urkunden ausgestellt, ehrliche Bürger durch Gefangensetzung an der Erlangung ihres Rechts gehindert (die Fininger) und sogar gesucht hätten, diese Gefangenen durch Gift zu beseitigen; dass sie durch dieses alles die Stadt in üblen Ruf gebracht hätten. Die Beklagten wollten erst nicht vor diesen Richtern antworten, beteuerten aber dann ihre Unschuld und baten um 14 Tage Aufschub, um sich die Anklage überlegen und Verteidiger bestellen zu können. Man gab ihnen endlich Frist bis zur nächsten Sitzung in acht Tagen. Der nicht anwesende Angeklagte Finck aber sollte durch Ausrufen an allen vier Toren zitiert werden, innerhalb drei Tagen persönlich zu erscheinen, widrigenfalls er in contumaciam verurteilt würde.<sup>54</sup>

Am folgenden Freitag, 2. Juni, wurden die Angeklagten aus ihrer Haft wieder vors Gericht geführt. Zuerst wurde Hosea Schillinger gebracht und aufgefordert, auf die Anklageschrift mit Ja oder Nein zu antworten. Er beschwerte sich, dass ihm seine Verteidigungsschrift und Antwort auf die 108 Artikel, die er aufgesetzt, am Morgen weggenommen worden sei, sodass er aus dem Stegreif nicht alles beantworten könne, weshalb man ihm seine Schrift herausgeben solle. Ein Fürsprech, den er sich hatte

<sup>53</sup> Wörtlich angeführt S. 180—195. — <sup>54</sup> Vgl. zum Abschnitt die ausführliche Darstellung Zwingers, S. 178—198.



wählen dürfen, unterstützte ihn darin. Nachdem er noch mehrere Zeugen für seine Unschuld angegeben hatte, wurde er wieder in die Haft zurückgebracht. Dann wurde der Bürgermeister Ziegler vor das Gericht gestellt. Derselbe erklärte, einen Gegenbeweis führen zu wollen, wenn unparteiische Richter gesetzt würden. Man beantragte, ihn durch Tortur zu einem Bekenntnis zu zwingen oder, auf das bereits früher in der Tortur abgelegte Geständnis gestützt, ihm das Urteil zu sprechen. Doch wurde auch er vorläufig wieder in die Haft zurückgebracht. Am folgenden Tage, 3. Juni, wurde der Bürgermeister Hartmann vors Gericht geführt und zugleich auch den beiden andern Angeklagten die Anklage nochmals summarisch vorgehalten. Nachdem der Stadtschreiber eine kurze Verteidigungsrede gehalten, in welcher er hinsichtlich der Aufhebung der Bündnisse den Finingern die Schuld gab und im übrigen alle Anklagen als falsch bestritt, und der Bürgermeister Hartmann erklärt hatte, dass er von allen diesen Dingen nichts wisse, weil er zu kurze Zeit im Amt gewesen sei, wurde endlich beschlossen, dass die Zeugen für die Anklage am folgenden Freitag, 9. Juni, verhört werden, die Angeklagten aber ihre Zeugen für ihre Unschuld auf den 16. Juni beibringen sollten; darauf wurden sie wieder in die Haft abgeführt.<sup>55</sup> Der Chronist fügt hier hinzu: „Es kamen vor dem angestellten Rechtstage andere Richter, nämlich die acht Fähnlein Eidgenossen“.<sup>56</sup>

Die Angelegenheit war nämlich unterdessen in ein anderes Fahrwasser geleitet worden. Am 25. Mai bereits waren Boten, die im Namen der gefangenen Bürgermeister, der übrigen Ratsherren und des kleinen Haufens kamen, vor dem Großen Rat zu Bern erschienen und hatten um unverzügliche tätliche Hilfe auf Kosten der Stadt Mülhausen gebeten. Die Berner hatten darauf eine Tagsatzung für die evangelischen Orte nach Aarau auf den 1. Juni ausgeschrieben.<sup>57</sup> Hier wurden die Klageartikel des Mülhauser kleinen Haufens angehört,<sup>58</sup> aus welchen neben der Schilderung der durch die Fininger und ihren Anhang vollführten Unruhen zu ersehen ist, dass die Fininger in den acht katholischen Orten Kriegsvolk zum Schutz der Rebellen in Mülhausen anzuwerben gesucht hatten, und dass man einen Eingriff in den protestantischen Glauben der Stadt befürchtete. Die Gesandten

<sup>55</sup> Ausführlich S. 200—211. — <sup>56</sup> S. 211. — <sup>57</sup> S. 177 f., S. 390 (M). —

<sup>58</sup> Wörtlich angeführt S. 391 f. (M).

von Zürich, Bern, Basel, Glarus, Schaffhausen auf der Tagsatzung haben sicher ähnliche Befürchtungen gehegt und beschlossen nun, zugunsten der unterdrückten Minderheit einzuschreiten.<sup>59</sup> Die Baseler sollten mit 500 Mann am 7. Juni (Mittwoch) abends vor Mülhausen sein und am nächsten Morgen die Zugänge zur Stadt besetzen; die Berner sollten mit 600 Mann am 8. Juni (Donnerstag) abends zu ihnen stoßen; die von Glarus mit so viel Mann, als sie aufbringen könnten, die Züricher mit 500 und die Schaffhausener mit 300 Mann sollten am 10. Juni (Samstag) morgens ebenfalls vor Mülhausen eintreffen. Hauptmann der Baseler war Balthasar Irmi, der Züricher Junker Jost von Bonstetten, der Schaffhausener Bartholome von Obwald, der Berner Junker Ludwig von Erlach.<sup>60</sup>

Als die Rebellen in Mülhausen davon Kenntnis bekamen, machten sich die beiden Fininger und Dr. Schreckenfuchs sofort aus der Stadt und suchten ihren Anhängern Hilfe zu verschaffen. Dass sie sich auch in Sicherheit bringen wollten und sich also förmlich flüchteten, war inbegriffen. In Dornach beim Obervogt erboten sie sich, den katholischen Glauben anzunehmen, wenn man ihnen Hilfe brächte.<sup>61</sup> Der Obervogt aber wies sie nach Solothurn.<sup>62</sup> Mathis Fininger schlug sich mit Geschick bis dahin durch; hinter Basel traf er bereits eidgenössisches Kriegsvolk an, welches, wie er vermutete und nachher in Solothurn erfuhr, gegen Mülhausen zog. In Solothurn sagte man Beistand zu, ermahnte aber vor allem, dass die in Mülhausen sich hinter die österreichische Regierung stecken sollten, damit diese den Durchzug der Truppen hindere, sowie dass sie die Stadt in Verteidigungszustand setzen müssten, auch Leute anwerben, um sich wenigstens vorläufig halten zu können. Jakob Fininger war nach Luzern gegangen, aber dort meinte man, es werde zu spät sein, bis man das Kriegsvolk zusammen habe, versprach jedoch auch Beistand und forderte ebenfalls auf, dass sich die Mülhauser vorläufig hielten. Jakob Fininger begab sich dann ebenfalls nach Solothurn.<sup>63</sup>

Unterdessen waren die Berner Kriegersleute am 7. Juni gegen Basel gekommen, und dort trafen sie in der Tat Boten der Re-

<sup>59</sup> S. 200. — <sup>60</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 390ff. (M). — <sup>61</sup> Also jetzt erst kamen sie mit dem Anerbieten des Glaubenswechsels. Vgl. oben S. 88 und Anm. 42. — <sup>62</sup> Vgl. zur vorausgehenden Darstellung S. 212. — <sup>63</sup> Dies geht alles aus einem Briefe hervor, den Mathis Fininger an einen der Auführer in Mülhausen richtete; vgl. S. 394 ff. (M).



gierung zu Ensisheim an, welche einen gütlichen Ausgleich auf einer Tagsatzung in Vorschlag brachten, zur Umkehr rieten und den Durchzug nicht zulassen wollten. Die Berner ließen sich aber darauf nicht ein, indem sie erwogen, dass die Sache doch nicht mehr beigelegt werden könne und sie ihren Befehl ausführen müssten, worauf die Ensisheimer abzogen.<sup>64</sup> Durch die Verhandlungen war man aufgehalten worden, aber auf den 10. Juni konnte man doch gen Mülhausen weiterziehen.<sup>65</sup> Am Abend des 9. Juni waren die Fähnlein von Zürich und Schaffhausen zu ihnen gestoßen, während die von Glarus ihr Kriegsvolk nicht so schnell zusammenbringen konnten.<sup>66</sup> Die Heerhaufen zogen nun am 10. Juni durchs österreichische Gebiet auf Mülhausen zu, doch so, dass sie sich hüteten, irgend welchen Schaden anzurichten, und kamen am Abend an. Die Berner und Baseler schlugen ihr Lager zu Illzach auf, die Züricher und Schaffhausener im Süden der Stadt.<sup>67</sup>

In der Stadt trafen unterdessen die Rebellen auf der Fininger Meldung hin und im Vertrauen auf die Hilfe von Solothurn und Luzern alle Vorbereitungen zur Verteidigung. Auf die Ringmauern wurden Steine getragen, das Bollwerk am Baseler Tor wurde mit Geschütz versehen, ebenso wurden Geschütze unter das Baseler- und Obertor gestellt; die beiden andern Tore wurden verschlossen und durch einen Verhau oder Erdwall gesichert („sie schlugen starke Deutschen davor“). Auf dem Rathausplatz wurden die größten Kartaunen aufgefahen, die nicht nur mit Kugeln, sondern auch mit Nägeln, Hufeisen, Ketten u. dgl. geladen waren. Alle Bäume in der Umgebung der Stadt wurden gefällt. In der Oberstadt wollten sie ein großes Bollwerk errichten und zu dem Zweck den Teufelsturm niederlegen, vermutlich um Steinmaterial zu bekommen, was sie aber nach vergeblichen Versuchen aufgaben, worauf sie an dem Turm eine breite Erdanschüttung machten, wo sich die Verteidiger in größerer Zahl halten konnten. Alles, was man an Holz, Stroh und dergleichen brauchte, wurde den Leuten des kleinen Haufens mit Gewalt weggenommen, wie denselben auch ihre Keller, Speicher und Läden ausgeraubt wurden und man ihnen auch das Gras von ihren Wiesen und

---

<sup>64</sup> Ein Bericht des Berner Hauptmanns (von Erlach) an seine Stadt gibt hierüber genaue Auskunft; Kopie des Schreibens S. 397 ff. (M). Vgl. auch S. 214. — <sup>65</sup> S. 400 (M). — <sup>66</sup> S. 399 (M). — <sup>67</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 400 (M), S. 501 (W), S. 401 (M).

die Früchte vom Felde stahl. Viele wurden mit dem Tode bedroht, darunter auch der Chronist, Pfarrer Zwinger, weil er zum alten Rate hielt. Um zu Geld zu kommen, griffen sie den Stadtschatz an und verbreiteten nachher, die ausgeraubte Schatzkammer sei schon leer gewesen und von den gefangenen Bürgermeistern und Ratsherren früher schon bestohlen worden. In Illzach raubten sie die Bauern aus und nahmen ihnen ihr Vieh und ihre Vorräte weg.<sup>68</sup>

Hilfe von den katholischen Orten kam nicht. Ein Bürger zu Solothurn war wohl von den Finingern gewonnen worden, eine Anzahl Kriegsleute anzuwerben und sich gegen Mülhausen auf den Weg zu machen; aber diese kamen zu spät, da die Stadt inzwischen eingenommen worden war, und kehrten deshalb wieder um.<sup>69</sup> Dagegen kam einer namens Thomas Zetter, der die Stadt wegen eines Totschlags hatte meiden müssen und bei den Lothringern Kriegsdienste getan hatte, der aber begnadigt worden war, weil er der Stadt eine drohende Gefahr angezeigt hatte, in die Stadt und tat, als ob er auf Seite des kleinen Haufens stände, ja versprach demselben auch die Kriegsbeihilfe eines ihm bekannten Schweizer Junkers. Heimlich aber trug er alles, was er von dem kleinen Haufen auskundschaftete, zu den Rebellen. Diese machten ihn zum Hauptmann, gaben ihm Geld zur Anwerbung von Söldnern, und er brachte in der Tat an 200 Angeworbene in die Stadt. Doch diese waren zum größten Teil Bauern, also ungeübtes Kriegsvolk.<sup>70</sup>

Als die vier eidgenössischen Haufen am Abend des 10. Juni vor der Stadt angekommen waren und ihre Lager bezogen hatten, kundschafteten die Hauptleute zunächst die Umgebung bis dicht an die Mauern der Stadt aus. In der Nacht wurde sowol von Norden als von Süden aus ein Scheinangriff gemacht, mehr um die Stadt zu erschrecken, mit viel Lärm und Geschütz, wobei der Berner und Baseler Haufen mit 50 Hakenschützen aus der Stadt, welche die Illbrücke bei Illzach abbrechen, gar zu gerne in ein Scharmützel gekommen wären, wenn sie durch die Wiederherstellung der Brücke nicht zu viel Zeit verloren hätten. In der Stadt läutete man Sturm, stellte sich in Schlachtordnung auf dem Rathausplatz auf und besetzte die Mauern. Als der Feind aber

<sup>68</sup> Über diesen Abschnitt bietet naturgemäß die Chronik Zwingers den ausführlichsten Bericht; ist er doch Augenzeuge gewesen. Vgl. S. 212—220. Zu vgl. auch S. 502 (W). — <sup>69</sup> S. 401 (M). — <sup>70</sup> Vgl. hierzu S. 222 f., S. 396 f. (M).



abzog, ging man nach Mitternacht wieder auseinander. Die Züricher und Schaffhausener nahmen dann Stellung in Riedisheim.<sup>71</sup>

Am folgenden Tag, am 11. Juni (Sonntag), berieten sich die vier Hauptleute im Dorfe Illzach und beschlossen, die Stadt durch ein Schreiben, das sie durch einen Trompeter überbringen ließen, zum letzten Male aufzufordern, die Aufruhrangelegenheit vor einem unparteiischen Gericht verhandeln zu lassen und sich dem dann zu fügen, widrigenfalls man Gewalt anwenden werde. Die Rebellen gaben zur Antwort — nur um Aufschub zu erlangen —, dass sie zu Unterhandlungen bereit seien und man ihnen Zeit und Ort zu solchen bestimmen solle. Darauf wurde der Vormittag des 12. Juni<sup>72</sup> und als Ort ein Platz bei Illzach bestimmt. Bis dahin fanden kleinere Scharmützel an den Mauern und Toren statt.<sup>73</sup>

Die Besprechung verlief fruchtlos; die Abgesandten der Rebellen wollten sich nicht zum Nachgeben und Einsehen ihres Unrechtes verstehen und drohten, im Falle eines Angriffes die Frauen und Kinder der aus der Stadt Geflüchteten an die gefährdetsten Punkte der Mauern hinstellen zu wollen,<sup>74</sup> erbat sich aber Bedenkzeit bis zum folgenden Tag, um die Sache der Mülhauser Gemeinde vorzutragen; auch dies geschah nur, um Aufschub zu erlangen, in der Hoffnung, dass die Hilfe von Solothurn und Luzern inzwischen käme.<sup>75</sup> Als am nämlichen Tag die eidgenössischen Hauptleute eine Erkundung in der Nähe des Basler Tores vornahmen, um den günstigsten Platz zum Sturm zu erspähen, machten die Rebellen einen Ausfall. Sie verbrannten das Gutleuthaus, in dem die armen Aussätzigen ihr ganzes bisschen Habe lassen mussten, sowie die Winzerhütten im Rebberg, um den Feinden jeden Unterschlupf zu nehmen; auch wollten sie dabei das feste Schützenhaus am Basler Tor abbrechen, was ihnen aber nicht mehr gelang.<sup>76</sup>

Die von Zürich und Schaffhausen fanden nun ihre Stellung in Riedisheim nicht sicher genug, und da sie von den Bernern und Baslern keine Verstärkung erhalten konnten, lagerten sie sich ebenfalls in der Nähe von Illzach.<sup>77</sup> Um bei einem etwaigen Sturm auf die Stadt die Tore gewaltsam eröffnen zu können,

<sup>71</sup> Vgl. S. 221, S. 400 f. (M). — <sup>72</sup> Nach der Chronik des Musculus wäre es der 13. Juni gewesen. Hier wird aber Zwinger das richtigere Datum haben. — <sup>73</sup> S. 222, 227, S. 402 ff. (M, bei dem auch das Schreiben der Hauptleute mitgeteilt ist). — <sup>74</sup> S. 406 (M). — <sup>75</sup> S. 227 f., S. 405 ff. (M). — <sup>76</sup> S. 226 f., S. 407 f. (M). — <sup>77</sup> S. 408 (M).

hatte man vier französische Geschützmeister mit Sprengmitteln bestellt, welche an diesem Tage abends im Lager anlangten.<sup>78</sup> Am folgenden Tag (13. Juni) schickten die Rebellen durch einen Trompeter ihre Antwort, welche in trotzigem Ton das Recht der Aufrührer vertrat. Sie erboten sich, Gesandte an die katholischen Kantone zu schicken, damit eine Erörterung vor sämtlichen Eidgenossen stattfinde und nicht nur vor den evangelischen, und wenn man darauf nicht eingehe oder die Stadt vor Rückkehr der Gesandten angegriffen würde, so drohten sie wiederholt, dann die Frauen und Kinder der Geflüchteten auf die Mauern zu stellen. Offenbar wollten sie auch hiermit nur Zeit gewinnen. Die eidgenössischen Hauptleute fanden diese Antwort trotzig und verächtlich, befahlen dem Trompeter, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, wenn er nicht gehängt sein wolle, und rüsteten alles zum Angriff.<sup>79</sup> In der Stadt war man übermütig und verbreitete das Gerücht, die acht katholischen Orte würden um Mitternacht mit ihren Fähnlein zu Mülhausen ankommen.<sup>80</sup> In den Straßen errichtete man Hindernisse, und dann feierte der Pöbel wüste Gelage.<sup>81</sup>

#### IV. Die Erstürmung der Stadt.

Der Hauptmann der Berner, Junker Ludwig von Erlach, hatte am Abend des 13. Juni mehrere kühne Leute ausgeschickt, um auszuspähen, wo man am besten den Eingang in die Stadt erzwingen könne. Die Männer durchwateten die Wassergräben<sup>82</sup> und stiegen, von den Wachen, die meist schliefen, unbemerkt, am Basler Tor über die äußere Mauer in den Zwingel und konnten so die Dicke der Mauern feststellen wie auch Gelegenheiten, wo man über die innere Tormauer eindringen konnte, auskundschaften. Nachdem sie noch erspäht, wo man die Sprengschüsse anbringen müsse, um die Tore zu sprengen, traten sie den Rückweg an und gelangten, wenn auch zuletzt Alarm geschlagen wurde, unbehelligt wieder ins Lager.<sup>83</sup>

Der Junker von Erlach gedachte also am Basler Tor die Stadt zu stürmen. Der Angriff wurde auf den Abend des 14. Juni angesetzt, und vorher sollte an diesem Tage niemand das Lager

<sup>78</sup> S. 408 f. (M). — <sup>79</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 231 ff. (hierbei das Schreiben der Aufrührer), S. 410 (M). — <sup>80</sup> S. 235. — <sup>81</sup> S. 237. — <sup>82</sup> Ein dreifacher Wassergraben umgab die Stadt. Am Basler Tor war derselbe sogar vierfach. — <sup>83</sup> Vgl. zu diesem Abschnitt S. 412 (M). S. auch Petri, a. a. O. S. 437.



verlassen. Abends um 9 Uhr rückten 400 auserwählte Kriegsknechte unter dem Befehl des von Erlach und des Balthasar Irmi von Basel in aller Stille vor. Das schwere Geschütz hatte man im Lager gelassen. Armschienen und alles, was an der Rüstung klappern und klirren konnte, war abgelegt worden. Dies wäre vielleicht unnötig gewesen, denn, wie die Chronik berichtet, die Frösche in den Stadtgräben quakten und schrieten so laut, dass man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Versehen war ein Teil der Angreifer mit Äxten, um die Ketten an den Fallbrücken zu zerhauen, die Brücken herunterzulassen und die äußere Pforte einzuschlagen, sobald das innere Tor durch die französischen Geschützmeister gesprengt worden sei, damit die Nachrückenden nicht mehr die Gräben zu durchwaten brauchten, wie es die ersten tun mussten. Auch hatte man schwere Eichenbalken mitgenommen, um die gesprengten Tore vollends einzustoßen. Sobald die Tore eröffnet waren, sollten die im Lager sofort nachrücken, und die ersten mussten bis dahin das Tor halten. Um letzteres zu erleichtern, wurden 50 Hakenschützen gegen das Obertor geschickt, welche, sobald sie das Aufschießen des Basler Tores hörten, dort einen Scheinangriff machen sollten, um die Verteidiger dorthin zu ziehen. Losung und Kriegsgeschrei sollten sein: Hie Bern!<sup>84</sup>

Der Plan gelang, wenn auch mit einigen unvorhergesehenen Abänderungen. Als die ersten Schützen mit ihren Äxten und die, welche das Tor sprengen sollten, sich in den Gräben befanden, ging unversehens ein Schuss los, worauf man von dem Bollwerk mit schwerem Geschütz zu schießen begann und dann auch von den Ringmauern, aber ohne dem Feind besonderen Schaden zu tun. Es gelang trotz des Feuers, die Fallbrücken herabzulassen und bis zum Tore vorzudringen. Nun ging der Lärm und Angriff am Obertor los, so dass die Verteidiger nicht wussten, wohin sie sich zuerst wenden sollten. Während dieser Verwirrung, um 11 Uhr nachts, konnte man das Basler Tor sprengen, und an die 100 Mann drangen nun nach und nach ein, welche niederschlugen, was sie erreichen konnten, und die Geschütze, die dort standen, umwarfen. Sie drangen weiter vor, und nun begann der Straßenkampf, bei welchem die Angreifer manchen Mann verloren.<sup>85</sup>

Da sie zu wenig waren, um den mit Geschütz stark bewehrten Platz am Rathaus zu besetzen, so ließ der Junker von Erlach den

<sup>84</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 239, S. 413 ff. (M). — <sup>85</sup> Vgl. hierzu S. 240 ff., S. 417 ff. (M).

noch außerhalb der Stadt Befindlichen Nachricht zukommen, schleunigst nachzurücken. Während nun die Eindringenden mit großer Tapferkeit standhielten und ein großes Morden in den Gassen standfand, mengten sich viele aus den Rebellen unter die Eidgenossen, indem sie ebenfalls „Hie Bern!“ riefen. Man merkte aber den Betrug bald und schlug sie nieder. Einem aber, dem Bürger Martin Thummel, einem Büchschmied, war es auf diese Weise gelungen, mit ein paar Gefährten bis in den Turm des Basler Tores zu gelangen. Hier ließ er das Schutzgatter herab, so dass die in der Stadt nun abgeschnitten waren, machte ein Loch in den Boden des Turms und schoss von oben auf die unter dem Tor Kämpfenden unausgesetzt; seine Gefährten luden ihm immer wieder die Musketen und Halbhaken. Da befahl der Hauptmann von Erlach, Feuer in die am Turm gelegenen Häuser zu legen, um so den Turm zu verbrennen. Auf inbrünstiges Bitten einer Frau stand er aber von diesem Vorhaben ab und ließ nun vom Dache eines benachbarten Hauses aus so anhaltend in die Schießlöcher des Turmes schießen, dass sich die darin Befindlichen endlich ergeben mussten. Unterdessen war auch das Schutzgatter mit Äxten aufgehauen worden, so dass den in der Stadt Kämpfenden Hilfe kam. Von diesen hatte sich eine Anzahl, da sie in der Minderheit waren, den Rebellen auf Gnade ergeben. Man handelte aber schmachlich an ihnen, indem man sie in einen Hof hinter der Barfüßerkirche führte, das Tor schloss und sie sämtlich in unmenschlicher Weise ermordete. Einige besonders rohe Leute sollen mit Kerzen dazu geleuchtet haben. Ein Hauptanführer dieser Mörder wurde nachher mit lebenslänglichem Gefängnis bestraft.<sup>86</sup>

Als nun die Eidgenossen in hellen Haufen in die Stadt drangen, erhob sich aufs neue ein heftiger Straßenkampf. Nach Zwingers Chronik heulten und schrieten die Weiber am Spiegeltor so jämmerlich, dass man es am Obertor, die am Obertor, dass man es am Jungentor, und die am Jungentor, dass man es am Basler Tor hören konnte, aus Entsetzen über das Morden, in welchem ihre Männer haufenweise umkamen. Da brachten die Rebellen den gefangenen Bürgermeister Ziegler in Ketten herbei, und ein Soldat sollte ihn mit einem Schlachtschwert in Stücke hauen. Man besann sich aber doch, dass dies ihnen allen blutige Vergeltung gebracht hätte, und beschloss vielmehr, die beiden gefangenen Bürgermeister Ziegler und Hartmann um

<sup>86</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 242 ff., S. 419 ff. (M).



Gnade für die Stadt bitten zu lassen. Man führte sie in ihren Ketten auf die Mauer, von wo aus sie um Schonung für die Stadt baten.<sup>87</sup>

Die Rebellen begannen nun sich zu retten. Die Haupträdelsführer entwichen durch heimliche Mauerpforten, ließen sich an Stangen und Seilen über die Mauern herab, ja krochen sogar durch die in die Stadtgräben mündenden Unratdohlen, wobei mancher im Sumpf ertrank. Grade einer der wildesten Rebellen, der frühere Stadtbaumeister Hans Isenflamb, der zu einem der Bürgermeister gemacht worden war und im Kampf das Stadtbanner getragen hatte, entwich über die Mauer. Die übrigen Bürger warfen zum Teil, als die eidgenössischen Kriegsknechte die Straßen durchzogen, ihre Waffen weg und flehten um Gnade; sie wurden gebunden und bewacht. Die meisten aber verkrochen sich, wie sie konnten; aus Holzhaufen, Weinfässern, Schornsteinen, Schweineställen u. a. zog man sie nachher heraus. Wer Widerstand leistete, wurde niedergemacht. Die Weiber aber nahmen ihre Kinder in die Arme und die Wiegen mit den Säuglingen zu sich, hielten das den Kriegsknechten vor und flehten um ihretwillen um Erbarmen. Da ließ der Hauptmann von Erlach bekannt machen, dass Weiber und Kinder geschont werden sollten. Aus der Schilderung Zwingers entnehmen wir mit aller Deutlichkeit, dass die Nacht des 14. auf den 15. Juni 1587 eine Schreckensnacht für Mülhausen und seine Rebellen gewesen ist. Bis morgens um 7 Uhr dauerte der Straßenkampf. Dabei wurde zuletzt auch der rebellische Bürgermeister Valentin Fries gefangen genommen.<sup>88</sup>

Nachdem die Hauptarbeit getan war, wurden die gefangenen Bürgermeister Ziegler und Hartmann aus ihren Gefängnissen befreit, ihnen die Ketten abgenommen und sie in ihre Häuser geführt. Auch der Stadtschreiber Schillinger wurde aus dem Walkenturm befreit; doch musste man denselben erst mit Gewalt öffnen, da der Schlüssel nicht zur Hand war. Die dem alten Rate treugebliebenen Bürger wagten sich nun auch wieder aus ihren Häusern heraus und sahen die Verwüstung: haufenweise lagen die Erschlagenen auf den Straßen; ganze Rotten alter und junger Leute, mit Stricken gefesselt und von Eidgenossen bewacht, sassen auf dem Pflaster und stierten entsetzt vor sich hin; überall Blut und Grauen; die Kriegsknechte plünderten und suchten

<sup>87</sup> Vgl. zu diesem Abschnitt S. 245 ff. — <sup>88</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 247 ff., S. 424 (M).

Nahrungsmittel. An diesem 15. Juni wurde zunächst die eroberte Stadt durch Wachen gesichert. Auch musste man mit der Bestattung der Toten beginnen. Die gefallenen Eidgenossen wurden auf Spießen getragen und unter Geleit der Trommeln und Pfeifen bei den Barfüßern bestattet. Die Leichen der Bürger und Fremden wurden auf Karren geladen und ebenfalls bei den Barfüßern in Massengräber geworfen; mehrere Tage lang lagen noch verschiedene unbegraben in den Straßen. Die Vornehmsten der Gefallenen, darunter Bürger der Stadt Bern und auch der französische Edelmann de St. Georges aus Lausanne, der bei den Eidgenossen gewesen war, wurden in der Pfarrkirche zu St. Stephan bestattet. Letzterer fand seine Ruhestätte am 16. Juni daselbst neben dem Chor; seinem Sarge wurde Helm und Schwert nach ritterlichem Brauch vorausgetragen. Gefallen waren an 400 Mann, verwundet etwa 200.<sup>89</sup>

## V. Die Aburteilung der Aufrührer. Wiederherstellung der Ordnung.

Am 16. Juni kam eine Gesandtschaft von Ensisheim, welche für die gefangenen Bürger, die Soldknechte und die Flüchtigen um Gnade bat. Man antwortete, dass man die gefangenen und entwichenen Bürger nicht ledig sprechen könne, bevor ein ordentliches Gericht über sie getagt, dass man aber die angenommenen fremden Kriegsknechte gegen Urfehde loslassen wolle. Diese schwuren also, dass sie innerhalb Jahresfrist nicht wieder gegen die vier Städte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen wie auch gegen die Stadt Mülhausen im Felde stehen wollten, und wurden entlassen.<sup>90</sup> Von den gefangenen Bürgern kamen die, welche als Anführer galten, in den Walkenturm und andere feste Gelasse, der übrige Schwarm wurde in die Gewölbe unter dem Rathaus gesperrt, wo sie ohne weitere Pflege in Unrat und Stickluft liegen blieben.<sup>91</sup> Weiter wurde an diesem Tage ein Gottesdienst angesetzt, welchen der Feldprediger der Eidgenossen im Einverständnis mit dem Stadtpfarrer Zwinger hielt.<sup>92</sup> Am 18. Juni<sup>93</sup> wurde ein Edikt erlassen, dass alle Bürger, die geflohen waren oder sich noch verborgen hielten, innerhalb 4 Tagen zur Ver-

<sup>89</sup> Vgl. zu diesem Abschnitt S. 253 ff., S. 425 f. (M). — <sup>90</sup> S. 426 f. (M). — <sup>91</sup> S. 259. — <sup>92</sup> S. 260 f. — <sup>93</sup> Nach Zwinger (S. 261) wäre dies am 17. Juni gewesen. Dies stimmt nicht. Das Original des Edikts im Archiv zu Mülhausen ist vom 18. datiert. Vgl. Cartulaire de Mulhouse VI, S. 118 f. (Nr. 2633).



antwortung erscheinen sollten, wenn ihnen nicht Leib und Gut verfallen sein und ihre Familien ebenfalls den Tod leiden sollten.<sup>94</sup> Zur Führung der Stadtgeschäfte wurden 16 Mann aus dem kleinen Haufen bestellt.<sup>95</sup> Am 19. Juni holte man den Galgen, den die Rebellen für ihre Obrigkeit gemacht hatten, aus dem Werkhof heraus und schlug ihn auf dem Rathausplatz auf, zum Zeichen, dass man Gericht über die Aufrührer halten wollte.<sup>96</sup> Was an Proviant in der Stadt war, wurde besichtigt und aufgenommen und den Soldaten jedes weitere Plündern verboten.<sup>97</sup>

Die Hauptleute berichteten nun über die vorgefallenen Ereignisse an ihre Kantone und baten um weitere Anordnungen, worauf sie Nachricht bekamen, dass am 29. Juni die Gesandten der fünf Orte ankommen würden, um alles wieder in die alte Ordnung zu bringen und vor allem auch Gericht zu halten.<sup>98</sup> Diese kamen auf den bestimmten Tag an, wurden mit großer Feierlichkeit und unter dem Donner der Geschütze von den Hauptleuten, Bürgermeistern und den Bürgern des kleinen Haufens empfangen, und zu ihren Ehren veranstaltete man am folgenden Tag einen Scheinangriff und Sturm mit allem kriegerischen Beiwerk auf ein auf dem Rathausplatz aufgeschlagenes, ein Schloss mit Türmen und Wehrgängen darstellendes Gerüst, welcher allen wol gefiel.<sup>99</sup> Am 3. Juli<sup>100</sup> versammelten sich die Gesandten auf dem Rathaus, gaben dort Kunde von dem Auftrag, den sie von ihren Orten erhalten hatten, die Ordnung wieder herzustellen und die Frevler zu strafen, und nahmen zunächst eine Sonderung unter den im Rathaus Eingesperrten vor. Die am meisten als Rebellen beschuldigten Personen wurden in Haft behalten, die übrigen aber, nachdem man ihnen ihre Empörung und ihr Unrecht vorgehalten und sie um Gnade gebeten, auch erklärt hatten, dass sie gegen ihre Obrigkeit nichts vorzubringen hätten und nur verführt worden seien, in ihre Häuser entlassen, unter Eid, zur Verfügung des Gerichts zu bleiben, nichts gegen ihre Mitbürger unternehmen und alle Waffen herausgeben zu wollen.<sup>101</sup> Vor ein auf dem Rathausplatz unter freiem Himmel abgehaltenes Malefizgericht wurde dann zuerst der obengenannte Martin Thummel

<sup>94</sup> S. 261, S. 428 (M). — <sup>95</sup> S. 429 (M). — <sup>96</sup> S. 261 f. — <sup>97</sup> S. 429 f. (M). — <sup>98</sup> S. 430 f. (M). — <sup>99</sup> S. 264 ff., S. 431 ff. (M). Zwinger zieht beides auf das Datum des 30. Juni zusammen. M ist hierin genauer, irrt sich aber im Tag; denn der 30. Juni alten Stils war kein Sonntag, sondern ein Freitag. — <sup>100</sup> M gibt irrtümlich den 1. Juli an. — <sup>101</sup> Vgl. hierzu S. 433 ff. (M).

gestellt, weil er nicht allein im Turm am Basler Tor viele Eidgenossen erschossen, sondern auch die Berner „Kelchdiebe“ gescholten hatte. Er wurde zum Hängen verurteilt. Diese Strafe wurde aber, da er die Gnade der Gesandten anrief, am 6. Juli in die Hinrichtung mit dem Schwert umgewandelt, welche vom Baseler Henker alsbald öffentlich vollzogen wurde.<sup>102</sup> Vom nämlichen Gericht wurde ein schon lange wegen Diebstahls verfolgter Hans Jörg Langenstein verurteilt und am Galgen gehängt.<sup>103</sup> Man einigte sich dann noch über die Bezahlung der Kriegsknechte, welche die Stadt bis zu einem gewissen Termine ersetzen sollte, verhandelte mit den französischen Geschützmeistern, die das Tor gesprengt hatten und 8000 Kronen verlangten (man einigte sich am folgenden Tag, jedem 500 Kronen und 100 Kronen für ein Pferd zu geben), und besuchte dann das städtische Schatzgewölbe, welches man aber ziemlich geplündert vorfand.<sup>104</sup> Am 7. Juli fand dann die Gerichtsverhandlung statt, in welcher die Klagen des großen Haufens gegen ihre Bürgermeister und den Stadtschreiber, als ob sie an dem Bruch mit den katholischen Eidgenossen Schuld wären und die Stadt bestohlen hätten, vorkommen sollten, nachdem die zu Unrecht Angeschuldigten einen Vergleich abgelehnt hatten. Die am 3. Juli vorläufig in ihre Häuser entlassenen Großhäufischen<sup>105</sup> waren als nunmehr Angeklagte dazu geladen worden. Hier wiederholten sie, dass sie von ihren Oberen nur Gutes wüssten und von den Finingern und ihren Genossen angestiftet seien.<sup>106</sup> Daraufhin wurden die fälschlich Angeklagten von aller Beschuldigung frei erkannt und ihnen dies durch eine Urkunde bestätigt.<sup>107</sup> Die falschen Ankläger aber sollten bis zum folgenden Tag ihre Rädelsführer, welche noch unter ihnen seien, nachdem sich die Hauptanführer geflüchtet hätten, angeben. Sie gaben dann am 8. Juli als solche den Schreiber Tilger und den Michael Ziegler an, welche die falsche Anklage aufgestellt hätten.<sup>108</sup> Ersterer erklärte, dass man ihn zur Abfassung der Klageschrift gezwungen, letzterer, dass er garnichts davon gewusst habe. Man schritt zunächst nicht weiter ein, sondern

<sup>102</sup> S. 266 f., S. 435 ff. Vgl. oben S. 104. — <sup>103</sup> S. 267 f. — <sup>104</sup> S. 437 ff. (M). Hier auch das aufgenommene Inventar des Schatzgewölbes. — <sup>105</sup> S. 440 ff. (M). — <sup>106</sup> Vgl. zu der Sache S. 268 f., 444 ff. (M). — <sup>107</sup> S. 270. Die Urkunde ist abgedruckt, nach dem Original, im Cartulaire de Mulhouse VI, S. 132 ff. (Nr. 2644). — <sup>108</sup> S. 270 f., S. 447 f. (M). Zwinger verlegt dies in eine neue Gerichtssitzung am 8. Juli; dann hätten sie die Angabe der Rädelsführer erst am 9. Juli gemacht.



bestimmte nur, dass der große Haufe den falsch Angeschuldigten alle Kosten und allen Schaden durch Geldstrafe ersetzen müsse. Letztere verlangten nun, dass man auch die Geflüchteten vors Gericht fordere. Durch öffentliches Ausrufen geschah dies, zugleich unter Zusicherung freien Geleites. Am 10. Juli erschienen auch wirklich 18 derselben. Auch diese erklärten, dass sie nur verführt seien, und das Urteil lautete wie bei den übrigen Großhäufischen. Am 11. Juli erschienen nochmals 6 der Geflohenen, mit denen es gerade so ging. Die nicht anwesenden Haupträdelsführer, welche sich natürlich nicht zu kommen trauten, wurden in contumaciam verurteilt, dass Leib und Gut verfallen sein, ihre Güter vom Fiskus eingezogen werden sollten.<sup>109</sup> Hiernach wurden alle rebellischen Bürger aus Gnade entlassen mit Ausnahme der am meisten Belasteten, darunter der Rebellenbürgermeister Valentin Fries, der Schreiber Tilger und der schon genannte Thomas Zetter. Tilger und Zetter wurden gefoltert, und letzterer gab als ihren Hetzer und Anstifter den Pfarrer Heinrich Haffner an, weshalb auch dieser am 12. Juli verhaftet wurde. In der Verhandlung am 17. Juli<sup>110</sup> redete sich Haffner aus und forderte, dass man es ihm beweisen solle, und da dies nicht möglich war, wurde er freigelassen. Die andern wurden dem Rechtspruch der fünf evangelischen Orte überlassen und vorläufig auf freien Fuß gesetzt. Nur Fries, Tilger und Zetter wurden in den Walkenturm gelegt; dort ist Fries bald darauf gestorben. Haffner und ein anderer Prediger namens Menckel, der ebenfalls nicht ganz rein dastand, wurden ihres Kirchenamtes entsetzt, ersterer der Stadt verwiesen, letzterem, weil er aus Mülhausen stammte, wie den anderen Großhäufischen die Geldbuße auferlegt.<sup>111</sup> Diese Geldstrafe, durch welche nicht nur aller dem kleinen Haufen erwachsene Schaden, sondern auch die Kosten, welche die Stadt hatte, ersetzt werden sollten, war der Bürgerschaft für ihre Empörung empfindliche Strafe genug. Sie wurde anfangs mit Härte eingezogen, bei den späteren Raten hatte man Nachsicht, weil man mehrfach um Milderung bei den fünf Orten nachgesucht hatte.<sup>112</sup> Die Güter der Fininger fielen der Stadt anheim.<sup>113</sup> Wie es diesen beiden

<sup>109</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 271 f., S. 448 ff. (M). — <sup>110</sup> Nach M wäre es am 18. Juli gewesen. Wenn es aber ein Montag sein soll, kann es nur der 17. gewesen sein (Kalender alten Stils). — <sup>111</sup> Vgl. zu dem Vorausgehenden S. 272 ff., 281, S. 451 ff. (M). Bei Mieg, a. a. O. II, S. 186 ff. ist das Verzeichnis der Bürger mit dem abgeschätzten Vermögen und der auferlegten Buße mitgeteilt. — <sup>112</sup> Vgl. S. 456 f. (M). — <sup>113</sup> S. 457 (M).

Hauptträdelsführern später erging, wird nachher noch berichtet werden. Am obengenannten Tage, 17. Juli, zogen die Eidgenossen wieder ab.<sup>114</sup>

Schon bevor sich diese letzterwähnten Ereignisse abspielten, bereits am 13. Juli, war vor versammelten Eidgenossen der Rat wieder erwählt und die alten Bürgermeister Ziegler, Finck und Hartmann wieder eingesetzt worden. Am folgenden Tage<sup>115</sup> versammelte man die Bürger, teilte ihnen dies mit und hielt ihnen vor, dass sie jetzt wol ihr unüberlegtes Handeln einsähen und sie von nun ab nicht mehr zwei Haufen, sondern eine einzige in Frieden und Treue verbundene Bürgerschaft sein möchten; man habe von einer strengeren Strafe abgesehen und sich mit der auferlegten Geldstrafe begnügt, welche man wegen der großen Unkosten, die verursacht worden seien, nicht erlassen könne. Hierauf schwur die Bürgerschaft einen Eid, die fünf eidgenössischen Orte für ihre Schirmherren und die nun eingesetzte Obrigkeit für ihre rechte Obrigkeit ansehen und gegen beide nichts Schädliches unternehmen, die verhängten Strafen annehmen, die Geldbußen bezahlen und sich bei wieder vorkommendem Zwiespalt der Entscheidung der fünf Orte unterwerfen zu wollen. Dann mussten auch die Bürgermeister und Ratsmitglieder ihren Amtseid nach dem Wortlaut des Schwörbuches leisten.<sup>116</sup> Dem Stadtschreiber Schillinger gab man den ehrlichen Abschied, weil er bei der Bürgerschaft sehr verhasst sei.<sup>117</sup> Die Frauen wurden ermahnt, ihre Männer zum Frieden und nicht zum Aufruhr zu treiben; die Pfarrer, dass sie dazu helfen sollten, dass die Verbitterung aufhöre.<sup>118</sup> Nachdem so alles geregelt war, wurde noch, wie oben berichtet,<sup>119</sup> das Gericht über die Hauptfrevler gehalten, und dann zogen die Eidgenossen ab. Doch ließen sie 600 Mann als Wache und Besatzung zurück, je 150 Mann unter einem Hauptmann, und zwar so, dass jeder der Hauptleute je einen Monat abwechselnd mit den andern das Kommando haben sollte, bis die Kantone die Besatzung zurückzögen. Die Bürger mussten den Soldaten Quartier, Holz und Salz geben, die Stadt aber hatte den Sold zu bezahlen, von dem die Soldaten sich Speise und Trank und anderes Nötige kaufen sollten. Nach der Chronik Zwingers

<sup>114</sup> S. 281, S. 466 (M). — <sup>115</sup> Zwingers Chronik zieht dies auf einen Tag (13. Juli) zusammen. — <sup>116</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 276 ff., S. 459 ff. (M, hierin auch der Wortlaut des Eides). — <sup>117</sup> S. 463 f. (M). — <sup>118</sup> S. 464 f. (M). — <sup>119</sup> Siehe oben S. 109.



hat die Besatzung aber wegen ihres liederlichen Lebens keine angenehme Erinnerung zurückgelassen.<sup>120</sup>

Hier ist nun auch der Platz, von den Anstiftern des ganzen Bürgerkrieges, von den Gebrüdern Fininger Näheres zu berichten. Beide hatten sich ja beizeiten aus der Stadt gemacht und suchten Hilfe bei den katholischen Eidgenossen; im Solothurner Gebiet hielten sie sich auf.<sup>121</sup> Als der Hauptmann von Bern mit seinen Kriegsknechten dort durchzog, um sich nach Mülhausen zu begeben, bekam Jakob Fininger anscheinend einen Streit, wegen dessen er sich in Luzern beschweren wollte, und als er durch Berner Gebiet zog und man dort von seiner Anwesenheit erfuhr, wurde er im Dorfe Dernigen frühmorgens in seinem Quartier aus dem Bette geholt, auf ein Pferd gebunden und nach Bern ins Gefängnis geliefert. Hier wurde er am 8. August auf der Richtstätte enthauptet.<sup>122</sup> Mathis Fininger, der ältere Bruder, irrte in Armut, da sie ja all ihr Gut zu Mülhausen eingebüßt hatten, von einem Ort zum andern, und der Chronist meinte, als er seinen Bericht niederschrieb, dass er schwerlich dem Galgen oder Schwert entlaufen werde.<sup>123</sup> Drei Jahre später zettelte er eine neue Verschwörung an, worauf wir noch zurückkommen.

In Mülhausen kehrten nach und nach wieder friedliche Verhältnisse ein. Einigen Rädelsführern, deren man habhaft wurde oder gegen die sich neue Gründe ergaben, wurde noch der Prozess gemacht.<sup>124</sup> Bereits im Oktober wurde der größte Teil der Besatzung zurückgezogen.<sup>125</sup> Noch einmal kamen im März 1588 Abgesandte der fünf Orte, um allerhand vorgefallene Streitigkeiten und Spaltungen zu schlichten. Dabei wurde auch nachgefragt, ob jemand etwas zu klagen habe. Jedermann erklärte, dass sie mit ihrer Obrigkeit zufrieden seien.<sup>126</sup> Alles schien wieder im alten Geleise. Da wurde am 10. März auf Beschluss der Eidgenossen der auf dem Rathausplatz errichtete Galgen umgehauen. Die Kette am Galgen wurde für acht Gulden verkauft. Solche Dinge galten für zauber- und heilkräftig; einige Kriegsknechte kauften sich Ringe von derselben, um sich gegen Kugeln gefeit zu machen.<sup>127</sup> Am 1. April wurden das Spiegel- und Jungentor, welche bis dahin verschlossen gehalten worden und mit Erd-

<sup>120</sup> Vgl. zum Vorausgehenden S. 281 f., S. 465 (M). — <sup>121</sup> Siehe oben S. 98. — <sup>122</sup> Vgl. hierzu S. 214, 283 f., S. 319, 402 (M). Urteilsspruch im Cart. de Mulh. VI, S. 143 f. (Nr. 2646). — <sup>123</sup> S. 284 f. — <sup>124</sup> S. 294 ff. — <sup>125</sup> S. 298. — <sup>126</sup> Vgl. hierzu S. 298 ff. — <sup>127</sup> Vgl. S. 305.

dämmen verbaut gewesen waren, wieder geöffnet.<sup>128</sup> Am 4. August kamen wieder Abgesandte der fünf Orte, welche den Rest der Besatzung bis auf 16 Mann entließen, dem Rat die Stadtschlüssel wieder einhändigten und alle Gewalt wieder übertrugen.<sup>129</sup> Am 24. November wurden auch die letzten 16 Soldaten entlassen und die Bewachung der Tore und das Wächteramt wieder den Bürgern übergeben.<sup>130</sup> Damit waren die letzten schweren Tage der Unruhe und Zwietracht vorüber. Hiermit endigen die Chroniken.

## VI. Der Reaktionsversuch von 1590.

Aber es war noch nicht endgiltig Friede! Denn Mathis Fininger, Schreckenfuchs und verschiedene andere geflüchtete Hauptrebelln ruhten immer noch nicht. Auch ein Teil der ehemaligen Rebellen in der Stadt konnten sich nicht zufrieden geben. Dem Mathis Fininger und seinem Anhang fiel es nicht schwer, mit den Unzufriedenen in der Stadt, unter welchen Valentin Fries die Hauptrolle spielte, in Verbindung zu treten. Es bildete sich aus Anhängern des ehemaligen sogenannten großen Haufens eine Verschwörung, welche die Stadt wieder in ihre Gewalt bringen wollte. Die Verschwörer mieteten im Österreichischen eine Anzahl herrenloser Söldner, welche in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1590 die Stadt überfielen. Sie durchwateten die Gräben, gelangten mit Hilfe falscher Schlüssel, die ihnen beschafft worden waren, in die Stadt, besetzten den Platz am Rathaus und sämtliche Tore und schüchterten die Bürger durch Schießen und Lärmen dermaßen ein, dass sich niemand herauswagte. Die Verschworenen in der Stadt, welche sich bereit gehalten hatten, eilten nun bewaffnet auf den Platz und brachten auch acht Büchsen auf Rädern mit, welche sie gegen die Hauptstraßen stellten. Den Bürgern des kleinen Haufens (d. i. der Ordnungspartei; die Schlagwörter aus dem Finingerkrieg waren erneuert worden) schlug man die Türen ein, warf viele ins Gefängnis, jagte andere über die Mauern aus der Stadt, schlug auch einige nieder und fing nun an zu plündern. Die Losung war „Luzern“ gewesen. Am Morgen ermanneten sich die erschrockenen Bürger, erfuhren, dass die Angreifer in der Minderzahl seien, befreiten die Gefangenen und überwältigten nach einem heftigen Straßenkampf, in welchem eine tapfere Bürgersfrau, Anna Malckerin,

<sup>128</sup> S. 306. — <sup>129</sup> S. 309 ff. — <sup>130</sup> S. 313.



Ehefrau des Bürgers Heinrich Schön, die Kämpfenden immer wieder anfeuerte, die Eindringlinge. Noch am nämlichen Tag trat ein Gericht zur Aburteilung derer, die man gefangen genommen hatte, zusammen, welches in mehrtägiger Verhandlung eine Anzahl Bürger und die gefangenen Söldner für todeswürdig befand. Achtunddreißig wurden enthauptet, fünf davon hernach noch gevierteilt und die Stücke auf den vier Hauptstraßen zum abschreckenden Beispiel ausgehängt.<sup>131</sup> Die Entflohenen wurden auf immer verbannt und ihr Vermögen eingezogen. Diese haben aber noch lange nachher Versuche gemacht, teils mit Hilfe der österreichischen Regierung zu Ensisheim, teils der Eidgenossen und auch des Kaisers, wieder in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen. Dabei hielten die fünf evangelischen Kantone allzeit treu zu Mülhausen.<sup>132</sup>

\* \* \*

Durch den glücklichen Ausgang des Finingerkrieges hatte sich Mülhausen noch mehr den Hass der acht katholischen Schweizerkantone zugezogen. Weitere Verwicklungen wurden aber vorläufig dadurch verhütet, dass, als Heinrich IV. von Frankreich im Jahre 1602 ein Bündnis mit der Schweiz schloss, die Bedingung gestellt wurde, dass auch Mülhausen, welches sich seit 1601 Frankreich genähert hatte, in den Bund einbegriffen sein sollte. Der Finingerkrieg aber bildet allezeit eines der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte Mülhausens.

---

<sup>131</sup> In Cartul. de Mulh. VI, S. 224 ff. (Nr. 2700 ff.) ist das Protokoll des über die Beteiligten abgehaltenen Malefizgerichtes mitgeteilt. Mieg, a. a. O. II, S. 200 ff. bringt verschiedene Auszüge daraus. Das Urteil der gefangenen Söldner ist in Cart. de Mulh. VI, S. 217 f. (Nr. 2693) zu ersehen.

<sup>132</sup> Der Bericht über diese „Mordnacht“ ist bei Petri, a. a. O. S. 472 ff. ausführlich gegeben. Eine zeitgenössische Aufzeichnung darüber im Cart. de Mulh. VI, S. 209 ff. (Nr. 2687); bei Mieg, a. a. O. II, S. 199, ein Auszug daraus. Bei Petri wird auch über Mathis Fininger noch einiges mitgeteilt. Er ließ seine Familie zu Mülhausen ganz im Stich, nahm die katholische Religion an und ließ sich in Schwyz nieder. Als man ihn erhalten musste, schickte man ihn mit Empfehlungsschreiben an die katholischen Orte fort. Noch etwa 35 Jahre soll er von Ort zu Ort gezogen sein, bis er endlich Ruhe im Grabe fand.

## Römische Kaiser an der Donauquelle.

Von Ferdinand Rech.

**I**m Frühjahr, wenn die Auerhähne balzen, oder im Spätherbst, wenn die Vorboten des Winters, die ersten Stürme, über die Lande dahinbrausen, pflegt seit einer Reihe von Jahren Wilhelm II. als Jagdgast des Fürsten zu Fürstenberg in der Baar und den angrenzenden Teilen des Schwarzwalds dem edlen Waidwerk obzuliegen. Im fürstlichen Schloss zu Donaueschingen, wo der Kaiser mit seinem Gefolge Wohnung nimmt, herrscht dann für einige Tage reges Leben und Treiben; manche für Deutschlands Geschicke inhaltsschwere Entscheidung ist schon unter den flüsternden Bäumen der fürstlichen Anlagen an der Donauquelle getroffen worden.

Weniger bekannt ist die Tatsache, dass auch früher, sogar schon zu Römerzeiten, die Donauquelle den Besuch von Kaisern oder im kaiserlichen Rang stehenden Persönlichkeiten empfing. Allerdings kamen diese nicht in friedlicher Absicht als Gast eines urgermanischen Edelings, sondern als Feind an der Spitze waffenstarrer Legionen.

Im Jahre 15 v. Chr. lagen die Römer im Kampfe mit den nördlich der Alpen wohnenden Völkerschaften der Räter und Vindelizier. Der Stiefsohn des Kaisers Augustus, der finstere Tiberius, der von 14 bis 37 n. Chr. das römische Weltreich beherrschte, lieferte den Vindeliziern bei einer Insel des Bodensees ein Seegefecht und zog von da in einem Tagmarsch an den bisher in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Ursprung der Donau. Es war ein wichtiger Augenblick, da sich zum ersten Mal die römischen Adler in den Fluten der jungen Donau spiegelten. Wie es damals in der Gegend aussah, darüber fehlt uns jegliche Kunde. Von den heute vorhandenen Ortschaften bestand zweifellos keine einzige; nur das kann mit Sicherheit angenommen werden, dass Tiberius tatsächlich an die Stelle des heutigen Donaueschingen kam. Zunächst ist es vom Bodensee aus gerade ein Tagmarsch bis dahin, und dann dürften die Römer keine sonderliche Lust verspürt haben, in das Innere des damals noch unwirtlichen Schwarzwalds bis zu den Quellen der Breg oder Brig vorzu-



dringen<sup>1</sup>. Politisch hatte der Zug den Erfolg, dass das Gebiet nördlich vom Bodensee bis an die Donau römisch wurde.

Jahrhunderte vergingen, da klirrten von neuem römische Waffen um die Donauquelle. Es war im Sommer des Jahres 368 unserer Zeitrechnung, als ein gewaltiger Kriegszug gegen das Quellgebiet der Donau bevorstand. Beherrscher des Westreichs war Valentinian I. (364–375), während sein Bruder Valens im Osten regierte (364–378). Die Lage des Reiches war keineswegs beneidenswert; an der unteren Donau wurden die Angriffe der Goten von Jahr zu Jahr gefährlicher, im Westen beunruhigten die Alemannen oder Schwaben ohne Unterlass das römische Gallien. Zu Beginn des Jahres 366 überschritt eine Alemannenschar den Rhein, die damalige Landesgrenze, und vernichtete bei Châlons sur Saône (Cabillona) ein römisches Heer; Charietto, der feindliche Feldherr, fiel in der Schlacht. Man hat nicht ohne Grund vermutet, die Heimat der damals siegreichen Germanen sei die Baar gewesen<sup>2</sup>.

Im Jahre 368 beschloss daher Valentinian, einen Rachekrieg gegen die Alemannen zu unternehmen; zugleich hoffte er, sie dadurch von neuen Einfällen abzuschrecken. Er traf außergewöhnliche Vorbereitungen; so zog er zur Verstärkung seines Heeres italienische und illyrische Truppen bei. Auch sein erst neunjähriger Sohn Gratian nahm an dem Zuge teil; trotz seiner Jugend war er ein Jahr zuvor zum Augustus, d. h. Mitkaiser ernannt worden. Ferner befand sich im kaiserlichen Hauptquartier der Dichter und Staatsmann Ausonius. Ungefähr 310 in Bordeaux (Burdigala) geboren, hatte er 30 Jahre lang als Professor der städtischen Hochschule seiner Vaterstadt gewirkt und war dann von Valentinian als Erzieher seines Sohnes nach Trier berufen worden.

Im Spätsommer sammelte sich das zum Angriff bestimmte Heer, wie man annehmen muss, in Vindonissa. Von hier führte eine alte Militärstraße über den Randen und die Gegend bei der Donauquelle an den oberen Neckar. Nach alter Gewohnheit

<sup>1</sup> Wenn Strabo VII 1 von Donauquellen spricht (*Τιβέριος εἶδε τὰς τοῦ Ἰστροῦ πηγὰς*), so hat er offenbar außer der Donaueschinger Quelle noch die kleinere im Auge, die in dem nahen Allmendshofen entspringt.

<sup>2</sup> H. Maurer, Kaiser Valentinians Aufenthalt am Oberrhein. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge XXV, S. 15. Im weiteren Verlaufe unserer Darstellung stützen wir uns größtenteils auf die Ergebnisse dieser eindringenden Untersuchung.

marschierten die Soldaten nach allen Seiten hin sich deckend, den Kaiser und das Gepäck in der Mitte, da man jeden Augenblick eines Überfalls gewärtig sein musste. Zwei erprobte Generäle, Jovinus und Severus, schützten mit kleinen Abteilungen rechts und links die Flanken. So kam man, von kundigen Führern geleitet, an den Zusammenfluss der Breg und Brig, ohne den Feind zu Gesicht bekommen zu haben. Die Alemannen hatten sich nämlich mit Weib und Kind geflüchtet und erwarteten am oberen Neckar den Anmarsch der Römer. Aus Rache wurde das schutzlose Land entsetzlich verheert; alle Gebäude gingen in Flammen auf, sogar in das auf dem Felde stehende reife Getreide wurde die Brandfackel geschleudert. Endlich stieß die Vorhut in der Nähe von Solicinium oder Solicomnum (nach Mommsen Rottenburg a. N.) auf den alemannischen Heerbann. In der Schlacht siegten die Römer durch ihre überlegene Kriegskunst nach erbittertem Kampfe, der Kaiser selbst geriet in die größte Lebensgefahr. Er hielt es indessen nicht für geraten, in die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Alemanniens weiter vorzudringen, sondern trat auf dem gleichen Wege, auf dem er gekommen war, den Rückmarsch an. Zum zweiten Male in kurzer Zeit loderten an der Donauquelle die Lagerfeuer der Römer.

Die Gegend hatte seit der Anwesenheit des Tiberius ihr Aussehen bedeutend verändert. In der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts hatten sich nämlich die von Osten anstürmenden Alemannen des Landes bemächtigt und die Römer, die bisherigen Herren, zum Lande hinausgetrieben. Zugleich hatten sie ihre ersten Siedelungen gegründet, zu denen Bräunlingen, Hondingen, Klengen, Löffingen, Villingen u. a. gehörten. Auch Donaueschingen ist ohne Zweifel schon damals entstanden, wenn auch nicht als selbständiges Gemeinwesen, sondern als Teil der großen Urmark Bräunlingen. Der Ort wird damals keinen besonders stattlichen Anblick geboten haben; einige ärmliche Blockhütten, die beim Anrücken der Feinde in Rauch aufgingen, dürften das alte Esginga gebildet haben.

Das kaiserliche Hauptquartier wurde an der Donauquelle aufgeschlagen; wir schließen dies aus dem Umstand, dass Ausonius damals zwei Gedichte verfasste, die nach wolbezeugter Überlieferung auf Befehl des Kaisers „an der Donauquelle“ (ad fontem Danuvii) entstanden sind.<sup>3</sup> Sie gehören zwar nicht zu den

<sup>3</sup> Mon. Germ. hist. auctores antiquissimi V, 2, 196.



edelsten Perlen römischer Dichtkunst, insbesondere wird der gleiche Gedanke immer und immer wieder in ermüdender Breite weitergesponnen, aber um des Anlasses willen, dem sie ihre Entstehung verdanken, sind sie für uns immerhin beachtenswert. In freier Übertragung lauten sie folgendermaßen:

## 1.

Fröhlich enteil' ich dem Quell und ström' in mächtigen Fluten,  
 Wenn auch dem Nil nicht gleich, durch das illyrische Land.<sup>4</sup>  
 Heil und Sieg dem Kaiser und seinem erhabenen Sprössling,  
 Deren Geburt ich dereinst freudig und jubelnd begrüßt.<sup>5</sup>  
 Wellen, enteilet geschwind und strömt zum brandenden Pontus.  
 Valens, der Himmlischen Stolz, höre mit freudigem Sinn:  
 „Schwabens Krieger gefallen, verbrannt und verödet die Hütten,  
 Und der Rhein ist nicht mehr Grenze dem römischen Reich.“  
 Wäre es der Lauf der Natur, dass rückwärts strömen die Wellen,  
 Könnt ich melden: „Zersprengt ist auch den Goten ihr Heer“.

## 2.

Der ich in tief versteckten Gefilden den Ursprung verberge,  
 Jetzo ström' ich dahin immer durch römisches Land.  
 Wo ich im Lande der Schwaben aus kühler Quelle entsprudle,  
 Wo ich eile geschwind durch pannonisches Land,  
 Wo ich mit mächtigem Schwall mich ergieß in den skythischen Pontus:  
 Alles Land, es gehorcht Roms gebietendem Wort.  
 Weiter noch wird einst dringen der mächtige Kaiser des Ostens;  
 Denn die Quellen des Nil wird er entdecken dereinst.<sup>6</sup>

Trotz des ringsum tobenden Kriegslärms fand Ausonius Zeit, sich auch noch in anderer Beziehung dichterisch zu betätigen. Auf jenem Zuge fiel nämlich ein in jugendlichem Alter stehendes, hold erblühtes Schwabenmädchen (Sueba virguncula), Bissula mit Namen, das sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte, den Römern als willkommene Beute in die Hände und wurde damaligem Kriegsbrauch entsprechend dem Dichter als Sklavin überwiesen. Nach dem Wortlaut des Textes war sie in nächster Nähe der Donauquelle zu Hause;<sup>7</sup> mit großer Wahrscheinlichkeit dürfen wir sie als die erste uns bekannte Bewohnerin der fürstenbergischen Residenz ansprechen. Es war ein echtes

<sup>4</sup> Im 4. Jahrhundert gehörten zu Illyrien u. a. die Provinzen Pannonien (Ungarn) und Mösien (Bulgarien), die von der Donau gespült werden.

<sup>5</sup> Die beiden Kaiser waren in der Provinz Pannonien geboren.

<sup>6</sup> Die in den Versen zu Tage tretende höfische Schmeichelei ist für jene Zeit bezeichnend. Tatsächlich konnte sich Valens nur mit großer Mühe der andringenden Goten erwehren. Im Jahre 378 verlor er sogar bei Adrianopel Schlacht und Leben. Auch die Entdeckung der Nilquellen fällt in eine erheblich spätere Zeit, als damals in Donaueschingen prophezeit wurde.

<sup>7</sup> „Conscia nascentis Bissula Danuvii.“ Mon. Germ. hist. auct. ant. V, 2, 125 ff. „Conscius“ erklärt der Thesaurus ling. Lat. mit „bene sciens, peritus“. Also ist zu übersetzen: „Bissula, wolbekannt mit dem Ursprung der Donau.“

Alemannenkind, blauäugig und blondhaarig und mit Wangen, „die wie Milch und Purpur prangen“. Kein Wunder, dass der lebhafteste Südländer, der allerdings schon auf ungefähr 58 Lenze zurückblickte, in jugendliche Begeisterung geriet. Er schenkte ihr die Freiheit und widmete ihr eine Anzahl schwärmerischer Gedichte, von denen uns ein gütiges Schicksal wenigstens sechs erhalten hat. Ja, wenn man den Worten Ausons Glauben schenken darf, verstand sie es, mit der dem weiblichen Geschlechte eigentümlichen Schlaueit sogar ihm gegenüber allmählich die Rolle der Herrin zu spielen. Zwei von den Gedichten seien nach der gelungenen Übersetzung A. Bacmeisters<sup>8</sup> hier wiedergegeben:

## 1.

Mein Kind, im kalten übrerrheinischen Lande,  
Dort wo der Donau Quelle rauscht, geboren,  
Heimat und Mutter hast du früh verloren,  
Der eh'rne Krieg schlug dich in seine Bande.

Ich löste sie und sparte dir die Schande,  
Und die man mir als Sklavin zugeschworen,  
War frei und mir zum Liebling auserkoren  
Lang, eh' der Jugend Unglück sie erkannte.

Roms freie Bürgerin — doch jeder Zug,  
Der Augen Blau, die Haut so licht und lind,  
Das goldne Haar gibt von Germanien Kunde.

So steht sie da, ein lieblicher Betrug;  
Schaust du sie an — ein echtes Schwarzwaldkind,  
Doch römisch klingt es von dem schönen Munde.

## 2.

Süßes Kleinod, meine Liebe, meine Wonne, mein Gesang.  
Bissula — sie nennen bäurisch ungefügg des Namens Klang;  
Ein Barbarenkind, doch teurer mir als Romas Mädchenflor,  
Bissula — kein Name klang je schmeichlerischer mir zum Ohr.

Ed. Böcking sieht in den Gefühlswallungen des Poeten den Ausfluss einer „väterlichen“ Neigung.<sup>9</sup> In den Gedichten spreche sich eine „unschuldige Verliebtheit“ und „kindliche Freude“ des Alten an seinem Pflögetöchterchen (alumna) aus, das ihm durch seine Munterkeit die Tage des Alters „erheitert“ habe. Ähnlich äußert sich Bacmeister. Der damals schon alternde, längst verwitwete Dichter habe sich in Anblick und Gesellschaft des unschuldigen Barbarenkindes „harmlos“ gesonnt. Damit will freilich nicht recht stimmen, wenn er an anderer Stelle mitteilt,

<sup>8</sup> Alemannische Wanderungen, I S. 80 ff.

<sup>9</sup> Des D. Magnus Ausonius Mosella, Berlin 1828, S. 69.



dass manche den verliebten Südgallier als ein „liederliches Tuch“ bezeichnen.

Nach Trier zurückgekehrt, ließ Ausonius seine Schöne auch malen. „Mische der Lilie Weiß mit dem Rote der punischen Rose,“ ruft er dem Maler zu, fügt aber bei, dass alle Kunst nicht imstande sei, den Liebreiz des Urbilds wiederzugeben.

Bissula! Dich trifft nimmer mit Wachs und Farben der Künstler;  
Bleibt doch dem Bilde versagt der Reiz der natürlichen Anmut.  
Andere Mädchen zu malen mag Bleiweiß frommen und Mennig,  
Deine Farben trotzen der Kunst.<sup>10</sup>

Auch lateinisch lernte das Schwabenmädchen, wie aus dem ersten der mitgeteilten Gedichte hervorgeht; wir dürfen vielleicht annehmen, dass es auf Veranlassung seines Gönners eine höhere Ausbildung erhielt.

Ein weiteres Gedicht, das vermutlich inmitten der alemannischen Sümpfe und Wälder entstand, ist der Cento nuptialis. Wir müssen es uns versagen, auf den Inhalt näher einzugehen und beschränken uns auf die Bemerkung, dass das Werk keinen geeigneten Lesestoff für „Romas Mädchenflor“ abgab.

Nach dem Abzug der Römer wurde das von ihnen eroberte Land wieder von den nachrückenden Alemannen besetzt, so dass der Feldzug im Grunde genommen ergebnislos verlief. Das folgende Jahr brachte neue Kämpfe am unteren Neckar in der Gegend von Ladenburg, in denen Valentinian einige Erfolge errang, die aber nur von kurzer Dauer waren. Der Stern Roms war in unaufhaltsamem Niedergang begriffen. Dies hielt die beiden Kaiser nicht ab, im Frühling des Jahres 370 zu Trier einen glänzenden Triumph zu feiern. In der nicht lange nachher gedichteten „Mosella“ wird in Vers 421 ff. darauf angespielt:

Vom Hofe zu Trier kommt sie (die Mosel) geflossen,  
Wo sie den Doppeltriumph des Sohns und des Vaters gesehn hat,  
Die am Neckar den Feind, bei Ladenburg, trieben von dannen  
Und an der Donauquell', die Roms Annalen noch fremd ist.  
Jüngst erst kam der Bericht vom Sieg, umkränzt mit dem Lorbeer,  
Fernerer Siege Gewähr.<sup>11</sup>

Nach dem Tode Valentinians betieg im Jahre 375 Gratian den Tron des römischen Westreichs. Als er 8 Jahre später der Hand

<sup>10</sup> M. W. Besser, Das Mosellied Ausons, Marburg 1908, S. 48.

<sup>11</sup> Besser, a. a. O. S. 39. Die zeitliche Reihenfolge der Begebenheiten ist hier mit dichterischer Freiheit umgekehrt. Auch war die Donauquelle, wenn man nicht etwa auf den Ausdruck „Annalen“ besonderen Wert legen will, dem römischen Schrifttum nicht ganz fremd. Vgl. Tac. Germ. I und Plin. hist. nat. IV, 79 und XXXI, 25.

eines Meuchelmörders erlegen war, verließ Ausonius Trier und zog sich in seine Vaterstadt zurück, wo er zwei Landgüter besass. Hier starb er hochbetagt bald nach dem Jahr 393. Von den weiteren Schicksalen Bissulas schweigt die Geschichte. Ob sie ihm vielleicht in den sonnigen Süden folgte und durch ihr munteres Geplauder die Grillen des Alters verscheuchte, wer kann dies ergründen! Einem Meteor gleich leuchtete sie für kurze Zeit am Himmel der römischen Dichtkunst, um schnell wieder in undurchdringliches Dunkel zurückzusinken. Wol Tausende blondlockiger Schwabenmädchen mag in den Jahrhunderten, da Roms Adler durch die deutschen Gaue flogen, das Los getroffen haben, von Heimat und Vaterland losgerissen zu werden; dass gerade ihr Name auf uns gekommen ist, müssen wir lediglich dem Umstande zuschreiben, dass sie den Lebensweg des damals bedeutendsten römischen Dichters kreuzte. Wer würde heute etwas von dem Pfarrerstöchterlein von Sesenheim wissen, wäre es nicht in den Bannkreis unseres größten Dichters getreten! Die Verse, die auf dem Grabmal der Friederike Brion zu Meissenheim stehen,

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie  
So reich, dass er Unsterblichkeit ihr lieb“,

sie gelten nicht minder auch für Bissula, das Mädchen von der Donauquelle.

## Ein lustiges Spottlied vom Jahr 1849 aus dem Eggener Tal. Von Rudolf Wielandt.

**E**s wäre vielleicht jammerschade, wenn das Niedereggener „Kanonenlied“ nicht aufbewahrt würde. Es ist doch eigentlich ein ganz prächtiges Volkslied, ganz im Volkston. Reich an lokalen Anspielungen, hat es zum Hintergrund doch die allgemeinen Gegensätze der badischen Revolutionszeit. Auf dem ersten Allgemeinhintergrund tritt in ihm, als sein Hauptgegenstand, der Bau der Eggener Kanone hervor, ein lokales Ereignis, von den Erfindern sehr ernsthaft gemeint, aber alsbald vom öffentlichen Humor, nicht bloß vom Spott der politischen Gegner,



erfasst. Ich bringe einige einleitende Bemerkungen, dann das Lied selbst, mit kurzen Erläuterungen. Das Lied war früher gedruckt zu lesen, wol auf irgend einem zeitgenössischen Blatt. Mir ist keiner dieser Drucke mehr zu Gesicht gekommen; ich bringe das Lied vielmehr nach einer Niederschrift, die ihrerseits vermutlich auf einen solchen Druck zurückgeht. Es gibt jetzt hier wol nur noch einen einzigen hiesigen Bürger, der das ganze Lied auswendig kann.

Niedereggenen war im wesentlichen anno 1848 und 1849 „aristokratisch“ gesinnt, — so hießen die Anhänger der Regierung in einem sprachlich ja wol im Gegensatz zu „demokratisch“ richtig gebildeten, uns heutige freilich sonderbar anmutenden Ausdruck. Die „Aristokraten“ bestanden vor allem aus der herrschenden Partei. Aber auch die Demokratie war, zwar an Zahl ziemlich schwach, so doch an Eifer stark. Die Gemeindevertretung richtete nun eine Bürgerwehr ein, die auf den Matten oberhalb des Dorfes exerzierte. Aber die Gemeindeglieder, genauer, ein Altgemeinderat kam noch auf eine andere Idee. Weshalb nicht noch eine Kanone bauen? Hölzerne Brunnenrohre als Rohr hatte man ja. Man brauchte um sie durch den Schmied nur einige Eisenbänder legen zu lassen. Achse und Räder hatte man im Dorf ohne weiteres. Kurz und gut — das Geschütz wurde gebaut. Es wurde in einem etwas abseit der Straße liegenden Teil des Dorfes, im „Winkel“, probiert, mit einem Unterrock geladen und abgefeuert. Der Unterrock zerriss in hundert Fetzen, aber leider auch das Geschütz. Es zersprang jammervoll. Und der Spott, der natürlich schon vorher lauend am Weg gestanden hatte, ergoss nun seine vollen Schalen über die Kanonengießer. Mit Bestimmtheit wird auch der Sänger dieses Spottliedes angegeben. Es war ein gewisser Haltdichwohl, ein sehr begabter Mensch, der hierher als ein Findling gekommen war, und von dem übrigens das Dorfgerücht raunte — wie nicht selten in solchen Fällen —, dass er der Sohn sehr vornehmer, adeliger Eltern sei. Es ist nötig, dies letztere zu erwähnen, weil nur so die Anspielung der beiden Schlusszeilen über den Dichter zu verstehen ist. Ich möchte übrigens vermuten, dass Haltdichwohl den letzten Vers nicht selbst gedichtet, sondern ein anderer ihn bald hinzugesetzt hat. H. selbst war ja zwar überspannt und hintersann sich gerade wegen seiner Abkunft; aber als leichter Spott eines andern über diese seine

Grübeleien hat der Schluss doch noch viel besseren Sinn denn als eigener Vers Hs. Im übrigen bringt das Lied zwar nicht direkt die Stimmung der Demokraten, aber mindestens die der großen Menge im Dorf zum Ausdruck, die den Reichen und dem „Magistrat“ mit Wonne etwas am Zeug flickte. So folge nun das Lied.

### Ein merkwürdiges Ereignis, das in jüngster Zeit unweit vom Hagschutz<sup>1</sup> vorgefallen.

Von einem kriegdurchfahrenen Jahre,  
Wo Mut in manches Fuchsloch<sup>2</sup> floh und starb,  
Drum hör', o Leser, und erfahre,  
Was uns das Schicksal noch hat vorgesparrt.

Es hat sich kürzlich ziemlich schon am Licht bewiesen,  
Von ungebrannter Asch' will einer hier Kanonen gießen,  
Ein alter, abgedankter Magistratsperson,  
Schnapsbrenner nebst dem doppelbrannten Sohn.

Die hatten sich schon längst den Kopf geschunden,  
Wie wol das große Werk auch anzufangen sei.  
Jetzt aber haben sie das Wahre aufgefunden,  
Man nimmt ein rund Stück Holz, mit eisernem Ring gebunden.

Es könnte freilich manchen rühren,  
Ja manches Individium;  
Wir lassen uns jedoch nicht irr verführen  
Vom andern Teil im Publikum.  
Wer hier schreit: „Freiheit“ oder „Brot“,  
Wird niederg'schossen oder tot.

Der Nickel<sup>3</sup> soll Kunstäbler werden,  
Weil er den Zundel gab dazu;  
Und wer jetzt nicht vom Gschütz will sterben  
Und hat im Gwissen gute Ruh,  
Bleib' weit entfernt, erfüll' sein' Pflicht,  
Sonst kommt er hier vors Kriegsgericht.

Wir schwören dir, dem Magistrat der Eggener,  
Verflucht sei nun, wer diesen Schwur vergisst.  
Es jauchze keiner mehr dem großen Hecker,  
Sonst gibt es Kopflöcher oder Riss.  
Denn unser Roth<sup>4</sup> gibt Pulver und Patronen  
In unsere hölzernen Kanonen.

<sup>1</sup> Ein sehr charakteristisch geformter niedriger Berg beim Dorf, der als Ort des Scheibenschlagens höchst populär ist.

<sup>2</sup> Es versteckte sich wirklich ein hiesiger Mann in einem Fuchsbau im Wald, um nicht mit den Freischärlern zu müssen.

<sup>3</sup> Vorname des damaligen hiesigen Kaufmanns.

<sup>4</sup> Ein anderer, sehr angesehener hiesiger Bürger.



Wer will denn uns mehr überwinden?  
 Wir führen zwar schon längst die Oberhand.  
 Wir müssen nun die Bürger mit der Umlag blinden.  
 Auch die Kanone ist schon anerkannt.  
 Wir treibens fort im hohen Ton  
 Und strafen gleich mit Exekution.

Man wollts dem Künstler zwar erwidern,  
 Dass das Geschütz gefährlich sei;  
 Er aber sagt: Man kanns ja doch verpflündern,<sup>5</sup>  
 Man ladet Erbsen anstatt Blei.  
 Wenns alsdann verspringen tut,  
 Am End sind d' Immenkappen<sup>6</sup> gut.

Nun ist die Bürgerwehr geschaffen;  
 Man hat jetzt hier auch Artillerie.  
 Ein Regiment von dummen Affen,  
 Das bildet schon längst die Infanterie.  
 Auch einer häts für sich erkoren  
 Und Reiter gmacht mit langen Ohren.

Das ist der Leutnant, verstanden,  
 Nicht Auditor, doch gewiss Ausschuss;  
 Drum machen sie den Freiheitsbanden  
 Von Holz Kanonen zum Verdruss.  
 Das gibt dem Land ein'n starken Segen,  
 Wenn seine Feinde sich nicht regen.

Uns darf es wahrlich nicht mehr bängen.  
 Wenns man nur frei auch sagen dürft,  
 Dass die Kanone Ring und Spangen  
 In alle Eck und Kanten wirft!  
 Das tut den Feind von fern erschrecken,  
 Man muss drob lachen zum Verrecken.

Gegrübet seist du, große Holzkartaune,  
 Am Ort, wo dich die Ehre hingestellt.  
 Du taugst nicht mehr zu dem gedachten Ruhme,  
 Viel mehr zum Spott der halben Welt.  
 Man wollt' mit dir dieselbige bezwingen,  
 Sonst müsstest du nicht schier ein'n Unterrock verschlingen.

Mit Rauch umgeben und mit Pulverdampf,  
 Als das Geschütz die Fetzen aus der Mündung spie.  
 Wo Narren sind mit der Vernunft im Kampfe,  
 Da sieget wol die Dummheit ohne Müh.  
 Sonst hätten sie sich das nie eingebild't,  
 Dass solches Werk ihr'n großen Hochmut stillt.

Ja, Schnapser, Herr von Spiritus und Wasser,  
 Du hast die rechten Mittel nicht ans Werk gesteckt.  
 Bist der Vernunft um noch viel mehr gehasser,  
 Weil sie niemals in deinem Kopf gesteckt.  
 Du wurdest auch einmal zum Magistrat erkoren;  
 Was tätest du denn sonst mit deinen langen Ohren?

<sup>5</sup> Die Ladung leichter auseinanderspringen machen?

<sup>6</sup> Die Schutzhauben, die der Bienenvater aufsetzt, wenn er am Stock hantiert.

Wer nicht den Sabbat ehrt, vielmehr sich noch bemüht  
 Wie in der Narrenzeit an solchem Karneval,  
 Im Innern ungestört am Güllenwagen zieht  
 Und Ruhestörer ist mit der Kartaunen Knall,  
 Verdient der nicht ins Blatt gesetzt zu sein?  
 Der Herr von Spiritus und Treberbranntenwein?

Ich kam nicht her von Ungarn oder Polen,  
 Noch wo man Franzmann spricht.

Ich sags dem Publikum ganz unverhohlen,  
 Wie 's an der Sache ist.

Ich bin kein Dichter zwar, weil ich noch jung an Jahren.

Versteht ihr es nicht recht, hier könnt ihr es erfahren:

Ich kam, wenn nicht die Landkart' mich zu sehr betrogen,  
 Einst mit dem Storchen her von Bürgeln abgeflogen.

In einem hiesigen Hause findet sich ein großes Bild, auf Leinwand gemalt, einst vor Jahren für eine frohe Hochzeit entstanden. Da ist die Kanone abgebildet, wie sie vom Schmied beschlagen wird. Sogar der Pfarrer steht in vollem Ornat dabei, eine Anspielung darauf, dass der damalige, übrigens treffliche Pfarrer, es ausgesprochen mit den „Aristokraten“ hielt, wovon das Lied schweigt. Darunter sieht man dann das jammervolle Elend des Geschützes. Der Unterrock zerstäubt fürchterlich und die Kanone kracht auseinander, während alles entsetzt davonspringt. Im harmlosen Humor dieses Bildes gedenkt man noch immer sehr gern in froher Laune der Kanone und hat den Namen „Kanonental“ schon längst für das schöne, gesegnete Eggenertal angenommen. Ja, die „Kanone“ hat den Ort das viele Leidvolle und Schwere, das jene Zeit des Bürgerkriegs nach übereinstimmendem Urteil gebracht hat, eher vergessen lassen, und statt Wunden aufzureißen, redet man im Tal heute gerade gern von der Kanone, erzählt dem Fremden munter von ihr und freut sich, wenn in frohem Kreis auch heute noch einer das Kanonenlied wenigstens bruchstückweise vortragen kann.

---

**H**einrich Marzell, **Die Tiere in deutschen Pflanzennamen. Ein botanischer Beitrag zum deutschen Sprachschätze.** Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1913. XXVI u. 236 Seiten gr. 8°. 6,80 M.

In diesem Werke stellt sich dem Sprach- und dem Volkforscher eine Arbeit dar; wie ihr eine ähnliche nicht zur Seite steht. Sie ist ein Handbuch, das nach vielen Seiten (Sprachgeschichte, Mundartforschung, Volkskunde, Volksbotanik u. a.) vorzügliche Dienste leisten wird. Die peinliche Gründlichkeit, die kritische Vorsicht erhöhen den Wert. Die bewunderungswürdig genaue und sorgfältige Quellenangabe, besonders aber das zehn Seiten lange Literatur-



verzeichnis machen das Buch unentbehrlich für den auf einem der obigen Gebiete arbeitenden Forscher. Die Volksbotanik, dieses so reizvolle, wie mühselige Gebiet der Volkskunde, liegt, obwol eine sehr große Anzahl zerplitterter Angaben vorhanden ist, noch sehr im argen. Da ist das Erscheinen eines solchen zusammenfassenden Werkes, namentlich wenn es mit solchem Fleiß und in solcher Vollständigkeit geschaffen wurde, freudig zu begrüßen. Die in zehn Abschnitten — je nach dem namengebenden Umstände gewählt — abgehandelten Benennungen, deren Marzell auf dem beschränkten Gebiet der mit Tieren zusammengesetzten Pflanzennamen eine erstaunliche Fülle aufsuchte, eröffnen uns einen vielversprechenden Ausblick auf die Schätze, die noch auf diesem Gebiete aus der Volksseele zu heben sind. Ausführliche Zitate, Erläuterungen und kritische Bemerkungen, die Benutzung seltener und schwer zugänglicher Literatur, die Vergleiche mit einschlägigen Namen der holländischen, dänischen, norwegischen, schwedischen, russischen (mit Übersetzung), englischen, italienischen, romanischen, französischen Sprache erhöhen die Bedeutung der verdienstvollen Arbeit. Uns Badenern bringt sie viele Bezeichnungen aus der Schweiz, aus dem Elsass, aus Schwaben, aber — sie zeigt uns auch, wie sehr wir auf diesem Gebiete gesäumt haben, denn die Angaben aus unserem Lande sind ganz verschwindend.

Und deshalb sei anschließend die Bitte ausgesprochen, dem Unterzeichneten, der schon jahrelang dies Gebiet (mundartliche Pflanzen- und Tiernamen sowie Stellung des Volkes zu Tier und Pflanze in Sitte, Aberglaube usw.) für Baden bearbeitet und vor einer vorläufigen Veröffentlichung steht, einschlägige Mitteilungen zuzusenden zu wollen.

Freiburg i. B. (Nägeleseeestr. 39)

Walther Zimmermann.

**Karl Heinrich Ritter von Lang. Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth.** Neu herausgegeben von Dr. Adolf Bayer. Bd. I, Ansbach 1911. Fr. Seybold. XV u. 306 S. Kart. 3.75 M.; in Halbpergbd. 5 M. In den Jahren 1798, 1801 und 1811 hat Lang seine „Neuere Geschichte des Fürstentums Baireuth“ in drei Bänden, die von 1486 bis 1603 reichen, erscheinen lassen. Die beiden ersten Bände hat jetzt Dr. Rudolf Bayer als „Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth“ — denn L. bot mehr, als sein Titel besagte — in einem einzigen Bande, der die Zeit von 1486 bis 1557 umfaßt, neu herausgegeben.

Wir sind heute von der ersten Veröffentlichung des Langschen Buches durch mehr als drei Menschenalter getrennt. Da ergibt sich von selbst die Frage, ob es L. noch verdient, neu aufgelegt zu werden. Sie ist entschieden zu bejahen. Hat doch L. bereits um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts umfassende Quellenstudien gemacht! Dabei stand ihm manches urkundliche Material zur Verfügung, das inzwischen zugrunde gegangen ist. Er hat mit peinlicher Sorgfalt gearbeitet. Unbestechliche Wahrheitsliebe und ein gesundes Urteil sind ihm eigen. Auch ein schwungvoller Stil zeichnet ihn aus. So gewinnen wir denn durch ihn eine lebendige Anschauung von Handel und Wandel, Verfassung und Verwaltung, Sitte und Kultur der Ansbach-Bayreuther Lande vom Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles bis zu dem des Markgrafen Albrecht Alcibiades. Vor allem die ständischen, aber auch die religiösen Kämpfe jener zerklüfteten Zeit hat er uns mustergültig geschildert.

Ganze Bände spricht folgende Anmerkung Langs: „Während seiner ganzen Regierung gab M. Friedrich für Bücher zwei Ort, d. i. einen halben Gulden, aus, und dies waren, so viel aus den Rechnungen zu schließen, A B C Bücher für seine Kinder“ (2. A. S. 46). Solche Streiflichter finden sich bei L. in Menge.

Die Neuauflage ist mit größter Pietät hergestellt. Sie wird durch einen interessanten Lebensabriss und eine gerechte Würdigung Langs eingeleitet.



Am Ende der Vorrede sind die Seiten der ersten und die der zweiten Auflage miteinander verglichen. Der Neudruck als solcher weist fast ausschließlich redaktionelle Änderungen auf. Dass jetzt die Überschriften zu den einzelnen Abschnitten nicht nur mehr am Anfange des Ganzen stehen, sondern auch innerhalb des Textes zu finden sind, erleichtert wesentlich die Übersicht. Die literarischen Erscheinungen, die seit L. über den von ihm behandelten Abschnitt Ansbach-Bayreuther Geschichte herausgekommen sind, hat B. in Anmerkungen angeführt und z. T. kritisiert. So hat er, ohne dem Originale zu nahe zu treten, ein modernes Werk geschaffen.

Leider haben sich in die zweite Auflage etliche unliebsame Druckfehler eingeschlichen. Namentlich hätte S. 272 in der Überschrift „Reichsrecht“ statt „Reichsacht“ vermieden werden können.

Einige treffliche Abbildungen, meist Münzenbilder, sind dem Werke beigegeben. Neben dem vorzüglichen Bildnisse Langs selbst sei die wolgelungene Nachbildung von Lukas Kranachs Markgraf Georg hervorgehoben.

Möge recht bald der Schlussband folgen!

Worms

Friedrich Schwarz.

**Betreffend ost- und südfränkische Mundartdichtung. Unterzeichneter,** Verfasser der im vorigen Jahrgange der „Alemannia“ erschienenen „Geschichte der rheinfränkischen Mundartdichtung“ — auch als Sonderdruck im Verlage von Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. B., erschienen — (Mundartdichtung Hessen-Nassaus, Hessens, der Rheinpfalz usw.) gedenkt, nachdem er inzwischen auch die Geschichte der mittel- und niederfränkischen (rheinländischen) Mundartdichtung fertiggestellt hat, nunmehr auch die „Geschichte der ost- und südfränkischen Mundartdichtung“ zu schreiben. Er gestattet sich daher, um Zusendung von Rezensionsexemplaren von Neuerscheinungen aus diesem Gebiete (Mainfranken, Nordbaden) zu bitten. Auch für Nachweisung von Vorarbeiten über diesen Gegenstand würde Unterzeichneter sehr dankbar sein.

Saarbrücken 3, Bismarckstraße 16.

F. Schön.

**Dr. Eugen Waldner. Kurzer Überblick über die Geschichte der Stadt Colmar.** Colmar, Kommissionsverlag von Lang & Rasch 1914. 71 S. 8°. 1,20 M. — Von dem eifrigen Betrieb der Geschichtskunde, der jetzt im Elsass herrscht, legt auch dieser rein sachlich und gut erzählte Grundriss der Geschichte Kolmars (die Schreibung Colmar ist ohne Berechtigung) von der ältesten Zeit bis gegen 1800 Zeugnis ab. Wir sehen die schöne Stadt in ihrer reichen Ebene aus einem unter klösterlicher Gerichtsbarkeit stehenden Dorf unterm Schutz der Staufer, besonders Friedrichs II., sich entwickeln. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wird sie ummauert und dem Reich unterstellt und gewinnt rasch an Reichtum und Bedeutung und überwindet die blutigen Kämpfe des Interregnums. Rudolf von Habsburg verleiht ihr 1278 ein auf dem Freiburger und Breisacher Recht beruhendes Stadtrecht. 1293 muss Adolf von Nassau die widerspenstige Stadt durch Hunger zwingen. Der Kampf zwischen Friedrich von Österreich und Ludwig von Bayern spielt auch in ihre Geschichte herein. Unter den elsässischen Städten hat Kolmar stets für Bündnisse und gemeinsames Handeln gewirkt und sich kräftig an der Vernichtung der durch die unglückselige österreichische Verpfändung der Vorlande für das Breisgau so gefährlichen burgundischen Großmacht beteiligt. Im 14. und 15. Jahrhundert spielten sich in der Stadt wie überall heftige Verfassungskämpfe ab, die mit der Niederlage der aristokratischen Elemente endeten. In Kolmar war von jeher der Getreide-, Gemüse- und Weinbau von großer



Bedeutung. Vom künstlerischen und geistigen Leben zeugen die Namen Schongauer, Isenmann, Wickram und Boner. Die Reformation fasste bald in der Stadt festen Fuß und während des dreißigjährigen Kriegs bezeugten viele angesehene Familien ihre Glaubenstreue durch Auswanderung. Es beginnen nun die schließlich erfolgreichen Versuche Frankreichs, sich der Stadt zu bemächtigen, leider begünstigt durch Bernhards von Weimar Tod 1639. Nachdem im westfälischen Frieden die Landvogtei über die zehn elsässischen Reichsstädte an Frankreich abgetreten war, folgte nun deren fünfundzwanzigjähriger Kampf gegen den welschen Feind. Noch 1666 und 1670 prägte Kolmar Taler mit dem Reichsadler. Durch einen schmachvollen Gewaltstreich überrumpelte Ludwig XIV. 1673 die Stadt und beraubte sie ihrer Waffen und Geschütze, Festungswerke und Rechte. Das Französische wurde Amtssprache. Die ohnehin beengten Protestanten wurden durch den allerchristlichsten König mit Hilfe der Jesuiten mehr und mehr bedrückt. Noch einmal bildet der Name Pfeffels einen Lichtblick in diesem Trauerbild. Die letzte treuegehütete Spur eines eigenen Kolmarer Stadtwesens beseitigte die französische Revolution. — Wir müssen dem Verfasser dankbar sein für seine knappe und klare Stadtgeschichte. Aber wer wird sie fortsetzen und die Geschichte der neuesten Zeit in Kolmar so redlich schildern? F. Pfaff.

**Anton Pfeffer, Vom Kaiserstammland Hohenzollern. 1913. Druck** und Verlag von Pfeffer & Hofmeister. In Kommission bei Wilhelm Bader, Rottenburg a. N. 112 S. 4°. Mit Kunstbeilagen und Abbildungen. 2,50 M. Unter diesem Titel erschien letztes Jahr anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers ein Buch, das mit ebenso viel Fleiß wie Vaterlandsliebe geschrieben ist. In leicht verständlicher Darstellung hat der Verfasser, der selbst Hohenzoller ist, eine reiche Auslese aus Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft der Stammlande des deutschen Kaiserhauses gegeben. Die Schrift zerfällt in drei Teile: Vergangenheit und Gegenwart, Schaffen und Streben, Altes und Neues. Über die Vergangenheit Hohenzollerns ist der Verfasser im Allgemeinen gut unterrichtet. Besonders gilt dies für die Geschichte Hechingens. So ist es auch wesentlich das ehemalige Fürstentum Hechingen mit seiner Residenz, das der Verfasser besonders berücksichtigt hat. Wir dürfen schon sagen, zumteil auf Kosten der übrigen Landesteile Hohenzollerns, wenn wir auch, dem Zwecke der Schrift entsprechend, dem „altzollerschen Boden“ gerne eine Bevorzugung einräumen wollen. So hätte gewiss die Geschichte von Sigmaringen und das fürstliche Haus eingehender berücksichtigt zu werden verdient. An Quellen und Überlieferungen ist hierfür kein Mangel. Noch ungünstiger kommt die ehemalige Grafschaft Veringen, die doch gleich Sigmaringen eine fast 400jährige Zugehörigkeit zu dem Geschlechte der Hohenzollern aufweist. Gammertingen und Trochtelfingen werden ebenfalls nur sehr kurz erwähnt. Ostrach, Klosterwald, Inzighofen, Habstal, Orte von geschichtlicher Vergangenheit, werden überhaupt nicht genannt. Ein Ausgleich in dieser Hinsicht hätte gewiss den Wert des Buchs erhöht.

Mehr Bedeutung kommt dem zweiten Teil, dem „Streben und Schaffen“, zu. Es ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers, hier zum erstenmale eine allgemeine Übersicht über die Volkswirtschaft des Landes mit statistischem Material gegeben zu haben, das bleibenden Wert zu beanspruchen hat und gewiss auch das Interesse weiterer Kreise beanspruchen wird.

Der dritte Teil, „das Alte und das Neue“, führt uns auf das Gebiet der Heimatkunde. Mit großer Wärme tritt er für die gute alte Sitte ein und bekämpft das Geschmacklose, das sich die Landbevölkerung in der Nach-



ahmung städtischer Gewohnheiten zu Schulden kommen lässt. Besonders hebt er die Verwüstungen der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiete hervor; das pietätlose Verkaufen altererbter Familienstücke an den Hausierer bekämpft er gleichfalls.

Dass bei der ganzen Arbeit mehrfach Wiederholungen vorkommen, liegt in der Einteilung selbst, die wir deshalb als nicht glücklich bezeichnen können. Aber trotz der einzelnen Mängel, die das Buch aufweist, verdient es, auch über die engere Heimat hinaus bekannt zu werden, zumal die Literatur über Hohenzollern, die Stammlande des deutschen Kaiserhauses, nicht allzu reichhaltig ist. Ausstattung und Illustration können in jeder Art als vorzüglich gelten.

Freiburg i. B.

Dr. Gustav Hebeisen.

**Matthias Koch, Kohlraisle. Gedichte von der Balinger Alb. Stuttgart,**  
Deutsche Verlagsanstalt, 1913, 100 S. 1.50 M.

Unter der Masse der schwäbischen Mundartdichtung der letzten Jahre fallen diese „Kohlraisle“ zunächst durch die große Reinheit und ausgeprägte Rassigkeit der Mundart auf. Ihre Heimat ist der Heuberg, der südwestlichste Teil der schwäbischen Alb, wo man „blob“ für blau sagt, „Weiter“ für Winter, „jeassa“ für esse, „Dwarf“ für Dorf und — wie in den westlich benachbarten Baarmundarten und dem sich anschließenden Hochalemannischen — „het“ für hat. Kochs dichterische Eigenart bevorzugt das schlichte Idyll, dies besonders in den Abschnitten „Dorfbilder“, „Jahreszeiten“ und „Kinderlieder“. Ausgesprochen lyrisches enthält der Teil „Mutter und Kind“; auch hier schlägt der naive Ton vor, was man nicht von aller mundartlichen Gefühlslyrik sagen kann, von aller aber eigentlich sagen können müsste, wenn sie nämlich echt sein will. Eine gelegentliche Ausnahme bestätigt ja nur die Regel. Zwei Abschnitte „Holprvers“ bringen im volkstümlichen Versmaß ganz anspruchlose Geschichtchen, so anspruchslos, dass man oft wünschte, der Dichter hätte die gebundene Form vollends aufgegeben und, wie er es im letzten Teil getan hat, das Gewand gemütlich hinplaudernder Prosa gewählt.

Es ist das erstemal, dass dieser Teil Schwabens an der schwäbischen Mundartdichtung Anteil nimmt; denn Eglers Hechinger Schwäbisch ist doch schon recht anders. Es ist dies ein bleibendes Verdienst Kochs. Denn diese Abart unseres Dialekts hat so viel scharf umrissene Eigenart, dass sie besonders dem Unterländer Schwaben wie andererseits dem eigentlichen Alemannen recht viel zu sagen hat.

Göppingen

Rudolf Kapff.

**Kirbekucha. Ein lustiges Schwabenbuch, herausgegeben von Martin**  
Lang. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1913. 150 S. 2 M.

Der Dichter der „Schbatzeweisheit“ und Herausgeber des „Doms“ hat hier eine Blütenlese schwäbischer Mundartdichtung von den Zeiten des alten Sailer bis auf August Lämmle und Mathias Koch mit dem ihm eigenen feinen Geschmack zusammengestellt. Alte und junge, bekannte und unbekante Schwaben und Stuegerter geben in traurem Verein jeder seinen Beitrag zu einem stattlichen Kirbekuchen, der aber auch zu anderen Jahreszeiten recht gut schmeckt. Koch und Lämmle sind z. B. mit je sechs Stücken vertreten, was ihre Bedeutung für die heutige Mundartdichtung ins durchaus richtige Licht setzt. Man könnte höchstens fragen, warum nicht eine größere Zahl ernster Stücke aufgenommen ist. Aber die Geschmäcker sind ja in ästhetischen Fragen verschieden. Es wird auch so wol jedermann auf seine Rechnung kommen. Besonders die Bekanntmachung mit den Vätern unserer Mundartdichtung Sailer, Weitzmann, Eppele ist ein hohes Verdienst der Sammlung.

Göppingen

Rudolf Kapff.



## Die Beschießung Breisachs durch die Franzosen vom 15. bis 19. September 1793. Von Fridrich Pfaff.

**N**ach Bernhards von Weimar beklagenswertem Tod war Breisach französisch geworden. Auch der westfälische Frieden hatte es bei Frankreich gelassen. Jedoch im Frieden von Ryswyk 1697 kam es an das Reich und Österreich zurück. Die Bedingungen dieses Friedensschlusses geboten Ludwig XIV., die zwischen Biesheim und Breisach unter Benutzung des Breisacher Vorwerks, der St. Jakobsschanze, auf einer Rheininsel gegründete neue Stadt St. Louis abzutragen, die man wegen des sie umgebenden Schilfrohrs spöttisch „Strohstadt“ nannte. Verlor Ludwig auf diese Weise sowol die starke Festung Breisach als auch die „Ville neue de Brisach“, seine mit allen Mitteln geförderte Gründung St. Louis, so musste er wol auf dem linken Rheinufer der brückenbeherrschenden Hochburg Alt-Breisach gegenüber als ein starkes Gegengewicht die Feste Neufbrisach, Neu-Breisach, anlegen. Er gab ihr keinen besonderen Namen, sie sollte auch ein Breisach, dem alten ebenbürtig, sein. Alt-Breisach ließ er nicht aus den Händen, bis sein bewährter Festungsbaumeister Marschall de Vauban im Banne Volgelsheim, auf zur Grafschaft Horburg-Württemberg gehörigem, vom Herzog von Württemberg erkauftem Gelände die neue starke Feste errichtet hatte. Am 16. Oktober 1699 ward der Grundstein gelegt zur *Securitas Alsatiae Neobrisacum*, wie sie auf damals geprägten Denkmünzen und auf der Inschrift, ehemals am Straßburger, jetzt am Baseler Tor Neubreisachs genannt ward. Es war Vaubans letztes und reifstes Werk, in seiner dritten Manier ausgeführt.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vgl. M. Jähns, *Gesch. der Kriegswiss.* II (1890), S. 1424.

Der Brückenkopf Breisachs auf dem linken Rheinufer, ein nach Osten offenes Werk, 1668 erbaut, ward 1698 gegen die Stadt zu geschlossen und diente nun als Fort Mortier der neuen französischen Feste als Brückensperrfort.<sup>2</sup>

So waren die Verhältnisse gründlich geändert. Aber für Breisach konnten sie keine Ruhe bedeuten. Schon 1703 im spanischen Erbfolgekrieg verlor der schwache Kommandant Graf Philipp von Arco die Festung an den Herzog von Burgund.<sup>3</sup> Erst 1714 ward Breisach mit Freiburg, das unterdessen nach tapferer Verteidigung dessen Schicksal hatte teilen müssen, durch den Rastatter Frieden zurückerstattet. Wol hatte Vaubans Meisterhand und darauf Karls VI. Sorge die Festung mächtig verstärkt, aber als nach Karls VI. Tode die Feinde über Österreich hereinbrachen, da fühlte Maria Theresia sich nicht stark genug, sie zu behaupten. Und so wurden im Jahre 1741 mit größtem Eifer Breisachs starke Werke geschleift, um den Franzosen keinen Platz zu lassen, wo sie sich festsetzen könnten. Aber kaum hatten die Franzosen den Rhein überschritten, so besetzten Trencks Panduren wieder Breisach und suchten die Werke wieder herzustellen. Mit noch größerem Nachdruck ward die Arbeit betrieben, als sich im Breisgau ein großes Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen sammelte. Aber dessen Taten standen in schlechtem Verhältnis zum Kraftaufwand. Prinz Karl zog sich nach vergeblichen Kämpfen zurück und ließ vorher aufs neue das Zerstörungswerk an Breisachs Befestigungen üben. Nachdem die Besatzung Neubreisachs schon einmal Breisach besetzt hatte, erschien Ludwig XV. selbst mit einem großen Belagerungsheer vor Freiburg. Das hilflose, ausgesogene Breisach hatte ihm seine Schlüssel und eine große Summe mit guter Miene überreichen müssen. Nach der Einnahme und Schleifung Freiburgs 1744 wurden auch Breisachs Werke von den Franzosen, die sich seit dem Frieden von Füßen nicht mehr auf dem rechten Oberrheinufer halten konnten, gänzlich zerstört. Da der Krieg sich in ferne Landschaften zog, folgte nun für die Stadt Breisach eine fast fünfzigjährige Zeit der Ruhe und Erholung. Um so furchtbarer ward sie im Jahre 1793 durch die Untaten der französischen Revolution aufgeschreckt.

<sup>2</sup> Das Reichsland Elsass-Lothringen. III, 1, S. 304; J. M. B. Clauss, Hist.-topogr. Wörterbuch des Elsass, S. 353.

<sup>3</sup> W. Frhr. v. Ow-Wachendorf, Alemannia XXXVI (1908), S. 1—11.



Am 22. März 1793 hatte das Reich der französischen Republik den Krieg erklärt, nachdem die Franzosen unter Generalleutnant Grafen von Custine die Weißenburger Linien, Speier, Mainz und Frankfurt eingenommen hatten. Unter dem General der Kavallerie, Grafen Wurmser, ward ein österreichisches Heer aufgestellt, das bei Ketsch über den Rhein ging und sich mit den Preußen und den französischen Emigranten unter Prinz Condé vereinigte. Am Oberrhein blieb ein Beobachtungskorps von 20000 Mann mit 78 Geschützen unter Feldmarschalleutnant Baron Staader. Verschiedene Rheinübergangsversuche der Franzosen scheiterten. Mainz ward genommen. Um das bedrohte Landau zu entlasten, begannen französische Angriffe am Oberrhein. Aber die österreichischen und schwäbischen Truppen siegten unter Generalmajor Graf Jellachich am 12. September bei Lauterburg, wie kurz darauf die Preußen bei Pirmasenz. Jedoch am selben Tage hatten die Franzosen auf Befehl des Pariser Nationalkonvents ihr Zerstörungswerk am Oberrhein begonnen. Es galt zunächst der Nachbarin Straßburgs, der Festung Kehl. Sie ward drei Tage und Nächte hindurch von der Zitadelle Straßburgs aus mit einem ungeheuren Hagel von Geschossen überschüttet. Eine Batterie zum Schutz der Rheinbrücke ward nicht wesentlich beschädigt, wol aber litten die Werke des Forts Kehl auf der Rheinseite sehr. Doch die darin liegenden badischen und württembergischen Truppen, unter Generalleutnant von Stain zogen mit Munition und Geschützen heraus, so dass sie wenig Schaden litten, und brannten die Rheinbrücke ab. Weder die dreitägige Beschießung vom 12. bis 15., noch die kurze vom 18. September erzielte etwas wesentliches außer der Zerstörung der Gebäude des Dorfs Kehl, dessen Einwohner sich größtenteils geflüchtet hatten.

Weit schlimmer stand es mit der offenen Stadt Breisach, die vom 15. bis 19. September aus dem Fort Mortier und einigen Batterien aufs heftigste beschossen ward. Fast die ganze unglückliche Stadt brannte ab. Wol wurde das französische Feuer vom Eckartsberg und aus einer Redute erwidert, jedoch ohne die Geschütze des nahen Forts Mortier zum Schweigen bringen zu können, obwol fünfmal im Innern Feuer aufging. Ein Rheinübergangsversuch ward abgewiesen, ebenso wie andere bei Rheinweiler und Hünigen. Aber „militärischen Erfolg hatte die Beschießung von Alt-Breisach so wenig als die von Kehl“. Jomini sagt in seiner *Histoire des guerres de la révolution* IV, 83/84:

„Les tentatives de passage du Rhin n'aboutirent qu'à une énorme consommation de munitions et à occuper inutilement des forces qu'on eut pu mieux employer. Le bombardement de Vieux-Brisach ne fit mal qu'aux habitants; celui de Kehl n'eut aucun effet, et les demonstrations de passage firent perdre plusieurs braves en pure perte“.<sup>4</sup>

Die Geschichte dieser französischen Untat ist mehrfach geschildert worden. So von Josef Bader „Alt-Breisach, oder Schicksale einer Festung“, Badenia (1839), 228—242; P. Rosmann und F. Ens, Geschichte der Stadt Breisach (1851), 443; im Badischen Militär-Almanach V (1858); von A. Coste in der Notice sur Vieux-Brisach (1860), 285; von Ernst Martin in der Zeitschrift der Freiburger Geschichtsgesellschaft III (1874), 271; von Karl Hartfelder im Freiburger Adressbuch für 1879; von A. Clorer, Breisach (1883), 23 u. 57; von Otto Langer im Schauinsland XX (1893), 34; in F. Brockhoffs Geschichte von Neubreisach (1903) usw. Ich selbst lege nun nicht so viel Wert auf die oft versuchte zusammenhängende und erschöpfende Schilderung der Ereignisse, will vielmehr hier, neben einer französischen Auslassung, zwei Quellen mitteilen, die wol ein lebhafteres Bild geben als alle neueren Darstellungsversuche. Zuerst die Berichte der Frankfurter Kaiserl. Reichs-Ober-Post-Amts Zeitung vom 24. September bis zum 30. November 1793 über die Beschießung Breisachs und die anschließenden Ereignisse am Oberrhein, ferner den Bericht im Moniteur vom 28. Oktober 1793, sodann aber das bisher nicht beachtete Gedicht Engelbert Klüpfels über Breisachs Zerstörung. Ich konnte mich nicht entschließen, dies lateinisch mitzuteilen, da heutzutage selten Latein gelesen wird, habe daher versucht, es in deutsche Blankverse umzugießen, da einmal Hexameter unserer Sprache nicht passen wollen.

### Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts Zeitung.

Freÿburg, vom 18. Sept.

Den 15<sup>ten</sup> dieses Abends um 5 Uhr rückte ein starkes Corps Franzosen bey ihrer Vestung Neubreisach gegen den Rhein vor. Auf ein Signal fieng eine Batterie an, Altbreisach mit Kanonen zu beschiessen. Bald darauf folgte ein heftiges Bombardement, das gegen Mitternacht noch stärker wurde. Die obere und untere Stadt gerieth in Brand. Die Verwirrung der Einwohner war unbeschreiblich. Besorgt, ihr Leben zu retten, überliessen sie Hab und Gut den Flammen. Erst am 2<sup>ten</sup> und 3<sup>ten</sup> Tage fanden manche Kinder ihre Eltern,

<sup>4</sup> Bad. Militär-Almanach. V, 1858, S. 53. F. Brockhoff, Gesch. d. Stadt u. Festung Neubreisach (1903), S. 105.



Eltern ihre Kinder wieder usw. Das dort garnisonirende Bataillon von Neugebauer zog unter den Befehlen des Majors Luth aus, den Rhein zu besetzen, und ward innerhalb einer kurzen Zeit durch einige Divisionen von Strassoldo und Wilhelm Schröder, durch einige Züge von Hohenzollern Cürabiere und Erdödy Husaren verstärkt. Der Verlust der Unsrigen in dieser fürchterlichen Nacht bestund in 2 Toden, einigen Verwundeten, 1 todten Pferd, einer demontirten Kanone und einer unbrauchbar gewordenen Haubitze. Der jenseitige Verlust durch unser Kanonenfeuer, besonders vom Eckartsberge, ist unbekannt. Das jenseitige Kanonenfeuer und Bombardiren dauerte bis den 17<sup>ten</sup> Nachmittags fort. Nebst wenigen Häusern steht nur noch die Pfarrkirche in Altbreysach. Man vermuthete in der Nacht vom 16<sup>ten</sup> und 17<sup>ten</sup> Angriffe an verschiedenen Orten. Die Vermutung traf ein. Bey Rheinweiler wollten einige Schiffe übersetzen, sie wurden aber zurückgewiesen. Bey Steinensadt versuchten die Franzosen den Uebergang mit 6 Schiffen, auf denen beyläufig 1500 Mann gewesen seyn sollen. 3 Schiffe wurden in Grund gebohrt, und sanken mit ihrer Mannschaft unter, 3 ließ man ihre Truppen ans Land setzen, über welche sodann die Husaren von Erdödy und Infanterie vom Regiment Erzherzog Ferdinand herfielen. Mehr als 100 blieben auf dem Platze, etlich und 40 gefangen, größtentheils Linientruppen, auch einige Officiere von Nationalgarden wurden heute frühe hier eingeführt; einige Wägen mit Verwundeten sollen folgen. Die letztverwichene Nacht versuchten sie auch eine Uebersetzung bey Altbreysach. Sie wurden aber durch einige Kanonenschüsse abgetrieben. Auch in der Gegend von Wiswihl hörte man diese Nacht eine unausgesezte Kanonade. In der Gegend von Altbreysach hört man von neuem ein starkes Kanoniren. Die französische Stadt und Vestung Hüningen, von unsern Kanonen beschossen, soll seit gestern frühe um 6 Uhr im Brand sein.

Aus den Rheingegenden von Basel vom 15. Sept.

Schon seit 8 Tagen wird in ganz Elsaß in allen Dörfern die Sturmglocke geläutet, so daß man jetzt von Basel bis Colmar gehen kann, ohne in den Dörfern jemanden als Kinder, weinende Weiber und unbrauchbare Männer anzutreffen. Die Nationalgarden treiben das Volk heerdenweise vor sich her, und die Waffen der Bauern sind von aller Art. Unter andern tragen sie lange Stangen mit Messern, Beilen und Hacken durch die Quere befestiget, und damit laufen sie dem Feinde wie rasende Ungeheuer entgegen. Zu Basel kommen täglich frische Schweitzertruppen an. Man zählt wirklich deren über 6000 daselbst, und sie sollen noch in diesem Monat bis auf 13000 verstärkt werden. Von Bern, Solothurn und Freyburg im Uechtland zieht sich ebenfalls ein starkes Truppencorps an die Gränzen des Fürstenthums Bruntrut, um, wenn es zum Bruch der Neutralität kommen sollte, einen Einfall der Franzosen in die dortige Gegend zu verhüten. Kurz, die Schweitzer sind nicht nur auf ihrer Hut, um sich vor feindlichen Anfällen zu schützen, sondern im wirklichen Wehrstand, um selbst Angriffswaise, wenn es erforderlich wäre, über die Gränzen gehen zu können. In kurzer Zeit müssen dem nach entscheidende Dinge geschehen; entweder die Franzosen in unser Land, oder wir in Elsaß eindringen, und eine gräßliche Massacre erfolgen. So ist unsere jetzige Lage. In der Gegend von Breysach sind 12000 Bauern aufgeboten worden, um das Militair, welches eben nicht das zahlreichste ist, zu unterstützen. Sie thaten wirklich gute Dienste und lassen sich willig brauchen, vermuthlich wird dieses auch an andern Orten geschehen seyn. Denn auch hier spricht man von einem Generalaufgebott, wie im Elsaß.

Oberrhein, vom 20. Sept.

Die Ergreifung der Waffen der Elsaßer ist kein Beweis von ihrer Anhänglichkeit an die dermalige Verfassung. Manche werden gezwungen an die



Linie getrieben, andere treibt die Verzweiflung, und die Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Lage nicht lange auszuhalten ist. Es ist gräßlich anzusehen die Mannsleute von ganzen Departements, Greise und halbwüchsige Buben nicht ausgenommen, in einem sonderbaren Gemisch und mit Waffen von aller Gattung auf einem Fleck zu sehen; sie liegen auf Gottes Erdboden, blos vom Himmel bedeckt. In den Städten sind alle Läden geschlossen, und in den leeren Dörfern steht alles Gewerbe still; an manchen Orten ist die Erndte noch nicht eingesammelt, und an die Ausstellung der Felder wird nicht gedacht. Die Verwirrung und die Nachlässigkeit bey den französischen Heeren ist indessen beyspiellos; auf allen Wegen trifft man zerstreute Feldgeräthschaften, zusammengebrochene Munitionswagen usw. an, und niemand fragt nach denselben. —

Rheinfeldern, vom 18. Sept.

Am 17<sup>ten</sup> Morgens gegen 7 Uhr fing die Kanonade aus Hüningen gegen unsere Batterien und kleines Truppcorps auf diesseitiges Breysgauer Rheinufer an, und unter der schrecklichsten Kanonade fingen die Franzosen auf Flößen an, den Rhein zu passieren. Die französische Avantgarde von ohngefähr 1000 Mann drang nach unserm Ufer, und ihr wollte die ganze übrige Armee von beyläufig 20000 Mann, und einer Horde bewaffneter Bauern folgen, um unser Land zu überschwemmen. Eben so stark und wüthend war der Angriff unterhalb bey Neuburg und Steinenstadt. Wir hatten zu unserer Vertheidigung Regiment Strasoldo, Bataillon Warasdiner, nebst einigen Escadron und Divisionen Kürassiers und Husaren, mit 10 Kanonen, lauter 6 und 12 Pfündner und 4 halbguten Batterien am Rhein. Auf die Batterien spielte die ganze Hüninger Artillerie auf eine solche Art, daß von 7 Uhr bis 11 Uhr über 2000 Schüsse geschahen und der Erdboden bis hierher zitterte. Drey unserer Kanonire wurden sogleich getödtet und zwey schwer verwundet. Unsere Kanonen, so wenig ihrer waren, schoßen zwey Flöße in Grund, und die französische Mannschaft beyläufig 200 stürzten in Rhein und die meisten ertranken. Die übrigen Flöße erreichten unser Ufer.

Regiment Strasoldo und die Warasdiner kamen zum Gefechte. Oberst Waller von Strasoldo sprang mit dem Degen zuerst auf sie los, und die Mannschaft folgte ihm mit Löwenmuth. 57 Franzosen, die unser Ufer zuerst bestiegen, wurden gefangen, einige niedergestossen und andere flüchteten sich in die Gebüsche, und die meisten, als man von Hüningen den Flößen zurief: *Sauvez vous, qui peut*, eilten zurück. Ein Warasdiner Feldwebel mit einem kleinen Piquet stand getrennt vom Truppenkorps nahe am Rhein, 10 Franzosen kamen gegen ihn. Sein Officier befahl ihm wegen Uebermacht des Feindes die *Retirade*. Er sagte aber zu seinen Warasdinerschärfschützen: wer mich liebet, folge mir nach! fiel über die Feinde her, und drängte sie bis an ein starkes Schweizerpiket hin. Da nun der Schweitzerofficier die Flüchtigen von seinen Gränzen auch zurückhielt, so streckten die Franzosen das Gewehr und erklärten sich als *Deserteurs*. Um 11 Uhr war unser Ufer gereinigt, und die Kanonade schwieg stille. Nicht besser sollen die Franzosen bey Neuburg zurückgeschickt worden seyn. Heute hören wir wieder eine Kanonade in ziemlicher Entfernung. Nun kommt uns neue Munition und stärkere Kanonen von Freyburg her zu Hülfe. Denn die Gefahr des Einfalls droht noch, obwohl wir hoffen, daß der franz. Muth gestern ein wenig abgekühlt worden sey. Wirklich führt man hier bleßierte Franzosen in das Spital nach Laufenburg durch. Einer bleibt todt hier. Noch steht am Rhein alles unter Gewehr. In Basel war gestern die ganze Bürgerschaft unter Gewehr; diese Stadt ist sehr im Gedränge. Jeder Unterthan einer mit Frankreich Krieg führenden Macht, der das französische Gebiet betritt, wird zum Tode ver-



urtheilt. Alle Kerker werden mit verdächtigen Leuten angefüllt. Dieses Volk ist so kraftvoll rasend, daß man an seiner Bezwingung beynahe zweifeln sollte. Es heißt, die Franzosen machen ihre Schiffsbrücke wieder zurecht.

Mülheim im Breisgau, vom 26. Sept.

Jene bey Rheinweiler, Märkt und Bellingen bey der vorgehabten Landung diessseits Rheins verwundeten und gefangenen Franzosen in allem gegen 120 Mann, wurden bey hiesiger Post vorbey nach Freyburg geführt; überall, wo sie durch kamen, war das Volk wegen dem grausamen Bombardement der Städte Kehl und Breysach, welch letztere ganz in einen Aschenhaufen verwandelt ist, und der schönen Absicht, im Breisgau blos zu Sengen, Brennen, Plündern, sehr erbittert. Auf dieses hin, sind auch in der obern Marggrafschaft und im ganzen Breisgau längs dem Rhein bis an Basel, alle Landleute bewaffnet, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Jezt drohen die Franzosen durch das Basler Gebiet auf unsern deutschen Reichsboden einzudringen, ihr Versuch wird aber ebenso mißlingen, denn der Canton Basel sezt sich in sehr guten Vertheidigungsstand; in der Nähe befindet sich bereits eine Menge Schweitzer Hülfsstruppen; die Stadt Basel hat wirklich eine Besatzung von 6000 Mann, und diese soll bis auf 13000 vermehrt werden. — Gestern rückte das kaiserl. Cürabierregiment Anspach in Freyburg ein, und heute trifft daselbst die erste Colonne von der ins Breisgau bestimmten aus 10000 Mann bestehenden kaiserlichen Reservearmee ein.

Freyburg, vom 4. Okt.

Alles scheint ernsthaftige Begebenheiten hier vorzubereiten; die angekommenen 8 Bataillons und 6 Escadrons sind mit aller ihrer Artillerie gegen Lörrach marschirt, und vereinigen sich dort mit dem daselbst stehenden Corps. Wahrscheinlich wird der Hauptangriff auf Hüningen gerichtet seyn. Unsere Pontons sind bey Nacht in der Stille aufwärts gegen Hüningen geführt worden; ihnen folgt ein Theil der Belagerungsartillerie.

[Vom 18. Okt.]

In der vorigen Woche ist das französische Fort Mortier, Altbreisach gegenüber, von deutscher Seite heftig beschossen worden. —

Freyburg, vom 16. Nov.

Hier im Land ist ein allgemeines Landaufgebott ausgeschrieben worden, mittelst welchem sich 28000 Unterthanen bewaffnet ins Feld stellen mußten, das Baadische giebt 6000, das Fürstenbergische ebenfalls 6000, und Breisgau mit dem Schwarzwald 16000 Mann, die Stadt Freyburg allein stellt 522 Mann, worunter 160 Freywillige als Scharfschützen sich befinden; die meisten, insbesondere die Schwarzwälder sind mit Standröhren versehen, mit welchen sie auf 5 bis 600 Schritt ihren Mann sicher hinwegputzen, vermuthlich ist es auf eine Jagd angesehen; denn man sagt, daß der Wanzenauer Wald voll von versprengten Sanscüllots stecken solle.

Freyburg, vom 17. Nov.

Hier sieht es sehr kriegerisch aus; ganz Breisgau muß Leute an den Rhein geben, um die Gränzen gegen einen Uebergang der Franzosen zu bewachen. Hiesige Stadt allein stellt 150 Mann, welche nach Sasbach marschiren; 350 Mann thun hier die Staabs-Infanteriedienste. Alle 14 Tage werden sie abgelößt, worauf wieder andere an den Rhein marschieren. Jeder Mann, worunter sehr viele Bürger sich befinden, erhält täglich 30 kr., 1 Pfund Fleisch, 2 Pfund Weisbrod, und ein Zugemüß. Jedes kleine Dorf stellt freywillig 30, 40 auch 50 Mann, welche nicht mit Gabeln, Flegeln usw., sondern mit Ober- und Untergewehr versehen sind. — So eben haben sich 80 Studenten samt

den Professoren Mertens und Albrecht anboten, sich in dieses Freycorps eintheilen zu lassen: man sollte so viele Bürger zurücknehmen, als ihre Anzahl wäre. Der Corpscommandant ist der Stadtrath Caluri.

### Aus dem Moniteur universel.

Franz Brockhoff († zu Anfang des Kriegsjahrs 1914) schreibt in seiner verdienstlichen Geschichte von Neubreisach (1903) S. 106: „Am 18. September 1793 kamen die Repräsentanten der französischen Republik, Lacost und Mallarmé, nach Neubreisach, um sich von der erfolgten Beschießung zu überzeugen. Dieselben sandten einen großartigen, prahlerischen Bericht nach Paris, der im Moniteur veröffentlicht wurde“. Ich habe nur die folgende kurze, allerdings an Ruhmredigkeit und Großsprecherei nicht zu übertreffende Mitteilung im Moniteur Nr. 37 des 2. Jahrs der Republik, vom 28. Oktober 1793, gefunden, die auch in ihren auf die Schweiz bezüglichen Teilen beachtenswert genug ist, um hier neben dem oben stehenden Bericht aus der Frankfurter Zeitung „aus den Rheingegenden von Basel“ abgedruckt zu werden:

Bâle, de 2 octobre. La ville du Vieux-Brisac n'est plus; la foudre républicaine l'a anéantie: 577 maisons qui servaient de demeure à 2700 habitans, ont disparu. Les restes du Vieux-Brisac ont été emportés sur 15 ou 20 chariots tout au plus. Effet terrible de la juste vengeance d'un peuple libre! — Les farouches Autrichiens s'efforcent maintenant de tourner cet événement à leur profit, en représentant aux hommes de la campagne la ruine de Brisac comme une inutile cruauté; ils ont porté l'absurdité jusqu'à vouloir faire lever leurs esclaves en masse, comme les représentans du Peuple Français ont fait lever les hommes libres sur l'autre rive du Rhin, mais les paysans asservis, qui voient moins leurs ennemis dans les Français que dans les Autrichiens, ne se sont pas présentés. Leur lâches oppresseurs, lassés d'attendre, en ont commandé 12 mille de force pour les travaux militaires. — Les frontières de la France présentent un spectacle bien différent. Le tocsin de la liberté a réuni sous les armes tous les hommes en état de les porter. D'ici à Colmar la terre est couverte d'agriculteurs armés pour défendre contre les despotes leurs propriétés, leurs enfans et leurs femmes, les vieillards restent seuls à garder les villages . . . . . Parmi ces courageux républicains, ceux qui n'ont point encore de fusils, agitent d'une main menaçante les instruments, même du labourage, des fourches, des pieux, des pics. Plus d'une fois ainsi armés ils ont déjà fait fuir devant eux les troupeaux d'esclaves antrichiens. — Au milieu de ce choc d'un peuple libre contre les satellites des tyrans, la Suisse reste neutre et observatrice. Mais dans la défiance que lui inspire la perfidité autrichienne, elle est résolue non - seulement de se tenir sur ses gardes, mais d'agir offensivement, dans le cas où la neutralité serait indignement rompue. On se propose de former un camp d'observation de 13,000 hommes.



Trauergesang von Breisachs Zerstörung und Aufruf an Deutschland zur einmütigen Vergeltung. Von Engelbert Klüpfel. Übersetzt von Fridrich Pfaff.

Im Jahre nach Breisachs Beschießung, 1794, erschien zu Konstanz, gedruckt bei Martin Wagner, eine lateinische „Elegia de urbe Brisacensi deleta, et adhortatio ad Germaniam ut viribus unitis, belli clades vindicet“, ein Gedicht in Distichen,<sup>5</sup> ohne Nennung des Verfassers. Der mir vorliegende Abdruck trägt auf dem Titel die handschriftliche Bemerkung „Provectiore jam aetate, cecinit P. R. D. P. Engelbertus Klüpfel, Augustinianus, Theol. Doctor, et P. P. O. Dogmaticae in Univers. Friburg.“ Hätte das Gedicht schon um seines Gegenstands willen Aufmerksamkeit verdient, so verdient es sein dichterischer Schwung, seine vaterländische Gesinnung und der Name seines hochgeachteten und ehrwürdigen Verfassers Engelbert Klüpfel, dass 120 Jahre nach dem Ereignis, dem diese Verse gewidmet sind, im Weltkriegsjahr 1914 man sich seiner erinnere.

Johannes Andreas Klüpfel, geboren am 18. Januar 1733 zu Wipfeld zwischen Würzburg und Schweinfurt, gestorben zu Freiburg i. B. am 8. Juli 1811, trat 1750 in den Orden der Augustiner-Eremiten zu Würzburg ein und führte, nachdem er 1751 zu Oberndorf am Neckar die Gelübde abgelegt, den Klosternamen Engelbert. Er studierte an verschiedenen Orten, lehrte zuerst am Gymnasium zu Münnerstadt, dann in Mainz und Konstanz und ward 1767 als Professor der Dogmatik an die Universität Freiburg i. B. berufen und blieb dieser — wenn auch 1806 unter Badischer Regierung mit Ehren in den Ruhestand versetzt — bis zu seinem Tode getreu. Er war ein trefflicher Lehrer, ein gelehrter, gewandter und vielseitiger Schriftsteller und, was mehr ist, ein Mann von edler, reiner und heiterer Gesinnung. In weiteren Kreisen sind seine Arbeiten über Leben und Schriften seines Landsmanns Konrad Celtis bekannt geworden. Neben dem, was Klüpfel selbst in seinem ausgezeichneten *Necrologium sodalium et amicorum litterariorum* (Friburgi et Constantiae 1809) in der Lebensbeschreibung seines Bruders erzählt, ist nachzulesen seines Schülers und nicht weniger bedeutenden Amtsgenossen Leonhard Hugs akademische Trauerrede „Elogium Engelberti Klüpfeli“ (Frib. et Const. 1811), ferner in Prof. Josef Königs Abhandlung im Freiburger Diözesanarchiv X (1876), 278—84 und XI, 278—82, sowie Heinrich Schreibers *Gesch. der Univ. Freiburg III*, 159—163, Reusch in der *Allg. D. Biographie XVI*, 258—259 und J. J. Gradmann, *Das gelehrte Schwaben* (Ravensburg 1802), 295. Wenn eine neue Geschichte seines Lebens und Wirkens geschrieben wird, möge sie von Klüpfels eigenem Geist getragen sein. Das folgende schöne Gedicht, in gutem Latein und tadellosen Versen geschrieben, ist von mir frei in Wort und Maß, doch in engster Anlehnung an Klüpfels Gedanken übersetzt. Als Denkmal von Breisachs Schreckenstagen und von Engelbert Klüpfels hochherziger Gesinnung mag es hier willkommen sein.

<sup>5</sup> Nicht etwa zwei Gedichte, wie in der *Allg. D. Biogr. XVI*, 259 zu lesen ist.

Es treibt mich, an die längst verlassne Leier  
 aufs neu die Hand zu legen, zu erproben,  
 was die längst ungepflegte Dichterader  
 vermag. Die Stimme freilich und die Hand,  
 sie haben wol die ungewohnte Kunst  
 verlernt, wie ungenutzter Bronn versiegt,  
 wie unbewegte Flut zum Sumpfe wird.  
 Wer wagt, gewinnt: mag auch die heisre Stimme  
 den Dienst versagen, mag das Alter hemmen.  
 Zu Trauersängen kehr ich wieder, klagend  
 begleite sie mein alternd Saitenspiel.  
 Fehlt mir auch alles, fehlts an Stoff mir nicht  
 zur Trauer, denn ich sing ein Schreckenslos:  
 Alt-Breisachs Not, Alt-Breisachs Untergang.

Schon barg in dichte Schatten sich die Sonne,  
 in Finsternissen ruhte schon die Welt;  
 die Vöglein schwiegen und die muntern Herden  
 und auch die Menschen ruhten still im Traum.  
 Da zwang auch mich des langen Tages Mühe  
 aufs weiche Bett — doch sieh, da stand  
 ein Trauerbildnis, Breisach, mir vorm Auge  
 und redete in dumpfem Ton also:  
 Ich Stadt stand manches lange Jahr des Glücks  
 Jahrhunderte hindurch auf steilem Fels,  
 des schönen Breisgaus Ruhm und Lob und Zier.  
 Mein Haupt erhob ich wie die stolze Tanne  
 ob hohen Felsen. Welch ein Blick war da  
 auf Bacchus Hügel, auf der Ceres Saaten,  
 auf stolze Schwarzwald- und Vogesenberge,  
 an Wolken rührend. Zwischen beiden liegt  
 ein herrlich Talland, das der Rhein durchschneidet,  
 das Breisgau rechts, das Elsass linkerhand.  
 Von Ähren glänzt, von Reben grünt die Flur.  
 So war ich vielen heißbegehrte Braut.  
 Die Römer schon verstärkten meinen Sitz  
 mit Turm und Schloss. Doch als die Adler flohen,  
 nahm Frankens Macht mich. Harlung herrschte hier,  
 Zähringens Herzog dann und Basels Bischof,  
 bis endlich Habsburgs Rudolf mich gewann.  
 Zu Östreich kehrt ich, wenn die Gallier auch  
 mich raubten; unter seinem starken Zepter  
 zu wohnen dacht ich ewig ungestört.  
 Doch nah im Westen wohnt das Galliervolk,  
 das allen andern Völkern weithin Krieg bringt,  
 ein übler Nachbar, voll von tausend Tücken,  
 voll Raub, Betrug, voll List und blutigem Gräul.

Mitte September wars, des Herren Tag,  
 und alles feierte, so Mensch wie Tier.  
 Der Abend sank, die Schatten wuchsen an:  
 da plötzlich brüllt von der Geschütze Donner  
 der Himmel, schrecklich krachend schüttelt der Boden,



wohin ich immer schaue: Feuer, Feuer,  
 und Blitz auf Blitz und Schlag auf Donnerschlag.  
 Die Bürger fliehn die branddurchlohten Häuser.  
 Hier wird vom Flammentod ein Kind gerettet,  
 ein Kranker hier und dort ein schwacher Greis.  
 Aufschreien alle; doch nicht kann ich all  
 der Männer Jammern und der Weiber Heulen,  
 der Greise Seufzen hier aufs neue wecken.  
 Mit wehendem Haare zum Altare stürzt ich:  
 Dreieiniger Gott, du heiliger Fürst des Alls,  
 verehrt vom Kreis der Welt, o schone, schone  
 die Knechte, die dir treulich dienen, höre,  
 o höre, milder Gott des Flehens Laut!

Und wie ich also flehe, stürzt, vom Donner  
 des Feinds getroffen, nieder der Altar.  
 Von Furcht und Schmerz durchbohrt, entflieh ich weiter.  
 O Herr, ist nicht gefällig dir mein Flehn?  
 Das Feuer wächst, die Dächer flammen,  
 sie stürzen mit Gekrach zusammen.  
 Die scheuen Nonnen fliehn aus ihren Sälen,  
 vergeblich wehrt der Mönche Schaar dem Brand,  
 der würdige Priester klagt des Tempels Sturz,  
 die Mutter schreit nach ihrem Kind, die Gattin  
 nach ihrem Mann. Kein Ort, kein Haus ist sicher  
 vor Feuerswut. Ein Schreckensqualm verhüllt  
 erstickend jeden Raum. Fort Mortier speit  
 vier Tage und vier Nächte seine Flammen,  
 so wie der Ätna Pech und Schwefelfunken  
 und glühende Kugeln speit. Nicht eher lässt  
 des Feindes Wüten ab, bis unter Trümmern  
 begraben alles liegt. Im Eingeweide  
 wühlt also mir der nachbarliche Feind,  
 und lacht dazu und freut sich frech und laut.  
 Doch wahrlich, Räuber nur zielt solch ein Sieg,  
 der Waffenlose schlägt. Ein Nero nur  
 konnte an Romas Flammen sich ergötzen.  
 Wie traurig wars, die alten Landbebauer  
 die Heimat zögernden Fußes lassen sehn.  
 Sieh, wie sie ächzend ihre Kinder schleppen,  
 ihr einzig Eigentum. Sie fliehen nackt  
 in Feld und Wald und Höhlen, wenn sie nicht  
 der Nachbarn Bauernhäuser schützen.  
 Und andre wallen fort nach besserer Heimat.  
 Wie oft noch wenden sie ihr tränend Auge  
 zurück und rufen: Vaterland, leb wol!

Stets war das Franzenvolk voll Neid auf Breisach,  
 drum hats das Neue Breisach sich erbaut.  
 Die Nebenbuhlerin litt meine Türme  
 und meine Zierden nicht: drum nahm sie alles.  
 Wollt alle Übeltaten jenes Volks  
 ich melden, wär kein langer Tag genug.  
 Sie brennen, plündern, opfern ihrer Gier

und führen doch im Mund das Wort der Freiheit!  
 Mit ihres Ludwigs Blut beflecken sie  
 ihr Schwert und morden ihre Königin.  
 Die Priester schlachtend stürzen sie Altäre.  
 Sie fechten ohne Gott, Natur allein,  
 die alles zeugt, soll ihre Göttin sein.

O Deutschland, wache auf, schon ist die Flamme  
 auch deinem Dache nah, wach auf, wach auf!  
 Wer die Geschichte liest, der weiß genau,  
 dass der Franzose stets den Deutschen haßt.  
 Aufs neu verheert der Kelte dein Gebiet,  
 er raubt dein Gut, es flammen deine Schlösser.  
 Wenn je in deutscher Brust ein Tropfen  
 des alten Bluts fließt, zeigt ihn jetzt, zeigt euch  
 als tapfre Männer nun! Hier handeltes sich  
 um euer, Euer Heil. Steht auf, seid einig,  
 verteidigt eures Vaterlandes Grenzen,  
 vertreibt mit Gewalt Gewalt, entreißt  
 dem Feind den Raub, gewinnt das Eure neu! —

Man hört mich. Waffen seh ich sie ergreifen,  
 die deines Stammes, großer Thuisto, sind.  
 Schon seh ich ihre Ordnungen sich füllen,  
 schon ziehn die mutigen Rächer in den Feind,  
 schon seh den stolzen Adler ich die Beute  
 gewinnen, die der Gallier einst geraubt;  
 schon seh ich ihre Führer heimwärts ziehn  
 aus Schlachtendampf, mit Palmen schön geschmückt.  
 Voran zieht stolz mit weißem Viergespann  
 der Ruhm, der Ruf: Mit Gottes Hilf gesiegt!  
 Besiegt der niebesiegte stolze Feind!  
 Schon kehrt die holde Friedenszeit zurück  
 und golden blinkt der heitre Erntesege  
 und hell im Becher funkelt uns der Wein.  
 Der Rheinstrom, der so lange blutige Wellen  
 gewälzt, nun ist sein Wasser wieder klar.  
 Verwüstung heilt allüberall der Friede  
 und alle Städte stehn aus Trümmern auf.  
 Ich selbst, ein Phönix, heb mich aus der Asche,  
 wills Gott, viel schöner als ich jemals war. --

Vorahnend sprach, o Herr, ich diese Worte:  
 mach bald sie wahr, mach unsern Glauben wahr!



# Geschichte des Gasthauses zum „Löwen“ in Staufen im Breisgau, der Stätte des Unter- gangs des geschichtlichen Faust.

Von Rudolf Blume. Mit zwei Abbildungen.

**I**m August 1913 ging durch die Tageszeitungen die Nachricht, dass die ältesten Schankstätten und Gasthäuser in Deutschland der „Riese“ in Miltenberg am Main aus dem 12. Jahrhundert, die Weinkneipe zum „Stachel“ in Würzburg aus dem Jahre 1413 und der „Goldene Löwe“ in Adorf bei Plauen aus dem Jahre 1440 seien. Den beiden zuletzt genannten Herbergen wurden bedeutende Besuche nachgerühmt, wie Luthers, Gustav Adolfs, Wallensteins, Turennes, Prinz Eugens im „Riesen“, während ihrer Durchzüge und Aufenthalte im Odenwald und Goethes im „Goldenen Löwen“, wo er während seines Verweilens im Vogtlande sogar „Hermann und Dorothea“ vollendet haben soll. Diesen Wirtschaften stehen im Breisgau einige Gasthöfe würdig zur Seite: der „Bär“ aus dem Jahre 1390 und der jetzige „Römische Kaiser“ aus dem Jahre 1403, beide in Freiburg und der „Löwe“ in Staufen.

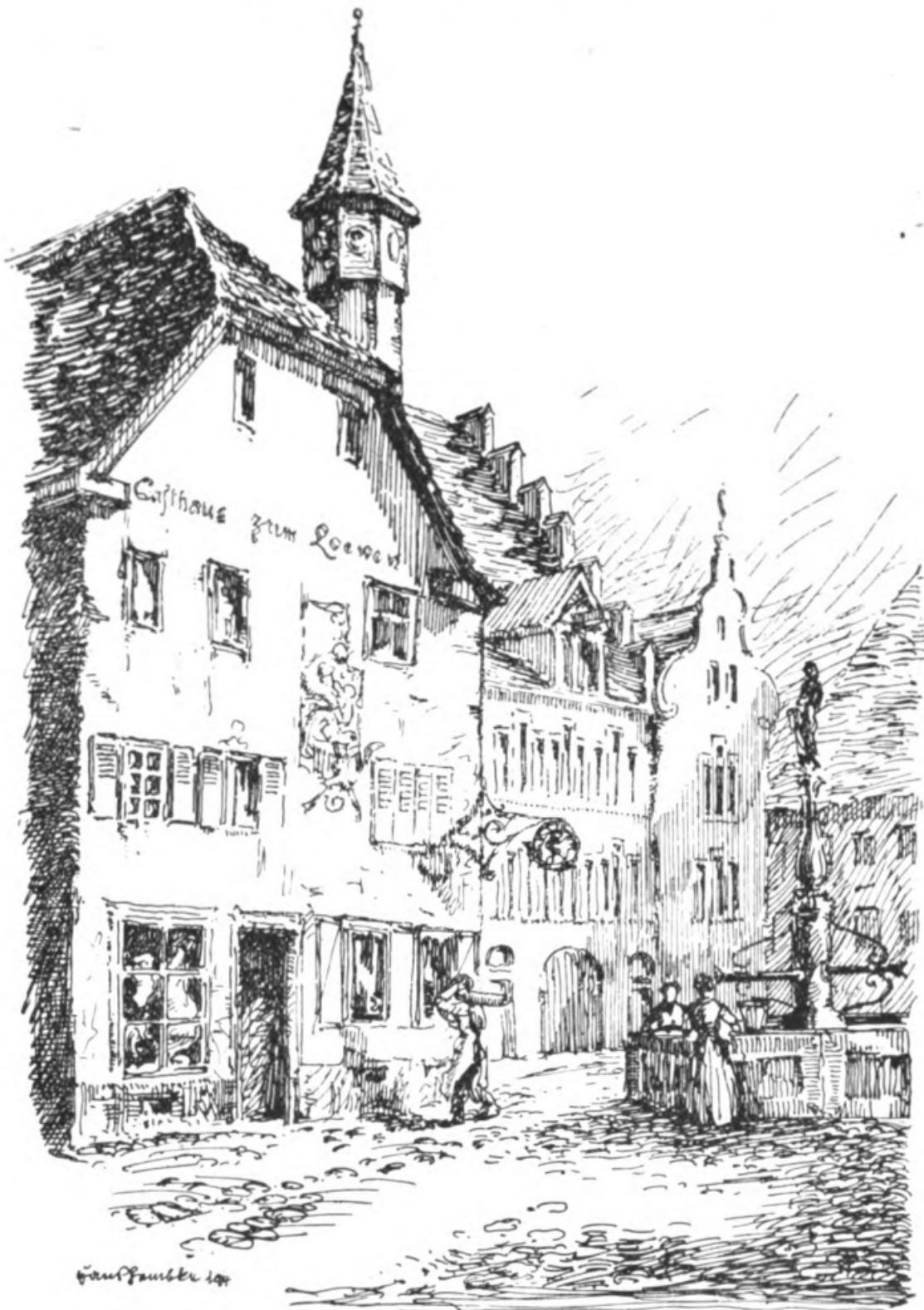
Wenn man die Marktstätte dieses Amtsstädtchens im Markgräfler Lande betritt, so fällt der „Löwe“ unter den Gebäuden, die diesen malerischen Platz umgeben, außer dem Rathaus sofort an der Westseite auf als ein stattliches, dreistöckiges Haus von altertümlichem Aussehen. Es trägt auf seiner Giebelwand, wie auch auf seiner an dem Marktplatz gelegenen Längsseite die Aufschrift „Gasthaus zum Löwen“. Anheimelnde Räume und freundliche Wirtsleute empfangen den Wanderer, der hier einkehrt. Der „Löwe“ ist aber eine Wirtschaft, in der man nicht allein nur wegen des Essens und vorzüglichen Weines gerne rastet; uns fesselt vielmehr die Vergangenheit dieser Herberge. Begebenheiten und Gestalten aus Geschichte, Sage und Poesie steigen hier aus „Dunst und Nebel“ auf; vom „Zauberhauch“ ist ihr Zug umwittert.

Zwar wird der „Löwe“ in Staufen, das früher den aus Dienstmannen und Marschalken aus dem Gefolge der Herzöge von Zähringen hervorgegangenen, Ende des 15. Jahrhunderts in den Freiherrnstand erhobenen Herren von Staufen gehörte, mit Namen urkundlich nicht früher als im Jahre 1620 genannt. Es besteht aber kein Zweifel, dass das Gasthaus viel älter ist: Schon 1407 verpfändete der Wirt Simon Symon sein Haus „gegenüber der Trinkstube“ in Staufen für 30 Gulden dem Bürger Simon Nagel dort. Diese Trinkstube war in früheren Jahrhunderten der Versammlungsort der besseren Bürgerschaft im „Stubenhaus“, das ursprünglich unmittelbar am Marktplatz gelegen, im 17. und 18. Jahrhundert durch vorgebaute Häuser ein Hinterhaus, jetzt ein Hof des Blechners Emil Haas, wurde. Zweifellos war das einem „Wirt“ gehörende Haus gegenüber davon der jetzige „Löwe“. — Infolge der Übertragung der erwähnten Forderung bald darauf an das Benediktinerkloster St. Trudpert im benachbarten Münsterthal kam das Haus später an diesen Orden, der das Grundstück wol notgedrungen übernehmen musste. 1436 wurde die Liegenschaft an den Seiler und Bürger Hans Heid in Staufen verkauft.

Für das Bestehen des „Löwen“ in Staufen an der Stelle, wo er jetzt steht, und mit dem Aussehen, das er noch zeigt, schon um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts spricht vor allem eine Reihe baulicher Merkmale daran, wie die noch vorhandenen gotischen Leibungen an den Seitenpfosten eines Fensters im zweiten Stock, die große Ähnlichkeit mit den inneren Fensterflächen an dem noch spätgotischen Rathause aus dem Jahr 1546 schräg gegenüber aufweisen; es kommen ferner für das hohe Alter des „Löwen“ in Betracht: die im ersten und zweiten Stockwerk ebenso wie im Rathaus von je einer runden Holzsäule in der Mitte getragenen saalartigen Räume und die Aufdeckung eines vierfachen Fußbodens übereinander gelegentlich eines Umbaues in neuerer Zeit.

Leider sind viele aus früheren Zeiten herrührende Erinnerungen im „Löwen“ in Staufen nicht alle mehr vorhanden, wie ein aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammender stattlicher Ofen in einem Zimmer im dritten Stock und einige noch bis in die 60<sup>er</sup> Jahre des vergangenen Jahrhunderts vorhandene Möbel: ein Tisch und mehrere Stühle mit geschnitzten Bocksbeinen aus alten Zeiten. — Dagegen schmücken einen Fenstersturz im zweiten Stock eine Inschrift „16) 85 8“ und das Haus seit 1909 wieder





**Das Gasthaus zum „Löwen“ in Staufen,  
die Stätte des Untergangs des geschichtlichen Faust.**  
Nach einer Zeichnung von Hans Lembke in Freiburg i. B.

der Jahrzehnte lang auf dem Speicher gelegene, aus dem 18. Jahrhundert stammende Wirtschaftsschild mit einem vergoldeten Löwen und einem neuergänzten Hirsch, dem Wappentiere der Abtei St. Blasien, zum Zeichen, dass hier das Absteigequartier für die Mitglieder dieses Klosters war, an das Staufen samt dem benachbarten Kirchhofen 1738 verkauft worden war.

Jedenfalls lässt das ehrwürdige Äußere des Gasthauses zum „Löwen“ in Staufen mit seinem hohen und breiten, an der Giebelseite ähnlich wie an einem Schwarzwaldhaus sich herabsenkenden Dach, mit seinen kleinen, wie erwähnt, noch gotischen Fenstern und niedrigen Stockwerken, mit seinen dicken Mauern und düstern Speichern diese Stätte sicher als ein Anwesen schon aus dem Ende des Mittelalters erscheinen.

Vom rechtsgeschichtlichen Standpunkt spricht auch für das Alter des „Löwen“ seine auf Jahrhunderte zurück verfolgbare, aus unvordenklicher Zeit herrührende Schildgerechtigkeit; sie beruhte auf der heute mit dem Gasthaus verbundenen Realgerechtigkeit, wonach das Recht zum Betrieb der Wirtschaft nicht — wie bei den Buschwirtschaften — einem bestimmten Wirt als Personalkonzession verliehen wurde, sondern an ein gewisses Grundstück und seinen Besitz geknüpft war.

Wichtiger aber als diese bau- und rechtshistorischen Anzeichen erscheint für eine lange Vergangenheit des „Löwen“ eine Anzahl von Sagen, die den Marktplatz und vor allem den „Löwen“ selbst umranken; sie stammen alle aus uralten Zeiten, wie die Erzählung von der Wiederbevölkerung Staufens nach einer schweren Pestseuche 1646, die an den Marktplatz angeknüpft ist, und die Kunde, wonach ein Jude Aaron Levi aus dem benachbarten Sulzburg einen großen Brand in Staufen 1551 durch seine Kunst gestillt habe, wobei die Ähnlichkeit des Klanges der Worte „Levi“ und „Löwe“ auffällt. Hier kommen jedoch vor allem in Betracht die etwa ein Jahrzehnt noch älteren Volksüberlieferungen in Staufen, die sich zugleich mit einer der wichtigsten und merkwürdigsten Gestalten der Sage überhaupt im Zusammenhang mit dem „Löwen“ dort beschäftigen, mit Faust.<sup>1</sup>

Der geschichtliche Faust durchzog einst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts fast ganz Deutschland als Zauberer, Wahrsager, Sterndeuter, Alchimist, Wunderdoktor und Totenbeschwörer; der Sage nach ist er der letzte große Ausläufer des Glaubens an die Erreichbarkeit überirdischer Natur- und Gotteskräfte um den Preis des Heiles „Drüben“ durch Verschreibung seiner Seele an den Teufel.

Zwar ist nicht überliefert, genau wann Faust sich nach vielen Streichen offenbar von Basel her nach Staufen wandte. Es wird auch nicht berichtet, was Faust am Ende seines abenteuerlichen

<sup>1</sup> Eine Arbeit über die Sagen vom Faust in Staufen folgt später.



Lebens veranlasste, sich nach Staufen zu begeben. Offenbar hatte er sich vorher in Mittel-, Südost- und Nordwestdeutschland unmöglich gemacht, und wurde er mehrfach strafrechtlich verfolgt. Die südwestliche Ecke Deutschlands und der Breisgau waren aber damals eine Gegend, die eine Menge ehr- und besitzlose Leute anlockte, die als Landfahrer und Abenteurer die Ortschaften durchzogen und dort eine grosse Freiheit genossen. Vor allem aber zog wahrscheinlich der jüngere Bruder des Herrn von Staufen Johann Ludwigs damals, Freiherr Anton, der ihm 1546—66 in der Herrschaft folgte, Faust dorthin. Gewiss lenkte Faust gerne seine Schritte nach Staufen, da er es immer liebte, mit bedeutenden Leuten weltlichen und geistlichen Standes und hochgestellten Herren in Beziehung zu treten. Abgesehen von der Ausbeutung des damals in allen Kreisen weitverbreiteten Aberglaubens, wofür sich u. a. namentlich aus der Reihe der Meister der Wissenschaft an der benachbarten Hochschule Freiburg erstaunliche Beispiele anführen ließen, haben wol alchimistische Versuche, jene auf Veredelung der Metalle in Silber und Gold gerichteten Kunst, der auch höchstwahrscheinlich Anton von Staufen zugetan war, und schatzgräberische Hoffnungen beide zusammengeführt. Gewiss war Anton von Staufen der Verbesserung seiner Finanzen bedürftig nach dem Bauernkriege, der unter Führung des Jörg Müller aus Staufen gerade dort heftig gewütet hatte und infolge des Eingehens der Jahrhunderte lang vorher mit Erfolg betriebenen Silberbergwerke im Münsterthal. — Es wird auch nirgends überliefert, was Faust im einzelnen trieb. Doch steht nichts im Wege anzunehmen, dass er, der nach Art der fahrenden Scholasten und unter dem wahrscheinlich falschen Titel „Doctor“ und „Magister“ herumgezogen war, in der gleichen Weise wie überall vorher auch dort auftrat, seine oben aufgezählten Künste ausübte und das Prahlerische seines Wesens an den Tag legte.

Um so zahlreicher und ausführlicher sind dagegen die zeitgenössischen, übrigens alle von übernatürlichen Zügen bereits durchflochtenen Schilderungen vom Tode Fausts, Beweise für das rasche Aufkommen der Sage von ihm.

Über die Art des Unterganges Fausts lauten die Berichte damals zum Teil aus der Feder solcher, die mit dem Erzzauberer und Schwarzkünstler persönlich in Berührung gekommen waren, ähnlich wie über das Ende des schwarzen Berthold, des Erfinders

des Schießpulvers in Freiburg, ziemlich schauerlich, zumal mit Rücksicht auf die seiner Zeit verbreitete Ansicht, dass die Seelen solcher Menschen, die sie, wie Faust, zur Erlangung sonst unerreicherer Kenntnisse und Genüsse in Überschreitung der dabei dem Menschen gezogenen Grenzen kraft der dem deutschen Recht eigenen Selbstmunt dem Teufel verschrieben haben, ihm unrettbar verfallen sind.

So weiß der zur Reformation übergetretene Pfarrer Johann Gast aus Breisach in Basel — beide Orte liegen unfern von Staufen — einer der mehreren Schriftsteller dort, die über Faust berichten, in seinen „*Sermones convivales*“ 1541 in lateinischer Sprache zu erzählen: Der Teufel habe Faust erstickt und seine Leiche sei ständig mit dem Gesicht zur Erde gerichtet gewesen, trotzdem man sie fünfmal auf den Rücken gelegt habe.

Breiter und schrecklicher ist die Schilderung vom Tode Fausts bei Johannes Manlius, der als Schüler seine Berichte aus dem Munde seines Lehrers Melanchthon, des Landsmannes Fausts, geschöpft haben will, in seinen in Basel 1563 erschienenen „*Locorum communium collectanea*“: „*Ante paucos annos idem Joannes Faustus, postremo die sedit admodum moestus in quodam pago ducatus Vuirtembergensis. Hospes ipsum alloquitur, cur moestus esset praeter morem et consuetudinem (erat allioqui turpissimus nebulo, inquinatissimae vitae, ita ut semel atque iterum pene interfectus sit propter libidines) ibi dixit hospiti in illo pago: Ne perterrefias hac nocte. Media in nocte domus quassata est. Mane cum Faustus non surgeret, et iam esset fere meridies, hospes adhibitis aliis, ingressus est in eius conclave, invenitque eum iacentem prope lectum inversa facie, sic a diabolo interfectus.*“

Diese Erzählung wurde dann das Vorbild für alle andern, die sich mit Vorliebe mit dem tieftragischen Ende Fausts in eingehender Weise mit allerlei Ausschmückungen beschäftigen, und in teilweiser Abhängigkeit davon und unter sich stehen, z. B. bei dem herzoglich klevischen Hofarzt Johann Weyer aus Grave in Nordbrabant, einem Schüler Agrippas von Nettesheim in seinem „*De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis*“, Basel 1568, bei dem Pfarrer Andreas Hondorf in Droissig in seinem „*Promptuarium exemplorum*“ Frankfurt 1572, bei dem Nürnberger Juristen und Ratsherrn Philipp Camerarius, einem Sohn des Melanchthonbiographen Joachim Camerarius, der auch schon über



Faust berichtet, in seinen „Operae horarum succisivarum“, Frankfurt 1602 und endlich bei dem Heidelberger, unter dem Pseudonym Augustin Lerchheimer schreibenden Mathematikprofessor Hermann Witekind, auch einem Schüler Melanchthons, in seinen „Christlich Bedenken und Erinnerung von Zauberei“ 3. Auflage, Speyer 1597.

Des verhältnismässig schlichtesten, aber auch von Sage nicht freien Berichtes bei der Wiedergabe des Endes Fausts befließigt sich die Zimmernsche Chronik aus den Jahren 1564—66, die die Grafen Wilhelm Werner und seinen Neffen Froben Christoph von Zimmern bei Rottweil im württembergischen Schwarzwald zu Verfassern hat. An zwei Stellen, auf Seite 942 und 1291 der unter Nr. 580<sup>b</sup> in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen aufbewahrten Handschrift heißt es: Der „bösgaist“ (Teufel) habe Faust „umb (ge)bracht“.

Das Sagenhafte übrigens in allen diesen Berichten vom Tode Fausts dürften m. E. keineswegs die aufgezählten Schriftsteller erst selbst gebildet, sondern aus Staufen geschöpft haben, indem sie eine darüber in Staufen damals bereits vorhandene phantastische Volksüberlieferung erzählen; es scheint mit anderen Worten, dass Staufen als die Hauptheimat nicht nur des oberrheinischen Sagenkreises, sondern überhaupt der Sagen vom Faust anzusehen ist. Welcher Unterschied nebenbei zwischen diesen grausen-erregenden zeitgenössischen Nachrichten von dem „ellenglichen“ Ende Fausts und der dichterischen Verklärung und poetischen Erlösung Fausts in seinem „hohen Streben“ später durch Goethe!

In sachlicher Beziehung ist dagegen zu betonen, dass das Gasthaus zum „Löwen“ sehr gut zum Untergang Fausts passt: schon bei Manlius und Lerchheimer ebenso wie in den Volksbüchern vom Faust, die — wie sich ergeben wird — mehr Geschichtliches als man bisher annahm, enthalten, verbringt Faust seine letzten Stunden in einem Wirtshause; der feurige „Schlossberger“ in Staufen dürfte auch ganz der Neigung des historischen Faust zu einem „epikurischen“ Leben in Schenken und Kellern, sowie zum Alkohol überhaupt entsprochen haben. Zwar ist der Name des „wierts“ des „Löwen“ in Staufen zur Zeit des Todes Fausts nicht mehr feststellbar; doch sei betont, dass damals ein Max Nagel, dessen Familienname schon 1407 in Verbindung mit dem Gasthause vorkommt, Statthalter in Staufen war.

Was den Ort betrifft, wo der Tod Faust erreichte, so nennen die meisten Quellen keinen und Manlius ein „gewisses Dorf

im Herzogtum Württemberg“; nur die Zimmernsche Chronik macht eine bestimmte Angabe; sie schreibt übereinstimmend an den beiden angegebenen Stellen, dass Faust „zu oder doch nit weit von Staufen, dem stetlin im Preisgew“ geendet habe. Die Ortsangabe des Manlius ist leicht auf eine Verwechslung mit dem Bretten, der Heimat Melanchthons und auch Ansbach, der Geburtsstadt des Manlius viel näher gelegenen und weit bekannteren, fast gleichnamigen Orte am Fuß der Stammburg des in der Geschichte des Mittelalters so glänzend hervorgetretenen Kaisergeschlechtes der Hohenstaufen zurückzuführen; auch erklärt sich der Zusatz „Württemberg“ vielleicht dadurch, dass die damals gleichbedeutende Bezeichnung „Schwaben“ auch auf die alte Alemannia und namentlich den Breisgau ausgedehnt wurde. Die Nachricht der Zimmernschen Chronik verdient schon in Anbetracht der nahen Beziehungen der Verfasser der Chronik zum Breisgau und zu Staufen vollen Glauben; denn wie ich in meiner Abhandlung „Staufen, die Quelle der Berichte der Zimmernschen Chronik und der Volksbücher von Faust“<sup>2</sup> nachgewiesen habe, waren Wilhelm Werner von Zimmern 1504—09 und sein jüngerer Bruder Gottfried 1533 ebenso wie auch der Sohn ihres Neffen Froben Christoph, Wilhelm, 1560 an der Hochschule in Freiburg i. B. immatrikuliert; von ihnen studierte Gottfried mit dem Gönner Fausts, Anton von Staufen und Wilhelm mit seinem Sohne Georg Leo von Staufen zu gleicher Zeit. Außerdem hatten, wie ich in meiner weiteren Arbeit „Die Gestalten in dem ältesten Volksbuche vom Faust und ihre Beziehungen zu Staufen im Breisgau“<sup>3</sup> dargetan habe, Wilhelm Werner von Zimmern während seiner Tätigkeit als Mitglied des Reichskammergerichts in Speyer (1529—54) lebhaften Verkehr dort mit den Großprieoren der Johanniter, Johann von Hattstein (1512—46) und Georg Schilling von Canstatt (1546—54), aus dem Staufen benachbarten Heitersheim. Die Mitteilung der Zimmernschen Chronik wird aber zur historischen Gewissheit erhoben durch die zwar von ihren Verfassern nicht betonten, aber in einer meiner Arbeiten aufgedeckten nahen verwandtschaftlichen Bande zwischen den Herren von Staufen und den Herren von Zimmern; es war nämlich die Mutter Antons von Staufen, Agnes, eine

<sup>2</sup> Zeitschrift des Breisgau-Vereins Schauinsland in Freiburg i. Br., 40. Jahrlauf, 1. Heft, S. 33—42.

<sup>3</sup> Dieselbe, 41. Jahrlauf, 1. Heft, S. 37—56.



geborene Gräfin von Lupfen, die Schwester Katharinas von Lupfen, der ersten, frühverstorbenen Gemahlin des Chronisten Wilhelm Werner von Zimmern. Auch war, wie ich in meiner Abhandlung „Die Gestalten in dem Faustbuche Widmans und ihre Beziehungen zu Staufen im Breisgau“<sup>4</sup> hervorheben werde, die Tochter Froben Christophs von Zimmern, Eleonora, seit 1573 mit dem kaiserlichen Feldobersten und Staatsmanne Lazarus von Schwendi in dem Staufen gegenüber, nach dem Hexental zu liegenden Dorfe Kirchhofen verheiratet.

Mit Hilfe der Zimmernschen Chronik ist auch mangels genauer Angabe darüber bei ihr und in den übrigen Quellen die Todeszeit Fausts etwa in das Jahr 1539 zu setzen.

Nach Leonhard Thurneiser aus Basel in seinem „Bedenken, was er von Exorcistery halte“, Frankfurt 1586, scheint übrigens Faust in ziemlich dürftigen Verhältnissen gestorben zu sein.

Noch heute ist Staufen die Heimat alter Sagen, die sich meistens mit nur wenigen Abweichungen von den wiedergegebenen Schilderungen vom Tode des weitberühmten Schwarzkünstlers und wunderbarlichen Nigromanta beschäftigen und zum größten Teil mit dem Gasthaus zum „Löwen“ verknüpft sind. Einiges davon suchte der † Vorstand des Breisgau-Vereins Schauinsland, Oberstleutnant a. D., Constantin Geres in Freiburg i. B. in der Zeitschrift dieses Vereins, 9. Jahrgang 1882, S. 6 f. mit eigenen Zutaten und poetischem Beiwerk aufzuzeichnen. Sein Sagenbericht wurde dann in das „Badische Sagenbuch“ 1889 Bd. II. S. 238 f. von J. Waibel und H. Flamm aufgenommen. Das Hervorspringendste bei den heutigen Faustsagen in Staufen ist, dass danach Faust im Tode der Hals herumgedreht wurde, offenbar als vergeltungsweise Strafe, wie sie auch Dante im vierten Unheilsgrunde des achten Höllenkreises den Wahrsagern und Zauberern widerfahren lässt für ihr Schauen in die Zukunft und Weissagen

Nach allem ist unbedenklich anzunehmen, dass der geschichtliche Faust in Staufen, und zwar im „Löwen“ dort gewohnt und als „alter Mann“ auf geheimnisvolle Weise sein Leben beschlossen hat. Allem Anschein nach endete er als Opfer entweder einer Explosion bei alchimistischen Versuchen während nächtlicher Arbeit, oder eines Mordes infolge Erwürgens durch jemanden, der in Besitz seiner Geheimnisse

<sup>4</sup> Zeitschrift des Breisgau-Vereins Schauinsland in Freiburg i. Br., 41. Jahrgang, 2. Heft, S. 73—92.

als Zauberer oder Alchimist gelangen wollte, oder eines Selbstmordes mittelst einer zu jener Zeit gerade aufkommenden Handfeuerwaffe.

Von sichtbaren Erinnerungen an Faust selbst, namentlich auch von dem nach der Zimmernschen Chronik aus Büchern bestehendem Nachlass, die „dem Herren von Staufen“, sei es im Wege der letztwilligen Verfügung oder des Heimfallrechtes „zu Handen worden“ und von dem in den Volksbüchern mit Recht wol erwähnten Aufzeichnungen von seiner Hand ist nichts mehr erhalten, ebensowenig wie von einem Grabe Fausts in Staufen. Denn schon 1568 wurde der Kirchhof dort vor die Stadt verlegt; bereits 1602 starb das Geschlecht der Herren von Staufen aus, infolgedessen ihre Burg bald durch Verfall zur Ruine wurde. Nicht zu vergessen sind auch die vielen schweren Schicksale, Kriegsläufe, Brände und Seuchen, die über das Städtchen Staufen und seine Einwohner während des 30-jährigen Krieges und namentlich unter Ludwig XIV. im holländischen Raubkriege 1676 f. und im pfälzischen Erbschaftskriege 1688 f. ergingen, von denen auch gewiss der „Löwen“ am Marktplatz nicht verschont blieb.

Dagegen mögen einige noch wahrnehmbare Zeichen in Staufen erwähnt werden, die dort aus Fausts Zeiten herrühren: die am untern Schloss, jetzt Großh. Bezirksamt, das einst der Witwe Antons, Anna Wandelberta, geb. Gräfin von Hohenlohe und der Witwe seines Sohnes Georg Leo, Margaretha, geb. Truchsessin von Waldburg als Witwensitz diente, angebrachte Inschrift:

(An) thoni freyherr zu	}	und seine ehe (frau)
(Sto) uffen here zu		
Castelburg		

Es gehören ferner dahin: das hübsche Ehwappen des Faustfreundes und seiner Gemahlin neben dem Eingang dieses Gebäudes<sup>5</sup>, sowie einige auf der Burg zu Staufen gefundenen Ofenkacheln mit römischen Götterbildern, deren Namen in der Astrologie zur Bezeichnung von Planeten und in der Alchimie zur Benennung von Metallen dienten, und mit eigentümlichen Reliefverzierungen zum Teil mit Jahreszahlen, wie 1525 und 1566. Auch ist an der Burg in Staufen an der Nordostecke eine flach in den Stein

<sup>5</sup> Das Ehwappen an einer Gartenmauer hinter dem Grossh. Bezirksamt ist das des Sohnes Antons, Georg Leo und seiner Gemahlin Margaretha, Truchsessin von Waldburg.



gemeiselte, jetzt stark verwitterte Teufelsfratze angebracht und befindet sich jetzt am Aufgang zur Ruine, früher wahrscheinlich daran selbst eingemauert ein merkwürdiger, einen aufgesperrten Höllenrachen darstellender Türsturz. Endlich stammt aus der Zeit des Beschützers Fausts das schon im ersten Regierungsjahr Antons von Staufen 1546 begonnene Rathaus, in das später seine Enkelin Justina, die älteste Erbtochter ihres Geschlechts und ihr Gemahl, der Präsident beim Reichskammergericht in Speyer, Berthold Freiherr von Königsegg-Aulendorf, im Jahr 1607 eine heute noch erhaltene Wappenscheibe zugleich mit Darstellungen vom Sieg der Feuer- über die Handwaffen stifteten.

Wichtiger aber als alle diese Überbleibsel aus Fausts Zeiten in Staufen sind die ersten schriftstellerischen Erzeugnisse, die ältesten Volksbücher aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, die den Fauststoff dichterisch bearbeitet haben, und die, wie ich in meiner bereits erwähnten Abhandlung „Die Quelle der Berichte der Zimmernschen Chronik und der Volksbücher vom Faust“ nachgewiesen habe, ihrem geistigen Ursprung nach alle auf Staufen mit seinem Gasthaus zum „Löwen“ und auf den Freiherrn Anton und seine Sippe dort zurückzuführen sind, zudem alle in den Faustbüchern mit Namen bezeichneten oder sonst erkennbaren Gestalten ausnahmslos verwandschaftliche oder doch persönliche Beziehungen zu den Herren von Staufen und ihrem Verwandtschaftskreis aufweisen. Staufen ist aber damit zugleich die Ausgangsstelle und der „Löwe“ der Mittelpunkt davon für alle späteren unzähligen Geschichten, Dichtungen und namentlich Bühnenstücke über Faust, an deren Spitze das größte Werk der deutschen Dichtkunst und das gewaltigste Drama der Weltliteratur steht: Goethes „Faust“.

Zwar sind aus den folgenden, wie bereits erwähnt, schicksalschweren Zeiten des 17. Jahrhunderts über Staufen, in denen die meisten Urkunden vernichtet wurden und verloren gingen, keine mit dem Gasthaus zum „Löwen“ verknüpften Ereignisse überliefert; jedenfalls überstand es alle diese Zeitläufte. Auch ist aus jenen Jahren von der Faustsage dort in Chroniken oder Büchern nirgends die Rede. Im Einzelnen ist nur soviel bekannt, dass nach dem 30jährigen Kriege die Wirte zum „Löwen“ gegen Entrichtung von 6 Batzen an die Gemeindegasse Hochzeiten in der gegenüberliegenden Trinkstube abhalten durften. Als Namen von Eigentümern werden — nachdem, wie hervorgehoben, 1620

zum ersten Male die Bezeichnung „Löwe“ vorkommt — genannt: 1653 die Kinder des † Adam Meyer, 1661—87 Hans Michael Brunner und 1687 sein Schwiegersohn Hans Jörg Wüst.

Dagegen laufen die Quellen über den „Löwen“ in Staufen seit dem 18. Jahrhundert, namentlich seit dessen Ende wieder etwas reichlicher. So sind weiter als Eigentümer in seinem Besitz: 1713—34 der Bürger und Gutleuthauspfleger Michael Ziegler, 1750 Ulrich Gallus; im Januar 1756 verkauft Antoni Frantz den Gasthof an den Wirt Martin Müller aus dem benachbarten Ehrenstetten und 1790 übernahm ihn zweifellos dessen Sohn Joseph Müller anscheinend mit Antretung des Bürgerrechts.

Allerdings ist Goethe, der — wie sich noch ergeben wird — unbewusst mittelbar den Stoff zu seiner Faustdichtung aus Staufen schöpfte, und der sich bereits seit 1773 mit dem Gedanken einer Fausttragödie trug und schon 1774 mit ihrer Bearbeitung angefangen hatte, auf seinen beiden Reisen in die Schweiz 1775 und 1779, wo er jedesmal von Emmendingen, dem Wohnorte seiner Schwester, her auf der Fahrt nach Basel durch das benachbarte Krozingen, dicht an Staufen vorbeikam, dort nirgends angekehrt. Gewiss hätte der Dichterkönig, wenn die Faustsage in Staufen damals irgendwie erwähnt oder zu seiner Kenntnis gelangt wäre, dann im „Löwen“ Halt gemacht, wie er es auch nicht versäumte, auf seiner italienischen Reise dem Vorbild zu seinem „Grosskophtha“, dem Geisterbeschwörer und Wunderdoktor Cagliostro in Palermo nachzuspüren. Zweifellos ist aber die Sage vom Faust immer an den „Löwen“ in Staufen geknüpft gewesen; ohne ihn wäre sie wahrscheinlich überhaupt nicht bis in die Neuzeit von solchem Bestand geblieben. Jedenfalls ist sie im Munde der 1797 im „Löwen“ als Tochter des Joseph Müller auf die Welt gekommene Barbara zu verfolgen. Es ist aber nicht anzunehmen, dass sie die Kunde von Faust erfunden, sondern unbedingt als Urschatz aus früheren Zeiten ererbt hat. Unter dem Einfluss der Romantik ist dann sicher dieser Stoff, wenn auch hauptsächlich nur im Kreise der Besitzer des „Löwen“ und der ihm benachbarten oder dort beschäftigten Personen wieder mehr erörtert werden, wenn sich auch aus jener Zeit keine schriftlichen Zeugnisse darüber oder Erzählungen in Büchern bei Gelehrten, Sagensammlern oder Dichtern, selbst nicht z. B. bei Johann Georg Jacobi oder Heinrich Schreiber usw. in dem benachbarten Freiburg finden. Der Grund dafür ist vielleicht auf ge-



schäftliche Gründe der Eigentümer des „Löwen“ zurückzuführen. Wird doch im übrigen Staufens als Todesort des geschichtlichen Faust nicht einmal von den zahlreichen gelehrten Benützern der Handschrift der Zimmernschen Chronik gedacht, und dauerte es doch nach ihrer Veröffentlichung im Druck im Jahre 1869 durch K. A. Barack noch lange genug, bis die Forschung darauf aufmerksam wurde. Soviel ist auf alle Fälle gewiss, dass die Zimmernsche Chronik das Aufkommen der Faustsage in Staufen und im „Löwen“ nicht im geringsten veranlasst hat. Denn, wie mir die kürzlich verstorbene Jungfer Rosa Duttle (geb. 1824), früher Kellnerin im „Löwen“, aufs glaubhafteste versicherte, erzählte Barbara Müller schon lange vor der badischen Revolution 1848, dass „der Teufel dem Faust in ihrem „Löwen“ unter näherer Bezeichnung der noch zu beschreibenden Stelle den Hals herumgedreht, und dass das Gesicht im Tode nach rückwärts geschaut habe.“

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts befindet sich, wie schon angedeutet, der „Löwe“ im Eigentum der Familie Müller. Aus ihr heiratete die auch bereits genannte Tochter Barbara etwa um das Jahr 1820 den aus Urloffen bei Offenburg gebürtigen Joseph Glück, nachdem er am 22. November 1819 das Bürgerrecht in Staufen durch Aufnahme erworben hatte. Sein Name hat übrigens eine merkwürdige Sinnesverwandschaft mit dem Faustus, wenn man nämlich annimmt, dass der wahrscheinlich latinisierte Name des Zauberers und Wahrsagers, den er sich vielleicht selbst beigelegt hat, soviel wie „voll Glück“ (von FAV-eo) besagt wegen der für einen Propheten günstigen Vorbedeutung.

Nach anfänglich ruhigen Zeiten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brach auch über Staufen und den „Löwen“ dort der Sturm der badischen Revolution, und zwar heftiger als vielfach an anderen Orten des badischen Oberlandes los. Nach Niederdrückung des ersten Aufstandes in Baden, war nämlich der „Bürger“ Gustav Struve im September 1848 aus der Schweiz zum wiederholten Kampf gekommen. Nachdem er in Staufen eingezogen war, glaubte er die Stadt mit seinen Scharen den badischen Truppen: dem 1. Bataillon des Leib-Infanterie-Regiments, einer Schwadron Dragoner und zwei Haubitzen gegenüber unter Führung des Generals Hoffmann streitig machen zu müssen. Bei der Einnahme der Stadt durch die badischen Truppen am 24. September 1848 ereignete sich mittags während des etwa 1/4 Stunde dauernden Kampfes auf dem Marktplatz gegen die Aufständischen, die sich

hinter die Häuser und den „Löwen“ geflüchtet hatten, ein Unglück mit einer unverschuldeten Tragik, dessen Ausgang an das Ende Fausts vor drei Jahrhunderten an derselben Stelle gemahnt: der völlig am Kampf unbeteiligte Wirt Joseph Glück sank plötzlich in der Mitte der unteren Wirtsstube um; eine Kugel eines badischen Soldaten auf dem Marktplatz, der ihn für einen Freischärler gehalten hatte, war ihm in den Hals gedrungen und hatte dem Unschuldigen das Leben gekostet, ein Schicksal, das damals mehrere Einwohner in Staufen mit dem braven Löwenwirt völlig unverdient teilten.

Erfreulicherweise genoss darauf sein 1829 im „Löwen“ geborener Sohn Konstantin Glück, der nach Antritt des Bürgerrechts die 1831 in Wasenweiler bei Breisach geborene Agathe, geb. Maier ehelichte, wieder friedlichere Jahre auf dem allgemein beliebten Gasthof. Von ihren vier Kindern wurde der Sohn, Joseph Glück (geb. 1858), Konditor in Offenburg, während von den Töchtern die älteste, Anna (geb. 1854), den Lazarettverwaltungsinspektor Johann Baptist Rudmann in Mannheim, später in Konstanz, die zweite, Henriette (geb. 1855), einen später nach Amerika ausgewanderten Ziegeleibesitzer Josef Ams in Staufen und die jüngste, Marie (geb. 1868), den Buchbindermeister Friedrich Wallraff in Staufen heirateten. Allen drei Töchtern, von denen die beiden ersten als Witwen in Staufen leben und sämtlich nahe bei dem „Löwen“ wohnen, ist die Faustsage dort aus ihren Kinderjahren wol bekannt; übereinstimmend bezeichnen sie das Zimmer Nr. 5 im dritten Stock des elterlichen „Löwen“ als die Stätte des schauerlichen Endes Fausts. Als Kinder schon fürchteten sie sich namentlich nachts vor dem Raum, der mit dem vierten Fenster von der Ecke her an der Längsseite des Hauses gegen den Marktplatz zu gelegen ist; er ist ein schlichtes, einfenstriges Zimmer von 5,20 m Länge, 2,80 m Breite und 2,85 m Höhe; heute dient es zur Aufnahme von Gästen.

Mitte der 60er Jahre wohnte eine kleine Schauspielertruppe im „Löwen“ und führte darin im obern Saale unter lebhaftem Beifall ein nicht mehr feststellbares Bühnenstück vom „Faust“ auf.

Im Jahre 1882 erschien dann zum ersten Male gedruckt in der Zeitschrift „Schauinsland“ die bereits erwähnte Faustsage von C. Geres mit der Überschrift „Wie der Doctor Fauste zu Staufen vom Teufel geholet ward“.

Nach fast 60jährigem Besitz in der Familie Glück, von der zuletzt nach dem Tode ihres Mannes 1882 die Witwe Agathe



Glück den „Löwen“ bewirtschaftete, ging dann 1885 das Eigentum daran durch Verkauf auf den Metzger Karl Seiler in Staufen über, dessen Eltern bereits eine Kranzwirtschaft in Staufen betrieben hatten; der Kaufpreis betrug 14600 M. Zu der Wirtschaft wurde damals eine Metzgerei eingerichtet und anstelle des Toreinganges an der Giebelseite ein Verkaufsraum für die Fleisch- und Wurstwaren und eine Küche dahinter eingebaut. Das Äußere des „Löwen“ erlitt dadurch keine Veränderung, wie ein Vergleich mit einem Steindruck des Lithographen Joseph Dietz von dem Hause aus dem Jahre 1885 und mit einer Photographie im Besitz der Frau Rudmann aus der Mitte der 80er Jahre ergibt. — Anfangs Februar 1886 suchte am gleichen Tag zweimal ein Brand den Speicher des „Löwen“ heim; die Ursache waren Funken aus einem benachbarten Kamin; die Spuren davon sind heute noch an der Schwärze des zweistöckigen Dachraumes erkennbar. Eine genaue Feuerschau darauf suchte der Wiederholung ähnlicher Unfälle vorzubeugen.

Im Jahre 1895 war der „Löwen“ in Staufen der Gegenstand dreimaliger Eigentumsveränderungen: am 15. Januar 1895 erwarb ihn Bierbrauer Emil Mutter in Staufen für 30000 M., am 24. Juni Wirt Franz Karrer für 31500 M. und am 17. August der Metzger und Wirt Emil Decker aus Freiburg für 35000 M.

Im November 1900 zog dann der tüchtige Wirt und Metzgermeister Joseph Burget aus dem benachbarten Unterambringen bei Kirchhofen mit seiner wackern Ehefrau Marie, geb. Faller aus Niederrimsingen (Amt Breisach) als Eigentümer auf dem von Sage und Geschichte umrankten „Löwen“ auf. Auf Grund des Kaufvertrages vom 16. Oktober desselben Jahres geschah die Übernahme lastenfrei; der Kaufpreis betrug 43500 M. Unter völliger Aufrechterhaltung des alten Aussehens wurde alsbald das Gasthaus mit einem, der Kaufsumme fast gleichkommenden Aufwand an Kosten baulich in Stand gesetzt und dabei an der Längsseite im zweiten Stock ein über drei Fenster reichender Balkon angefügt. Gegenwärtig wird die Wirtschaft und die Metzgerei von den Eheleuten Burget mit ebensoviel Eifer wie Erfolg betrieben. Sie bemühen sich auch, die mit dem „Löwen“ verknüpfte Faustsage zu pflegen und zum Ausdruck zu bringen, ein Bestreben, das alle Unterstützung verdient. Außer geschmackvollen Ansichtspostkarten von der berühmten Fauststätte nach Photographien und künstlerischen Zeichnungen,

u. a. nach Entwürfen des Kunstmalers Hans Lembke aus Freiburg, widmet der Wirt des „Löwen“ seinen Freunden und Gästen ein kleines Druckheft über „Dr. Faust in Geschichte und Sage in Staufen im Breisgau“, dessen Text der Verfasser dieses Aufsatzes dem „Löwen“ als Geschenk verehrte. Dazu kommen seit neuester Zeit einige, auf Faust und die Sage über ihn bezügliche Bilder nach bedeutenden Originalen und Inschriftentafeln in der unteren Wirtsstube, alles Gaben von Freunden der „Historia von D. Johann Fausten“; unter ihnen verdient besonders der berühmte Faustbibliograph Karl Engel, zuletzt in Adlershof bei Berlin, hervorgehoben zu werden, der noch wenige Tage vor seinem Tode am 31. Januar 1913 mit eigenhändiger Widmung eine Wiederholung des Faustbildnisses von Jan Joris van Vliet schenkte. —

Auf Grund der zum Teil schon aufgeführten Faustforschungen des Verfassers dieser Arbeit, die Staufen und den „Löwen“ nicht bloß als den Todesort des geschichtlichen Faust, sondern auch als den Ausgangspunkt der ersten schriftstellerischen Bearbeitungen des Fauststoffes in Form der ältesten Volksbücher vom Faust nachweisen, tauchte dann im Herbst 1913 der Plan auf, die Stätte seines tragischen Endes und die Wiege eines so bedeutenden Zweiges der Literatur auch äußerlich zu kennzeichnen durch Gründung einer *F a u s t s t u b e* im Nebenzimmer des Erdgeschosses im „Löwen“. Der Raum soll dazu angetan sein, allen Verehrern von Sage und Dichtkunst einen einladenden und stimmungsvollen Aufenthalt zu gewähren. Um die Entwürfe dazu und die Wandmalereien darin, die Herr Kunstmaler Hans Lembke aus Freiburg i. B. kostenlos lieferte und größtenteils auch selbst herstellte, in vollendeter Weise jedoch zur Ausführung zu bringen, warb der Verfasser dieser Arbeit durch Vorträge und Erlassung eines Aufrufs um Spenden; erfreulicherweise fanden sich viele Freunde für die Sache, namentlich auch unter namhaften Faustforschern und -sammlern, die teilweise bedeutende Beiträge in Geld und Leistungen, z. B. Herr cand. med. Karl Merzweiler in Freiburg vier kunstvolle Wappenscheiben, Herr Kunstmaler Karl Bauer in München ein prächtiges Goethebild, Herr Kunsthändler Hans Schoof in Freiburg einen geschmackvollen Rahmen dazu, sowie Herr Hofglasmaler Eduard Stritt in Freiburg eine Anzahl alter Verglasungen für die Fauststube, stifteten. Am 20. Juni 1914 veranstaltete die Freiburger Freie Studentenschaft in Staufen ein überaus lebhaft besuchtes Faustfest im „Löwen“,



verbunden mit Aufführungen von Schwänken von Hans Sachs, deren Ertrag der Fauststube zugewiesen wurde, so dass ihre Einweihung hoffentlich mit Beendigung des Krieges, der unser Vaterland bedroht, unter zahlreicher Beteiligung der Stifter und Freunde erfolgen kann.

Aber schon früher wurde die Sage vom Faust am „Löwen“ in Staufen sichtbar zum Ausdruck gebracht. Im Jahre 1909 ließ der jetzige Wirt in Höhe des zweiten Stockwerkes die Giebelwand mit einem Bilde in lebensgroßen Figuren nach einer Zeichnung des Professors Fritz Geiges in Freiburg zu der genannten Veröffentlichung der Faustsage in der Zeitschrift „Schauinsland“ schmücken. Die Ausführung nahm Kunstmaler Franz Schilling in Freiburg vor; in bunten Ölfarben stellt es das Ende Fausts dar. Zur Erklärung steht darunter auf Anregung des um die Geschichte Staufens hochverdienten Herrn Rudolf Hugard, der auch mir zu dieser Arbeit liebenswürdigerweise viel Stoff zur Verfügung stellte, die in Anlehnung an den Wortlaut der Zimmernschen Chronik verfasste Aufschrift:

„Anno 1548<sup>6</sup>  
ist im Leuen zu Staufen  
**DOCTOR FAUSTUS**

so ein wunderbarlicher Nigromanta  
gewest, elendiglichen gestorben  
und es geht die Sage, der obersten Teufel  
einer, der Mefistoffel, den er in seinen  
Lebzeiten nur sein Schwager genannt,  
hab ihm, nachdem der Pact von 24 Jahren  
abgelaufen, das Genick  
abgebrochen und seine arme Seel' der  
ewigen Verdammnis überantwortet.“

<sup>6</sup> Richtiger 1539.



Wappen

Antons von Staufen, des Gönners Fausts, und seiner Gemahlin, Anna Wandelberta von Hohenlohe, am unteren Schloß, jetzt Großh. Bezirksamt in Staufen. (Aus dem „Schauinsland“)

# Über Sprache und Orthographie Fischarts.

Von Virgil Moser.

**I**n seinen „Grundlagen des Neuhochdeutschen Lautsystems“ (1890) macht K. v. Bahder die Bemerkung (S. 29), dass Fischart „seine Sprache selbst (im Titel des Bienenkorbs) als Fränkisches Hochdeutsch bezeichnet“ habe. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Anschauung allgemeine Verbreitung gefunden hat, doch dürfte ihr bei der hervorragenden Stellung, die Bahders Werk in der Geschichte des Neuhochdeutschen einnimmt, eine bedeutende Anhängerschaft zuteil geworden sein, jedenfalls scheint sie aber — wenigstens in der Fachliteratur — bisher unwidersprochen geblieben zu sein, weshalb es nicht unberechtigt sein wird, zuerst hieran einige Bemerkungen zu knüpfen.

Die Erstausgabe des „Bienenkorb“ (1579) gehört bekanntlich in die zweite Periode der Fischartschen Reformorthographie: sie zeigt also mit den vorausgehenden Werken regelmäßig anlautend pl-, pr- (statt bl-, br-) sonst aber b-, tr- für dr-, durchweg u statt des oberd. Diphthongs (û) und, eben mit der zweiten Epoche, Scheidung von ei: ey = Mhd.-Alem. î: ei (A. Vilmar, Zur Literatur Joh. Fischarts<sup>2</sup> 1865, S. 51 ff. und 54 f. und Bahder, a. a. O., S. 29 f.).

Zunächst wäre es nun bei Fischarts juristischem Beruf einigermaßen naheliegend, hinsichtlich dieses „Fränkischen Hochdeutsch“ an Schwarzenbergs Fränkisches Hofdeutsch („Hoffränkisches Deutsch“) und dessen „Bambergische halßgerichts ordenung“ zu denken (W. Scheel, Johann Freiherr zu Schwarzenberg, Berlin 1905, S. 295 und 284 ff., dazu noch J. Kohler und W. Scheel, Ausg. der Bambergischen Halsgerichtsordnung, Halle 1902, S. LXV ff., vergl. auch A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, Heilbronn 1888, S. 155), wenigstens könnte Fischart den Ausdruck so verstanden haben, obwol er ursprünglich mehr auf den Stil geht. Die Erstausgabe der Bambergensis ist 1507 in Bamberg (Hanns Pfeyll) — es ist die einzige dieses Jahres, — erschienen: der Ausdruck ginge demnach zweifellos aufs Ostfränkische.

Sie zeigt nun folgende Sprache: p steht anlautend für b — obwol letzteres das viel gewöhnlichere ist, — sehr häufig, sichtlich unter Bayr. Einwirkung (d. i. wol in gleicher Weise der Kaiserlichen Kanzlei als der Bayr. Drucker-



sprache), aber demgemäß ganz unterschiedslos, ob ein Vokal oder eine Liquide folgt (z. B. es gepürt [sehr oft], ge-, ver-poten, gepunden, peicht-vetter, puben, verpergen, der püttel [öfter], der panrichter [öfter], pleter, prechen, eeprecherin, verpracht, mißbrauch usw.); zwar steht durchweg u auch für den alten Diphthong (û kommt überhaupt nicht, vor), dagegen wird ei und ey etymologisch nicht von einander geschieden, (anfänglich ist für die beiden mhd. Laute ei das gewöhnlichere, ey das seltenere, später wird aber letzteres viel häufiger), denn wenn ey später auch öfter für den alten Diphthong erscheint, so kommt es aber doch auch sehr oft für mhd. î vor, so dass auch da von einer erkennbaren Scheidung kaum die Rede sein kann, außerdem wird für den alten Diphthong öfters auch noch ai (ay) gesetzt (gehaym, anzaigung [3mal an einer Stelle], vnderscheidlich, auß-praytet, schlayffen, gaylheytt); sonst kommt vielfach älteres vor: die häufige Schreibung von anlautendem c (= k) in deutschen Wörtern (cleger usw.), das Zeichen â fehlt vollständig, da in allen Fällen e gebraucht wird (immer die rete, die [an]-cleger [beide stehen fast auf jeder Seite], der tetter [oft] pleter, die felle [öfter], todschleg [pl.], nechste, verstendig [öfter], nemlich, strefflich, teglich, jerlich, ergerlich, gemess, felschen usf.) u stets in sunst (sûnst), sunderlich (sûnderlich), wahrscheinlich immer auch der Umlaut in sölch, öfters vff, auch manches ausgesprochen mitteld. (z. B. zuweilen zu- statt zer-).

Von ausschlaggebender Bedeutung waren aber die schon im folgenden Jahr einsetzenden Nachdrucke durch den Reichsdrucker Johann Schöffler in Mainz, der sich auf diese Weise vollständig des Werkes bemächtigte und in dessen Druckersprache die Bambergensis erst ihren Siegeszug über Deutschland antrat (Scheel, a. a. O. s. 286 f. und Kohler-Scheel, a. a. O. s. LXXXIX f.); diese weicht denn auch in ihrer Lautgestalt erheblich von der Princeps ab. In diesem Fall wäre dann das „Fränkische Hochdeutsch“ als Rheinfränkisch zu verstehen.

Von den drei verschiedenen durch Schöffler hergestellten Ausgaben des Jahres 1508 (wovon wieder die 1. vier, die 2. und 3. je 2 Titelaufgaben haben, s. Kohler-Scheel, S. VIII f. und XI—XVII) liegt mir die letzte in erster Titelaufgabe („auff Symonis vñ Jude“ = Kohler-Scheel s. XV, Nr. IV, S. 1) vor, die folgende Eigentümlichkeiten hat: Das anlautende p ist im Prinzip völlig durch b ersetzt (so immer banrichter, büttel, auch gebürt), nur hie und da hat sich ein Rest des p aus der Vorlage eingeschlichen (doch so selten, dass es direkt als Druckversehen angesprochen werden muss); in viel stärkerem Gegensatz zur Erstausgabe steht, dass hier der alte Diphthong û ganz konsequent durchgeführt und völlig richtig von (dem mhd. kurzen) u geschieden ist und zwar durchs ganze Werk, nur in den (mit wesentlich größerer Type gedruckten) Überschriften wird statt û durchaus u gesetzt (offenbar aus rein typographischen Gründen) und später kommt öfter im Text zu vor<sup>1</sup> (dagegen stets für mhd. ü und üe in gleicher Weise û [â kommt überhaupt nicht vor]); von einer Scheidung ei : ey ist auch hier zunächst gar nichts zu merken, während später die Sache wieder ähnlich wie 1507 liegt (doch ist hier überhaupt der Gebrauch von ey häufiger als in der Erstausgabe und erscheint dieses auch

<sup>1</sup> Bahders Bemerkung (S. 40), dass sich hier û „inkonsequent“ finde, trifft also in dieser Form nicht zu.

später recht oft für altes *î*), die *ai* von 1507 sind dagegen alle beseitigt; *â* kommt auch hiernicht vor, u wieder in *sunst*, *sunder* (*sunderlich*) (die Umlautformen aber fehlen) und über 1507 hinaus auch *künnen* (1507 *können*, *können*), wenigstens anfänglich auch *mügen* (1507 *mogen*, *mögen*) (später aber in der Regel *mögen*), *küniglich* neben *königlich* (1507 nur letzteres) und *kumpt* (1507 *kömpft*).

Von hier ab erscheinen noch vier Ausgaben: zwei zu Lebzeiten Johann Schöffers (1510 und 1531, seinem Todesjahr [s. Kohler-Scheel, *Ausg. der Carolina* [vergl. unten], s. XL]) und zwei von seinem Geschäftsnachfolger (wahrscheinlich seinem Neffen) Ivo Schöffers 1538 und 1543 (s. Kohler-Scheel, S. IX und XVII—XXI).

Diese letztgenannte charakterisiert sich folgendermaßen: Anlautend gilt wieder durchaus *b*, wobei auch die einzelnen Spuren des *p* in der Ausgabe des älteren Schöffers noch beseitigt sind und *û* ist ebenfalls wie 1508 vollkommen durchs ganze Werk von *u* geschieden (aber der Umlaut beider wiederum ganz in *ü*, bei völligem Fehlen des Zeichens *û*, zusammengefallen); hingegen ist hier eine ganz klare Trennung von *ei* : *ey* = mhd. *î* : *ei* zu erkennen (anfänglich kommen nur ganz vereinzelt *ei* = mhd. Diphthong und umgekehrt *ey* = *î* vor, später steht aber dann, je länger je mehr, *ey* regelmäßig auch für anlautendes *î* [immer *bey*, auch *-ey* = *-îe*] und selbst öfters im Inlaut, dagegen bleibt für altes *ei* das *ey* durchaus bis zum Schluss [immer auch in *eyn*, *keyn*, *-heynt*, *-keynt*] fest und erscheint auch in allen Belegen, die 1507 *ai* hatten); auch sonst sind teilweise Verjüngungen eingetreten: das frühere *c* ist durchaus mit *k* ersetzt (*kläger* usw.), *â* steht in einem gewissen Umfang, scheint aber einigermaßen auf bestimmte Worte beschränkt zu sein (in den sehr häufig belegten die *râthe*, die *kläger*, die *fälle* nahezu immer, oft auch *thäter*, ferner *ächter*, *schâden* [Pl.], *jârllich*, *klârlich*) — ganz allein steht ein Beleg die *wâge* (Pl. zu der *Weg*) —, woneben jedoch noch sehr oft, vielleicht sogar überwiegend, auch in deutlich etymologischen Fällen *e* gebraucht wird (so heißt es regelmäßig *verstendig*, *nemlich*, *erkleren*, dann auch *bletter*, *vmbstend* [Pl.], *nechst*, *gnedig*, *gestendig*, *zûlessig*, *thetlich*, *gefenclich*, *beschedigung*, *beschedigt*, *verstendtnuß* usw.), auch Oberd. u hat, obwol noch immer recht häufig, teilweise eine Abnahme erfahren (wol stets *sunst* dagegen *sonder(-lich)* und *sunder(-lich)* nebeneinander, ebenso noch *künnen* aber meist *mögen*).

Diese Ausgabe ist die letzte vor dem Erscheinen der Erstausgabe des *Bienenkorbs*, denn die nächste (revidierte und zum zweitenmal autorisierte) Ausgabe kam erst ein Jahr nach dem *Bienenkorb* (Bamberg 1580) heraus (Kohler-Scheel, S. XXI f.).

Man sieht aber aus Vorstehendem, dass keine der Ausgaben der *Bambergensis* die Hauptzüge der Orthographie Fischarts in sich vereinigt, wenn auch die eine in dem, die andere in jenem Punkt mehr zufällig sich damit berührt; andererseits wäre es schon an sich auffällig, dass ein Werk, dessen letzte Auflage dreieinhalb Jahrzehnte zurückliegt, von Fischart als Grundlage für seine Reformorthographie hätte verwendet werden sollen.



Gerade aus diesem letztern Grund könnte man aber auch an die Tochtterschrift der Bambergensis erinnert werden, an „Karls des fünfften . . . peinlich gerichtts ordnung“, für deren Verbreitung durch den Druck dem schon angezogenen Ivo Schöffler in Mainz das kaiserliche privileg erteilt wurde und bei dem diese zuerst 1533 in zwei Ausgaben ans Licht kam (J. Kohler und W. Scheel, *Ausg. der Peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V.*, Halle 1900, S. XXI f.). Die ältere derselben, die princeps, die mir im Original vorliegt (Kohler-Scheel legen ihrer Ausgabe eine Kölner Handschrift zugrund), stimmt naturgemäß mit der obigen, zehn Jahre jüngern Bambergensis sprachlich in der Hauptsache überein.

b ist im Anlaut ganz fest (gebürlich, gebürt, büttel, ehebrecher, brauch usw.), nur anfänglich haben sich ein paar ganz isolierte p eingeschlichen (der prandt, pletter); ũ steht wieder völlig fehler- und ausnahmslos für Mhd. uo bis zum Schluss, dagegen besitzt die Texttype für beide ü-laute wieder nur das ũ (also auch immer füren, die gütter, müssen, geübt usw.), während umgekehrt der Satz, mit dem die Titelüberschriften gedruckt sind, nur die Type ũ hat (gütter, einfürung, aber auch über, vnuernünfftig); die Scheidung von ei:ey (letzteres stets auch in eyn, keyn, -hey) hält hier — über die Bambergensis hinaus — mit völlig strenger Konsequenz über das ganze Werk durch, da die (mehr später) für auslautendes -i gesetzten -ey (zauberey) höchst selten sind und daher kaum als Störung in Betracht kommen; hinsichtlich der Bezeichnung des e-lauts nimmt sie eine ihrem Erscheinungsjahr entsprechende Mittelstellung ein: e ist noch durchaus das regelmäßige in allen — auch deutlich etymologischen — Fällen, neben dem sich nur ganz spärliche å (etymologisch ohne besonderes System) hervorwagen (meist theter neben vereinzelt thätter, vielleicht aber öfter kläger als kleger, auch sonst in nomina agentis wie warsäger, vrsächer aber todschleger, dagegen immer die felle [oft], vmbstende [öfter belegt], die schleg, die stett [= urbes], ebenso gefערlich [oft], verständig [öfter], verdecktlich, vortreglich woneben klärlich oder nechst [immer], hinlessigkeyt, verständignuß, gefencknuß usw. neben spondischen åmpter, ärztnei u. dgl.), während sie hinsichtlich des Übergangs von u > o auf einem ähnlichen Standpunkt wie die jüngere Bambergensis steht (neben regelmäßigem sunst immer sondern (sonderlich), vielleicht auch stets der opt. praet. kündigt (künde) oder ohne Umlaut kundt [zu können] gegen durchaus gebrauchtes mögen [seltener mogen], vereinzelt auch der sün = sohn, sonst kommt das Wort kaum vor]).

Bis zum Tod Ivo Schöfflers im Jahr 1555 (s. Kohler-Scheel, a. a. O. S. XL) erschienen noch elf Ausgaben bei ihm; erst dann folgten solche aus andern Verlagen und zwar nahezu ausschließlich bei verschiedenen Verlegern in Frankfurt a. M. (ausgenommen sind in dem hier in Betracht kommenden Zeitraum lediglich zwei Wolfenbüttler Ausgaben von 1568 und 1570, eine Stettiner von 1569 und eine Mainzer von 1579, von denen aber die drei ersten wegen des Druckorts gar nicht, die letzte wegen des Druckjahrs

kaum noch in Frage kommen): zunächst bei Dav. Zephelius 1558 und 1562, bei welcher letzterer bereits Sigm. Feyerabend, wie dann auch bei zwei der drei folgenden Frankfurter Ausgaben (1563 und 1565), beteiligt ist; der Name Feyerabend spielt auch in den folgenden Frankfurter Ausgaben die durchaus führende Rolle (Ausnahme sind nur eine Ausgabe von 1571 und 1575), wobei sich die Sache etwas kompliziert: 1569 (dem nächsten Frankfurter Druckjahr nach 1565) erscheint Sigm. Feyerabend in Verbindung mit Georg Rabe und Weigand Han Erben und im selben Jahr auch Hieron. Feyerabend als Verleger mit Peter (!) Schmidt, dann mit merkwürdiger Rollenvertauschung 1571 Verlag Hieron. Feyerabend (mit Martin Lechler, der 1565 mit Sigmund als Verleger erschienen war,) und 1573 Verlag Sigm. Feyerabend (mit Peter Schmidt), endlich 1577 zeigt sich Sigm. Feyerabend als Verleger mit Johann (!) Schmidt verbunden (s. die Bibliographie bei Kohler-Scheel S. XXXIV—XXXVII). Die letztgenannte Ausgabe muss nun jedenfalls (da die erwähnte Mainzer Ausgabe von 1579, wie gesagt, schwerlich noch in Betracht kommt,) als die neueste Auflage zur Zeit der Abfassung von Fischarts Bienenkorb gelten; dabei ist aber noch an den bemerkteswerten Umstand mit einem weitem auffälligen Rollenwechsel zu erinnern, dass der doch sicher gleiche Johann Schmidt mit Hieron. (!) Feyerabend (und Bernhart Jobin) als Verlagsherrn fünf Jahre früher (1572) Fischarts Eulenspiegel gedruckt hat. Diese Ausgabe der Carolina von 1577 zeigt nun wieder bedeutende Abweichungen von der editio princeps, ebenso wie von der Orthographie des „Bienenkorb“.

Im Konsonantismus geht sie zwar mit der Erstausgabe bezüglich der konsequenten Durchführung des anlautenden b, ja geht sogar durch Beseitigung der obengenannten vereinzelt p noch darüber hinaus; dagegen kennt der ganze Druck überhaupt kein û, für welches das Md. u ausnahmslos durchgeführt ist (û steht für beide Laute des Mhd.-Oberd., Zeichen ü kommt nie vor), ebenso hat eine etymologische Scheidung von ei:ey nicht statt, denn ey (= mhd. ei) ist durch den ganzen Druck geradezu regelmäßig durch ei ersetzt (ausnahmslos offenbar in den oft belegten -heit, -keit, ebenso in dem ziemlich selten vorkommenden ein, in vrtheil [fast auf jeder Seite]), nur Keyser hat ey als einziges Wort scheinbar immer bewahrt, während î im Auslaut, und zwar auch im innern, ziemlich oft mit ey gegeben wird (oft bey, feyertag, auch seyn); â ist bedeutend fortgeschritten: in manchen Wortkategorien ist etymologisches â geradezu durchgeführt, wie in den nomina agentis und auch im Plural (z. B. stets kläger [oft belegt], die fäll [sehr oft], umbstände, stätt [urbes], blätter, härter usw.), während in andern e noch ganz fest ist, so in den Substantiven auf -nus (verstendtnuß, gefengnuß [öfter] usw.), in den Adjektiven auf -lich, -ig (gefehrlich [oft belegt und immer so], verstendig), sowie immer in dem häufigen nechst, auffallend



sind einige *â* für mhd. *ë*: *stâlen* (= stehlen), *stâle* (opt. praes., dasselbe, an späterer Stelle), zu *vertrâten*; md. *o* für *u* hat ebenfalls weitere Fortschritte gemacht, da es hier neben *sonder(n)* (sonderlich) auch in *sonst* (und zwar völlig) durchgeführt ist, auch *son* (für obiges *sûn*), doch ist es im opt. praet. *kûndt* in gleicher Ausdehnung geblieben; dazu kommt noch ein neuer Punkt, dass der sowol den obigen Ausgaben der Bambergensis wie der princeps der Carolina ganz fremde md. *u*-Umlaut hier in *schûldig*, *entschûldigen* (beide kommen durchs ganze Buch sehr oft vor,) offensichtlich durchgeführt ist, was wahrscheinlich auch von dem öfters (und mir nur in dieser Form) begegnenden *erkûnden*, *sich erkûndigen* in gleicher Weise gilt.

So hat auch dieses berühmte Rechtsbuch nichts mit den Fischartschen Reformversuchen zu schaffen.

Außer dem Schwarzenbergischen „Hoffränkisch“ scheint im 16. Jahrhundert überhaupt nicht viel mehr von diesem mysteriösen „Fränkischen Hochdeutsch“ bekannt zu sein: bei Socin (a. a. O.) finde ich gar keinen weitem Nachweis, Kluge (Luther bis Lessing 4 1904) bringt noch (S. 13 f.) eine Mahnung des Stadtschreibers und Buchdruckers Jakob Köbel in Oppenheim an Hutten aus dem Jahr 1519, worin die „Fränkisch sprach“, der Heimatsdialekt Huttens, — hier ist also wieder das Rheinfränkische gemeint, — als „ein sunder gut Hochteutsche“ bezeichnet ist, sonst äußert er nur noch (S. 58), dass „man [im 16. Jahrhundert] von Fränkischem Hochdeutsch spricht“, was, sofern es überhaupt mehr als eine ganz allgemeine Bemerkung sein soll, doch wol auch nur außer dem eben genannten Zitat auf Schwarzenberg und vielleicht die zu erörternde Stelle bei Fischart zielt, und ähnlich auch Bahder (S. 12), der (in der Anmerkung hiezu) ausdrücklich auf die beiden letzten hinweist. Auf jeden Fall handelte es sich dabei um etwas ganz Imaginäres, mit dem man keinerlei real umschriebenen Begriff einer Sprech- oder Schreibsprache verband.

Näher schien mir von Anfang an ein anderer Umstand, der mich zuerst zur Verfolgung der Sache veranlasste, zu liegen, nämlich dass der zu jener Zeit hochangesehene Straßburger Historiker und Philologe Michael Beuther, Fischarts älterer Zeitgenosse (geb. 1522, seit 1565 bis zum Tod 1587 Professor in Straßburg), ein geborner Ostfranke (aus Karlsstadt im Würzburger Gebiet) war, dass er sich in der seinem Hauptwerk, der Sleidan-Übersetzung, vorangestellten Protestation ausdrücklich seiner „aus gutem grunde/nach rechter arte Teutscher orthographj“, (in den Straßburger Ausgaben 1570—80) rühmt und es wenigstens nicht ausgeschlossen erscheint, dass die von dem Straßburger Drucker Theodosius Rihel, bei dem eben diese Sleidanübersetzung

erschien, angewandte — unten noch zu besprechende — Reformorthographie von ihm inspiriert worden sei<sup>2</sup>, so dass wir es mit einer individuellen Anspielung Fischarts, die zunächst vielleicht nur einem nähern Straßburger Kreis verständlich gewesen wäre, zu tun gehabt hätten.

Indessen brachte die von mir im Vertrauen auf Bahder vorher vernachlässigte Autopsie der Stelle, die mir zufällig in Vilmars anfangs erwähneter Schrift aufstieß, eine ganz andere Aufklärung. Das Titelgedicht des „Bienenkorb“, um das es sich hier handelt, lautet nämlich in erster Fassung (nach Vilmar, a. a. O. S. 1; auch in Kurz's Ausgabe von Fischarts Dichtungen, Bd. III S. 300 nach der dritten Auflage von 1581 [= Vilmar C.] mitgeteilt [weicht nur in der Orthographie ab], gekürzt auch bei Hauffen, Neue Fischartstudien, 1908, S. 53 f.):

Vnlangst hat klagt mein Frater Naß	Inn offnem truck, wie ich selbs laß.
Es sei eyn Römischer Binkorb truckt	(Deß honig er sonst vil het gschluckt)
Aber der sei jm nit bekantlich,	Weil das Teutsch so unverständlich,
Das er nicht wiß, ob es Teutsch sei,	Oder ein Kuderwelscher frei.
Nun ists nit on, er ist ausgangen	Auf NiderTeutsch, vnd wol abgangen:
Welchs Teutsch die Nas nit schmacken mag.	Deßhalb, damit er führ keyn klag,
Will ichs jm zu lieb teutschen thun	Auf gut, prait, Fränkisch hoch Teutsch
Dann ich jn so vil lieber haß,	Weil er nit ist gescheider baß. [nun
Wol auf, die Hummeln prummen schon,	Eyn jeder seiner Nasen schon
Wer mit den Wäspen vmm will gohn.	

Zunächst ist klar, dass der Inhalt des Gedichtes ein ausgesprochen satirischer ist, weshalb es von vornherein recht eigentümlich wäre, dass gerade hier Fischart seiner Sprache im allgemeinen oder seinen reformorthographischen Bestrebungen im besondern gedenken sollte, ebenso dass sich stilistisch „Niederdeutsch“ und „Hochdeutsch“ gegenüberstehen, der Nachdruck also gar nicht auf „Fränkisch“, sondern „Hochdeutsch“ ruht<sup>3</sup>. Wie aber nun das „Fränkisch“ zu deuten ist, kann bei einem

<sup>2</sup> Es wäre denkbar, dass Beuther bei Th. Rihel im Nebenamt, wenigstens soweit es sich um die großen Übersetzungswerke handelt, eine ähnliche Korrektorstelle wie Fischart bei Jobin versah, wobei man sich vergegenwärtigen muss, dass im 16. Jahrhundert ein derartiger Korrektor auf einer viel höhern sozialen Stufe als heute stand. Doch ist es auch möglich, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, dass sich Beuthers „rechte art Teutscher orthographj“ nur auf seine wunderliche e-Regel bezieht, die ich in der unten S. 169 Fußn. 9 genannten Abhandlung besprechen werde.

<sup>3</sup> Diesen Gegensatz hebt auch die 5. Auflage des Weigandschen Wörterbuchs hervor (unter „Hochdeutsch“), nimmt aber die Stelle offenbar ebenfalls ernst. Auch Hauffen ist der Ansicht, dass das „Schwergewicht auf Hochdeutsch liegt“, „meint aber, dass „Fränkisch nicht wörtlich zu nehmen sei“ (brieflich).



Gedicht, das ganz und gar seine Spitze gegen Fischarts Gegner Nas richtet, schon an sich kaum zweifelhaft sein: dieser ist ja ein geborner Ostfranke (aus Eltmann, also aus der Bamberger Gegend), und demnach handelt es sich hier um einen Spezialhieb auf den Heimatsdialekt Nas'; die Stelle hat also mit Fischarts Sprache überhaupt nichts zu tun. Dazu kommt, dass der unanfechtbare Beweis für die Richtigkeit dieser Deutung noch durch das beigefügte Prädikat erbracht wird: denn das wenig schmeichelhafte „gut, prait“, bei dem — trotz des Kommas — das „gut“ als adverbielle Bestimmung zu „prait“ zu nehmen und somit das Ganze als „recht schön breit“ zu übersetzen ist, hätte doch Fischart sicher nicht auf seine eigene Sprache angewandt. Nun hat ja freilich Nas selbst nicht Fränkisch geschrieben, sondern Bayrisch, wie dies in einem uns erhaltenen umfänglichen Brief von seiner eigenen Hand (vom 30. Januar 1573) (abgedruckt bei J. Jung, Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol, Innsbruck 1874, S. 11—24) völlig deutlich zutage tritt (kh bzw. auch ckh stehen sowohl im An- als auch im Inlaut sehr oft, denen freilich k (ck) [auch im Inlaut] mindestens die Wage hält, auffallenderweise fehlt dagegen anlautendes p statt b vollständig; ue ist zahlreich für mhd. uo — allerdings neben vielleicht ebenso häufigen u — gesetzt, ähnlich steht sehr häufig ai = mhd. ei, woneben wieder etwa ebenso oft [und zwar nicht bloß in ein, kein] ei erscheint, oberd. u (ü) ist noch ziemlich durchaus erhalten [in sunst, sunder, suntag, mügen, münich], dehnendes ie kommt außer einem einzigen Beleg nie vor, als spezifisch Bayrisch darf wol in dieser Zeit auch die nicht seltene Entrundung angesehen werden [oft beriembt, frelich, erfreit usw.] und anderes mehr)<sup>4</sup>, während die Ingolstädter Drucke

<sup>4</sup> Hier bemerke ich nebenbei zu E. Wolff, Faust und Luther, Halle 1912, der nach einer immerhin recht ansprechenden Hypothese Nas als Verfasser des ursprünglich katholischen und Luther parodierenden Faustbuchs erkennen will, dass mir zwar die stilistischen Gründe usw. nicht aber der sprachliche Zusammenhalt dieses Briefes mit der Wolfenbüttler Handschrift (S. 175) für die Autorschaft stichhaltig zu sein scheinen, wie sich ja Wolff selbst die Bedenken nicht verhehlt, die sich daraus bei der bereits protestantischen Färbung der genannten Fausthandschrift gerade aus der sprachlichen, nahezu das Gegenteil beweisenden Übereinstimmung (denn die Absichtlichkeit seitens Nas ist doch eine gar zu moderne Unterstellung) ergeben würden (S. 175 f.). Ich möchte darum etwas anderes zur Erwägung geben: Bezüglich der Wolfenbüttler Handschrift scheint mir manches darauf hinzudeuten, dass dieselbe mit Wolff nicht als Bayrisch sondern als Schwäbisch anzusehen ist (z. B. oft

seiner Schriften, die in diesem Zusammenhang wichtiger sind, eine Art Mittelstellung zwischen der bayrischen und schwäbischen Druckersprache einnehmen<sup>5</sup>. Indessen tut das nichts zur Sache, denn Fischart hatte es hiebei sicher nicht auf die schriftliche Niedersetzung von Nas' Werken abgesehen — auf seine Orthographie, denn von der in dieser nicht zum Ausdruck kommenden Lautgebung konnte ja nicht die Rede sein, möglich höchstens, dass ihm im Wortschatz und in syntaktischen Wendungen Fränkisches aufgefallen wäre, was ich dahingestellt sein lasse —, sondern auf das gesprochene fränkische Idiom — das bezeugt auch der Zusatz „gut prait“ —, wobei es ihm kein Kopfzerbrechen machte, ob sich sein Gegner wirklich dieses oder eines andern bediente. Dass aber der fränkische Dialekt im 16. Jahrhundert kein eben hervorragendes Ansehen genoss, dafür mag wenigstens an Luthers Ausspruch, „die Franken redeten grob mit ungehofelter zunge“ (s. Socin a. a. O. S. 208), erinnert werden, welchen Fischart am Ende sogar direkt im Auge hatte, denn wie weit dessen persönliche Kenntnis des Ostfränkischen ihn zu diesem Urteil berechnete, mag unerörtert bleiben. Wahrscheinlich hat die Wendung aber auch noch den auf den Inhalt gehenden Doppelsinn, er wolle ihm die Sache „auf gut Deutsch auslegen“, d. i. mit der nötigen Grobheit<sup>6</sup>, die man vielleicht den Franken, welche sich nach

gaist, hailig statt des bayrischen ei in diesen Worten, auch vff kommt vor; es wäre das natürlich weiter nachzuprüfen) und dass man deshalb vielleicht hier mit einer Überarbeitung des Nasschen Originals durch einen schwäbischen (Augsburger?) Protestanten zu rechnen hat.

<sup>5</sup> In Hinblick auf Bahders Bemerkung (a. a. O. S. 16 f.), dass diese als Typus der bayrischen Druckersprache der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelten könnten, möchte ich das bei dieser Gelegenheit ausdrücklich feststellen. Die „Centurien“ wenigstens, die ich früher durchgesehen habe, zeigen manche unverkennbar schwäbische Einschläge, so besonders deutlich beim Gebrauch von â (z. B. gâcken, gelâsen, begârete, darnâben, gewâst, gelâgen, vernâmen [Inf.] usw., unbayrisch wol auch für mhd. â in angenâm, sâligkeyt, gefâlet), vielleicht gehört auch völliges Fehlen von kh (ckh) in jeder Stellung hieher; das Weitere müsste selbstverständlich genauer untersucht und das ganze Verhältnis klargelegt werden. Die Sache liegt hier wol ähnlich wie bei Eck.

<sup>6</sup> In diesem Sinn wird in unzweideutiger Weise im „Nacht Rab“ „auf gut hochdeutsch“ gebraucht (vers 1003—1006):

„Weil sie dann kommen also grob,  
So muß man jhn das rappenlob  
Ein wenig auf gut hochdeutsch sagen  
Vnd jhn recht wol die britschen schlagen.“,

was L. Wirth, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 75, S. 88 Fußn. vollständig missverstanden und ihn zu einer ganz falschen Polemik gegen Rückerts richtige Auffassung veranlasst hat.



Seb. Franck ohnedies des wenig guten Rufes erfreuten, sich durch „rauberei oder mord vnd gotslesterung“ „vor andern vólckern“ auszuzeichnen (Deutsches Wörterbuch, Band IV, I, 1, S. 58), als weitere Spezialeigenschaft angedichtet haben mag.

Da es demnach also jedenfalls als sicher angesehen werden darf, dass sich auf diese Stelle keine Theorie über die Sprache Fischarts wie über das „fränkische Hochdeutsch“ im allgemeinen aufbauen lässt, so fragt es sich also nur noch, ob es noch eine andere Stelle gibt, an der Fischart seine Sprache in dieser oder ähnlicher Weise bezeichnet. Eine Anfrage bei Herrn Prof. Hauffen hat jedoch ergeben, dass dies nicht der Fall ist, was bei dessen genauer Kennerschaft der Werke Fischarts ohne weiters als Tatsache postuliert werden darf<sup>7</sup>.

Um nun aber zur positiven Seite der Sprache bzw. der Orthographie Fischarts überzugehen, sei folgendes bemerkt. Schon Vilmar (a. a. O. S. 51) hat dessen Reformorthographie als „an den Dialekt des Elsasses angeschlossen“ bezeichnet, ohne jedoch weiter darauf einzugehen und wol auch ohne eine klare Vorstellung damit zu verbinden. Nicht ganz eindeutig ist auch, wenn Socin (a. a. O. S. 212) von Fischart — in auffälliger Zusammenstellung mit Sachs und Seb. Franck — sagt, er habe sich „einer Sprache bedient, wie sie sich zunächst in der kaiserlichen Kanzlei, dann durch den Buchdruck Nürnbergs und Augsburgs ausgebildet hatte“, da es Socin in der Verbindung mit der von ihm postulierten „Süddeutschen Reichssprache im 16. Jahrhundert“, die es aber in dieser Form nicht gab, wie schon Bahder (a. a. O. S. 12) angedeutet, jedenfalls anders verstanden wissen wollte, obschon ein gewisser Anknüpfungspunkt vorhanden ist<sup>8</sup>.

Dass aber Fischart „sich bewusst, dass sein angebornes Deutsch Oberdeutsch und insbesondere Alemannisch ist“, dafür zeugen

<sup>7</sup> „Sonst spricht er gewöhnlich nur vom »Teutschen«“ (Hauffen).

<sup>8</sup> Die ganz haltlose Behauptung L. Wirths im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 75 (1886), S. 88, Fischart habe die Sprache Luthers, die einfach mit „Hochdeutsch“ vertauscht wird und von der sich Fischart mit Ausnahme der Durchführung des md. u = oberd. ũ so ziemlich in allem unterscheidet, geschrieben, beruht offensichtlich auf vollkommener Verständnislosigkeit und zum Teil auch Unkenntnis — nach problem und system — gegenüber dem auch schon damals geltenden Forschungsstand sowol der Fischartforschung als auch der der übrigen frühneuhochdeutschen Grammatik (Vilmar, Zarnckes Brant-Kommentar — trotz der äußerlichen Bekanntschaft mit diesen beiden —, E. Opitz, Burdach u. aa.) und braucht deshalb hier gar nicht weiter erörtert zu werden.

verschiedentliche eigenhändige Randbemerkungen in seinem Handexemplar von Becanus' opera, die mir Hauffen mit gewohnter Liebenswürdigkeit in seinen eigenen Auszügen zur Einsicht zur Verfügung gestellt hat (vgl. hiezu auch dessen Angaben Zeitschrift für Bücherfreunde, 2. Jahrgang, 1. Halbbd. S. 29 f.). Aber auch seine reformorthographischen Versuche wird man zunächst auf eine Straßburger Quelle zurückführen müssen.

Nämlich schon mehrere Jahre vor Fischart (1574, s. Vilmar, a. a. O. S. 51) und auch vor Paul Schede (Mellissus) (Psalmenübersetzung 1572, Ausg. von M. H. Jelinek, Halle 1896, S. XVI ff. und ausführliche Darstellung von dessen Orthographie S. LXXI—CXLIV) — schon 1570 — hat der bereits oben erwähnte Theodosius Rihel, der sicherlich bedeutendste Straßburger Drucker der ältern Generation zu jener Zeit, in den bei ihm erschienenen Foliowerken, die sich durch ihre gediegene typographische Ausgestaltung und die markanten Holzschnitte als Prachtausgaben repräsentierten, nämlich in der besagten Beutherschen Sleidanübersetzung (1570, 71, 74, 75, 79, 80 usw.), Conrad Lautenbachs Doppelwerk, der Übersetzung des Flavius Josephus und des Hegesipp, (1571 [diese Erstausgabe kenne ich nicht], 1574, 75, 78, 81 usf.) und Zacharias Müntzers (als anonymer Nachdruck erschienene) Livius-(Lucius Florus-)Verdeutschung (1574, 75, 78, 81 u. öfter), eine sehr maßvolle Reformorthographie und zwar mit auffallender Konsequenz durchgeführt. Die Hauptcharakteristika derselben liegen, ähnlich wie bei Fischart, im Vokalismus: Th. Rihel ist der erste Straßburger Drucker, der unter völliger Beseitigung des  $\ddot{u}$  das md.  $u$  für die beiden mhd.-oberd. Laute durchführt und ebenso nur das Zeichen  $\ddot{u}$  für die entsprechenden Umlaute verwendet, während sonst alle übrigen Straßburger Offizinen um 1570  $\ddot{u} : u$  noch konsequent,  $\ddot{u} : \ddot{u}$  mehr oder minder gut auseinanderhalten, er scheidet mit einer staunenswerten Fehlerlosigkeit  $ei : ey$ , wobei er nur in einigen ganz bestimmten Worten für letzteres konsequent  $ai$  gebraucht (maister, mainst [Superlat.]), und entgeht dabei der Klippe des Auslauts, indem er in mehrsilbigen Wörtern für junges  $-ei$  ( $< -\hat{i}$ ) die Schreibung  $-ej$  eintreten lässt (in einsilbigen Worten, wie bei, frei steht dagegen regelmäßig  $ei$ ), hält  $i : ie$  (im Gegensatz zu  $\ddot{u} : u$ ) durch strenge Vermeidung eines Dehnungs- $ie$  auseinander, führt ferner  $\hat{a}$  in einigen bestimmten Worten durch; meidet es dagegen in andern ebenso sicher, lässt feste Übergänge von  $\ddot{u} > \ddot{o}$



(in einigen besonders charakteristischen Fällen) eintreten, zieht der Neurundung bestimmte Grenzen und einiges andere; aus dem Konsonantismus ist die Durchführung von t für d in einigen bestimmten Worten vor r (trei, trucken, tringen), in einigen Worten auch vor Vokal hervorzuheben, während er anlautendes b auch vor r, l durchaus festhält; dazu kommt noch einiges aus der Formenlehre, was hier keinen Bezug hat<sup>9</sup>. Dabei baut Rihel offensichtlich auf der ältern Straßburger Druckersprache weiter: die Scheidung ei : ey geht in Straßburg in die erste Hälfte des 16. Jahrh. zurück (s. Bahder, S. 28) und reicht, wenn auch ohne strikte Durchführung, so doch immerhin erkennbar, auch in den vorliegenden Zeitraum herein, Bayrisch-Schwäbisches ai erscheint ebenso schon in den 30er und 40er Jahren (s. Zarncke, Ausg. von Brants Narrenschiff, S. 275 b) und kommt ebenfalls noch später vor (Bahder, S. 28), indessen liegt der Einschränkung gerade auf maister, das besonders in burgermaister und andern amtlichen Titeln erscheint, in welch ersterem es auch sonst weit verbreitet ist, doch wahrscheinlich noch eine individuelle Anlehnung an die kaiserliche Kanzlei zu grund; vorgebildet war auch in den frühern und gleichzeitigen Drucken das anlautende t vor r (vergl. Bahder, S. 257) und in den wenigen bestimmten Worten vor Vokal, während sich Rihel beim anlautenden Labialverschluss, bei dem sich gleichfalls früher oder später ein ähnlicher Übergang zu p vor r, l und in einzelnen (festen) Worten vor Vokal (plühen, pringen, gepürt) (vergl. Bahder, S. 228 f.) — wenn auch in unserer Zeit nicht mehr häufig — findet, gerade in seiner strengen Orthographie durchaus für b (außer dem Subst. pracht) entschied (bemerkenswert ist dabei, dass er aber in sonstigen Drucken sowohl das anlautende t weiter ausdehnte [z. B. auch trôwen gegen das regelmäßige drâwen der Foliowerke], als auch sich dieses p im ortsüblichen Umfang bediente [gepresten, plûe (Subst.), gepüren, gepâren]); anderes lehnt sich unmittelbar dem gesprochenen Dialekt an. Das Wesentliche und Neue ist aber die strikte Konsequenz, mit der diese Ansätze nach fester Auswahl zur Durchführung kommen.

<sup>9</sup> Eine ausführliche Schilderung dieser Reformorthographie, die bisher offenbar unbeachtet geblieben ist (wenigstens findet sie sich auch jetzt bei M. H. Jelinek, Geschichte der Neuhochdeutschen Grammatik I, Heidelberg 1913, S. 88 ff., nicht erwähnt), gebe ich in meiner Darstellung der „Straßburger Druckersprache zur Zeit Fischarts“ I (die im Ms. seit Sommer 1913 abgeschlossen, aber leider der äußern Umstände halber noch nicht zum Druck gelangen konnte).

Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, dass Fischart — und doch sicher auch dem hochgelehrten Schede — diese weit verbreiteten Werke, unter deren Verfassern Beuthers Namen einen ganz besondern Klang hatte, wol vertraut waren. Es ist daher doch jedenfalls das weitaus Nächstliegende, dass er von hier aus auch die erste prinzipielle Anregung zu seinen eigenen Reformversuchen empfieng, ja ich möchte das sogar auch von Schede behaupten, wenn sich dieser Letztere dann auch an ausländischen Mustern weitergebildet hat. Ich brauche hier nicht die einzelnen Punkte der Fischartschen Orthographie mit der Rihels zu konfrontieren, da es sich schon aus dem Obigen ohne weiters ergibt, welche Parallelen zwischen beiden vorhanden sind und wo Fischart von seinem Vorbild zum Teil im Anschluss an die vulgäre (auch teilweise ältere) Straßburger Druckersprache ab- oder über dasselbe hinausgeht (wie in der Durchführung des anlautenden pr-, pl-, auch die Verwendung von „wa“ für Rihels festes „woh“ gehört z. B. in diesen Zusammenhang). Deshalb kann ich mich auf den wichtigsten Punkt, die Scheidung von mhd.-alem. î : ei beschränken. Der Unterschied zwischen den beiden Epochen der Fischartschen Reformorthographie, von denen die erste 1574/75 — 1578, die zweite 1578/79 — 1581/82 reicht, besteht — abgesehen von der mit Beginn der zweiten immer mehr nachlassenden Konsequenz — bekanntlich in der Hauptsache nur in dem einen, allerdings einschneidenden Punkt, dass nämlich in der ersten Periode mhd.-alem. î:ei als ei:ai, in der zweiten als ei:ey auseinandergehalten werden (s. Vilmar, S. 51 und dazu Baesecke, *Ausg. des Glückhaften Schiffs* [Halle 1901], S. X—XII), während sich die übrigen Punkte gleich bleiben. Indes beweist die Differenz, die so auch zwischen der Orthographie Rihels und der von Fischart zunächst angewandten Trennung besteht, nichts gegen die Abhängigkeit des Letztern vom Erstern, sondern stellt sich vielmehr als eine selbständige Weiterbildung durch Fischart dar. Wie er zu dieser kam, liegt auf der Hand: in seinem juristischen Beruf waren ihm natürlich Schriftstücke der kaiserlichen (Habsburgischen) Kanzlei mit ihrer bayrisch-schwäbischen Scheidung ei : ai genugsam vertraut, so dass es, zumal sich sowol in der Straßburger Druckersprache, ja bei Th. Rihel selbst, als stärker noch in west-mitteldeutschen Druckorten Ansätze dazu vorfanden, für ihn recht naheliegend war, sich hierin vor der kaiserlichen Autorität zu beugen, und in diesem Sinn wäre es dann auch berechtigt, seine



Orthographie mit der „Süddeutschen Reichssprache“ der kaiserlichen Kanzlei- und der Augsburger Druckersprache, in Zusammenhang zu bringen, was aber wol Socin an der obigen Stelle nicht speziell im Auge hatte. Ob er dabei auch von Schede, der die gleiche Scheidung durchführt, (Jellinek a. a. O., S. XCI) und sie bei seinem vorhergehenden, mehrjährigen Aufenthalt in Wien und seinen dortigen Beziehungen zum Kaiserhof (mit einjähriger Unterbrechung 1561 – 67, Jellinek, S. I f.) sicher aus dieser Quelle bezog, abhängig ist, kommt jedenfalls erst sekundär in Frage, obschon ich diese Abhängigkeit an sich keineswegs in Abrede stellen möchte, ja sogar der Ansicht zuneige, dass Fischart gewisse Punkte der Schedeschen Orthographie mit der Rihelschen in Verbindung setzte (die Parallelen zwischen den erstern beiden hat Jellinek, a. a. O. S. CLV zusammengestellt)<sup>9</sup>. Dieser Anschluss an die Kaiserliche Kanzlei und — gleichviel ob er sich an Schede anlehnte oder nicht, — der Umstand, dass er alle dessen Absurdidäten, die in der Praxis einer größern Druckerei nicht durchzuführen gewesen wären, von seinen Versuchen fern hielt, zeugen entschieden von einem gewissen Weitblick. Indessen bin ich der Meinung, dass schon von Anfang an, nicht erst später, Jobin auch intellektuell stark an der ganzen Reformsache beteiligt war, denn, wenn man bedenkt, dass er kaum in ein paar Jahren aus nichts den bedeutendsten Verlag Straßburgs neben Th. Rihel, in den 80er Jahren vielleicht sogar über diesen hinaus, schuf, wird man an seinen bedeutenden Fähigkeiten schwerlich zweifeln können. Er ist es daher vielleicht sogar zuerst gewesen, der, um das Ansehen seiner Firma durch eine geläuterte Druckorthographie zu heben und zugleich mit seinem alteingesessenen Konkurrenten in die Schranken zu treten<sup>10</sup>, seinen Schwager zur Ausarbeitung einer

<sup>9</sup> Jellinek drückt sich über Fischarts Verhältnis zu Schede a. a. O. sehr vorsichtig aus, indem er meint, „es sei nicht undenkbar, dass er [Fischart] trotz seiner Abneigung gegen Schede“ — über welche Behauptung sich Jellinek nicht deutlicher auslässt, — „von ihm beeinflusst worden ist“, während er in seiner „Geschichte der Neuhochdeutschen Grammatik“ (§ 29) fast noch unbestimmter eine Beeinflussung als „möglicherweise“ vorhanden bezeichnet. Dass übrigens Fischart wenigstens in den 80er Jahren Schedes Psalmenübersetzung bestimmt gekannt hat, — was bei Fischarts Belesenheit ja auch schon für die Zeit vor 1574 wahrscheinlich ist, — wird durch eine der vorerwähnten Randglossen zu Becanus' Opera (erschienen 1580) (zu S. 114) erwiesen, in der ausdrücklich von derselben die Rede ist; auch diesen Nachweis verdanke ich Hauffens Güte.

<sup>10</sup> Th Rihel hatte mit seinem Bruder die schon 1535 in Straßburg begründete, bedeutende Druckerei seines Vaters ererbt (s. über die Straßburger

Reformorthographie veranlasste oder doch anregte, andererseits aber auch, soviel er sonst Fischart freie Hand gelassen haben mag, als gewiegter Praktiker von vornherein alle gelehrt-papiernen Ausschweifungen hintangehalten hat. Das wird aber auch noch den Schlüssel zu etwas anderm in die Hand geben. Es muss auffallen, dass bereits nach so kurzer Zeit an der Stelle der Scheidung ei:ai die von ei:ey — und zwar als einzige Veränderung — tritt. Schon Vilmar (a. a. O. S. 51) schien es „sehr zweifelhaft, ob die Veränderung des ai zu ey von Fischart selbst herrühre“ und er meint dazu, dass „im Gegenteil manches darauf hinzuweisen scheint, dass seine Feder bis an das Ende bei dem ai verharret habe; wol aber scheint es, als habe er sich dieselbe, vielleicht auf Zureden Jobins, gefallen lassen“, nachdem er schon weiter oben bemerkt hatte, „er [Fischart] selbst schein die wesentlichsten Stücke seiner Orthographie von 1575 bis an sein Ende beibehalten zu haben, wie dies aus spätern von Fischart herrührenden Zusätzen zu seinen Werken und aus seiner letzten Schrift, dem Catalogus catalogorum von 1590 dargetan werden kann; aus der willkürlichen und wüsten Schreibung dieses Büchleins blickt im einzelnen Fischarts ursprüngliche, damals in allen seinen Werken durch die Setzer beseitigte Orthographie deutlich hervor“. Gegenüber meinen in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, Bd. 36, S. 110, Fußn. 1 über den genauern Sinn dieser letztern Andeutungen ausgesprochenen Zweifeln bestätigte mir Hauffen schon früher, dass „auch die spätern Randbemerkungen die gleiche Schreibung (ei>ai usw.) zeigen“. Vilmar hat uns aber nicht verraten, warum Jobin Fischart zu

---

Rihel Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 28, S. 428—32), während der aus dem nordwestlichsten Teil der Schweiz (Pruntrut) stammende Jobin erst 1560 das Straßburger Bürgerrecht erworben hatte und, nachdem er vorher Formschneider gewesen, seit 1570 kleine Drucke herstellte, um dann vom Jahr 1572 an seine Druckerei ansehnlich auszugestalten (außer der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 14, S. 98—101, jetzt besonders die wichtigen biographischen Ergänzungen Hauffens, Euphorion, Bd. 19, S. 16).

Dass Rihel Jobin schon vorher nicht grün gewesen sein wird, darf man daraus schließen, dass ersterer, von der Formschneiderzunft „Zur Steltze“, der, wie wir jetzt bestimmt wissen, als solcher auch Jobin angehörte (Euphorion a. a. O.), wegen Einstellung eines eigenen Formschneidergehilfen verklagt, sowol vom Zunftgericht als auch vom Rat, demgegenüber er zum Beweis für die Parteilichkeit des erstern Gerichts unter andern Beispielen auch ausdrücklich den sich unbehindert als Drucker betätigenden Formschneider Jobin aufführt, verurteilt wurde (1571/72). (Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels, Bd. 5, S. 46—48 nebst Beilagen.)



dieser Veränderung „zugeredet“ haben soll. Das richtige wird aber sein, dass Jobin diese aus rein praktischen Gründen in seiner Offizin — sie betrifft ja nicht bloß Fischarts Werke — selbst veranlasst und auch eventuellem Widerstreben Fischarts gegenüber darauf bestanden hat. Die Scheidung ei:ai war immerhin für Straßburg und das gesamte westliche Deutschland — gegen Norden wie vor allem gegen Süden (Schweiz) —, auf dessen Gebiet er in erster Linie auf Absatz rechnen musste, obwol nicht unbekannt, doch in dieser Durchführung etwas ziemlich ungewöhnliches<sup>11</sup>, vielleicht gingen ihm auch unmittelbare Klagen und Beanstandungen aus Laien- oder Fach-(Verleger-)kreisen zu, während die von ei:ey nicht nur in Straßburg, sondern auch in den großen westmitteldeutschen Städten viel geläufiger war und ihr außerdem wieder Th. Rihel auf dem ganzen Gebiet bereits den Weg noch weiter gebahnt hatte<sup>12</sup>, so dass es ihm aus diesem Grund, wie um mit Rihel noch mehr in den Wettbewerb zu treten, geboten erschienen sein mag, sie unter Verdrängung der ältern auch in seiner Druckerei einzuführen. Fischart hat sich also diese Veränderung gefallen lassen müssen; es erscheint aber nicht unwahrscheinlich, dass das dann vielleicht auch die Ursache war, dass er mehr das Interesse an dieser Reform verlor und darum auch nicht mehr so streng auf die strikte Durchführung der übrigen Punkte durch die Setzer hielt.

Zum Schluss aber, nochmals zur Sprache zurückkehrend, darf doch nicht übergangen werden, dass, wenn wir auch kein bestimmtes Zeugnis aus dem Munde unsers Autors haben, man dem Fränkischen d. h. dem Rheinfränkischen, in dessen Bereich er ja bekanntermaßen mehrere Jahre seiner für sprachliche Einwirkungen so bedeutsamen Jugendzeit noch dazu unter dem auch sonst für seine Bildung wichtigen erzieherischen Einfluss des schon einige Jahrzehnte in Worms lebenden Scheit verbrachte (s. dazu Hauffen, Euphorion, Bd. 19, S. 10 und passim Zeitschrift für

<sup>11</sup> Man muss sich dabei erinnern, dass die bayrisch-österreichischen Druckorte auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts keine besondere Rolle, zumal im meist protestantischen Westen, spielten und dass Augsburg und auch Nürnberg damals ihre Blüte bereits hinter sich hatten (s. Bahder, S. 17 bzw. S. 33) und ersteres nicht mehr so streng (Bahder, S. 21), letzteres (mit Ausnahme der Sachs-Drucke) nahezu gar nicht mehr (Bahder, S. 35 und 36) an ai festhielt.

<sup>12</sup> Sie fiel auch schon deshalb weniger auf, weil auch da, wo sie nicht zur Anwendung kam, ei und ey überall promiscue gebraucht wurden, während das Zeichen ai zum Teil (wie in der Schweiz) ganz fehlte.

Deutsche Philologie, Bd. 44, S. 95 ff.), immerhin einen nicht eben zu unterschätzenden Platz in seiner Sprache einräumen muss. Hauffen meint in obigem Zusammenhang dazu, dass „Fischart allerdings das Gefühl hatte, dass er sich über seine alemannische Mundart zum mitteldeutschen (fränkisch gefärbten) Schriftdeutsch erhebe“, ohne dies näher zu begründen. Dem habe ich mit Bezug auf die Grammatik hinzuzufügen, dass gerade Untersuchungen der neuesten Zeit einigermaßen deutlich erkennen lassen, dass die Formenlehre Fischarts — gleichviel ob bewusst oder unbewusst, — manche Abweichungen von der gleichzeitigen Straßburger Druckersprache zeigt, die aufs Westmitteldeutsche weisen, das gilt zum Teil vom Ablaut — wenigstens dem des Praesens der 2. und 3.—5. Klasse, weniger erkennbar von dem des Praeteritums —, wahrscheinlich auch vom Rückumlaut; freilich lässt sich dies sowohl bei dem Fehlen als Grundlagen dienender Darstellungen von gleichzeitigen (vor allem mitteldeutschen) Druckersprachen und Schriftstellern, ja einer ausführlichen monographischen Untersuchung über einzelne Kapitel der Fischart-Grammatik, als auch bei den viel größern — wol nie recht zu überwindenden — verschiedenartigen Schwierigkeiten, die sich für Probleme der Formenlehre gegenüber denen der Lautlehre ergeben, nicht so klar überblicken, geschweige denn genau fixieren. Auf alle Fälle geht es aber in solchen Fragen nicht an, Fischart so ohne weiters als den Typus der Straßburger Druckersprache der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts katexochen herauszugreifen und die sich dabei ergebenden Resultate zu verallgemeinern, wie dies E. Strömberg (*Minneskrift utgifven af filologiska samfundet i Göteborg*, Göteborg 1910, S. 53 ff., weniger in *Die Ausgleichung des Ablauts im starken Praeteritum*, Göteborg 1907) und J. Stärck (*Studien zur Geschichte des Rückumlauts*, Upsala 1912) getan haben<sup>13</sup>, obschon nicht geläugnet werden soll, dass sich bei der ganzen Art der während dieser Zeit in Straßburg gedruckten Werke schwer überhaupt ein solch einzelner Vertreter aufzeigen lässt.

<sup>13</sup> Umgekehrt darf man aber auch nicht so weit wie Gürtler, *Beitr.*, Bd. 38, S. 96 gehen und Fischart einfach den westmitteldeutschen Schriftstellern zählen; an welchen Schrifttdialekt sich sein Gebrauch des *e r*-Plurals anschließt, lässt sich aus Gürtlers Untersuchung, die in der Hauptsache mit der Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Abschluss erreicht, und dem dürftigen Material meiner Arbeit *Beitr.*, Bd. 36, S. 177 f. und S. 180, die G. heranzieht, überhaupt nicht feststellen; im übrigen ist mir der ganze Sinn der Stelle (besonders der letzte Satz), offen gestanden, ziemlich dunkel geblieben.



# Mundartliche Pflanzennamen aus Baden.

Von Walther Zimmermann.

**P**flanzennamen im Volksmunde — auch sie sind Denkmäler der Heimat, würdig und bedürftig des Schutzes. Wie sehr sie seiner nothaben, wie hoch es an der Zeit ist, sie wenigstens zu sammeln und so festzuhalten, zeigt ein Ausspruch einer fünfzigjährigen Bäuerin: „D' Großmueter sälig het als so zue dener Maie g'sait!“ Die Kinder dieser Frau kannten keinen Namen mehr, selbst nicht für die gemeinsten Pflanzen. Hie und da hört man einen „Schulernamen“, wie ihn die Schule lehrte. Aber was sind diese oft so seelenlosen Schulnamen im Vergleich zu den Volksnamen voll Innigkeit, Eigenheit. Leere, starre Rahmen! Doch welch Leben ist in den Wörtern, die der Volksseele entsprangen. Sie allein sprechen auch wieder zum Volksherzen. Die nie verstandenen Schulnamen verblassen, sie entschwinden dem Gedächtnis — und, leider, nehmen sie die alten Volksnamen mit, die sie vorher ertöteten. Und welche Fülle von Poesie, von völkischer Gemütsiefe, von schlichter Innigkeit, treffender Kennzeichnung, derbem, urfrischem Witz nehmen sie mit ins Grab hinab. Wertvoller Sprachdenkmäler werden wir beraubt, wenn wir nicht nach Kräften sammeln und schützen.

Das alles gilt in besonderem Maße für unser Land. In der Literatur ist wenig über einschlägiges aus Baden zu finden. Selbst die auf diesem Gebiete vorzüglich berichtete „Illustrierte Flora von Mitteleuropa“ von Prof. Dr. Hegi schweigt sich über Baden nahezu völlig aus, während sämtliche Nachbarländer reich vertreten sind. So war ich bei meiner Arbeit darauf angewiesen, ohne Anhaltspunkte vorzugehen. Es war ein mühseliger Weg mit wechselndem Glück, aber es war auch ein reizvoller, genussreicher Weg, dessen Freuden die zahlreichen vergeblichen Schritte schnell vergessen ließen. Wie ich als Knabe Pflanzen sammelte, fand ich die Heimat mit ihrer tausendgestaltigen Schönheit. Nun habe ich durch diese Pflanzen noch den Weg gefunden zur Volksseele, zu diesem Quell von Urkraft und Natürlichkeit.

Einige Zeitungsangaben, einige Mitteilungen eines Kameraden waren, da meine Bitte in den „Monatsblättern des Bad. Schwarzwaldvereins“ Jahrg. 1911, Nr. 8, „Pflanzennamen“ ungehört blieb, die einzigen Hilfsquellen, bis die Freundlichkeit des Herrn Hofrats Pfaff mir die Antworten zugänglich machte, die eingegangen waren auf volkskundliche Fragebogen, welche im Jahre 1895 an die Lehrer in Baden versandt wurden. Ihnen konnte ich eine ganze Menge brauchbaren Stoffes entnehmen, so dass ich Herrn Hofrat Pfaff auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte. Die Namen, die dort berichtet werden, sowie die in alten Jahrgängen der „Alemannia“ aufgestöberten, musste ich auf Treu und Glauben annehmen. Es ist unmöglich für den einzelnen, im ganzen Lande nachzuprüfen. Ich habe nach Möglichkeit den Maßstab meiner Ergebnisse angelegt, so unzweifelhaft falsches ausgeschaltet, fragliches in eine besondere Liste aufgenommen, und dennoch mögen manche Unrichtigkeiten zu finden sein, sei es durch falsche Bestimmungen der Pflanzen, sei es durch Verhören des Namens und der Schreibweise.<sup>1</sup>

Im vorliegenden sind fast nur alemannische Namen behandelt. Die des fränkischen Sprachgebietes gedenke ich später vorzunehmen. Wie die Liste beweist, ist unser Land sehr reich an eigenartigen Namen, so dass es doppelt verwunderlich ist, dass in der Literatur nichts zu finden ist. In den „Mitteilungen des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz“ 1913, Nr. 287/88, veröffentlichte ich eine Liste für den Naturwissenschaftler und für den Gebrauch zu naturschützerischen Zwecken.<sup>2</sup> Stehen nämlich in den Verboten die Namen der Floren, so sind die Pflanzen noch nicht geschützt, weil das Volk diese Namen nicht kennt. Erst wenn man in seiner Sprache zu ihm redet, wird es verstehen. In dieser Arbeit liegt der sprachliche Teil zu-

<sup>1</sup> Auf meine Arbeit „Badische Volksnamen von Pflanzen“ in den Mitteilungen des Bad. Landesv. f. Naturk. u. Naturschutz 1913, Nr. 287/88 sandte mir Herr Professor Huber-Bühl seine Arbeit „Beiträge zum Wortbestand badischer Mundarten“ (Zeitschrift für deutsche Mundarten 1913, Heft 4) zu, in der in Abschnitt 1: „Namen von Pflanzen und Früchten“ eine Anzahl Pflanzennamen vom Kaiserstuhl, von Kenzingen, aus dem Landstrich Achern-Bühl mitgeteilt werden. Ich habe aus seinen Mitteilungen, für die ich Herrn Professor Huber auch hier Dank sage, noch einige der schönsten Funde in meine Arbeit eingeschoben.

<sup>2</sup> Nach Erscheinen dieser Arbeit liefen zahlreiche Zuschriften von Mitgliedern ein, die ich z. T. noch in vorliegenden Zeilen verwertete. Es wäre sehr erfreulich, wenn auch diese Veröffentlichung ähnliche Beachtung erweckte und zur Unterstützung dieser Arbeit anregte.



grunde. Und deshalb wählte ich die alphabetische Reihenfolge, um die Übernahme in mundartliche Wörterbücher zu erleichtern.

Erschöpfend kann und will die Arbeit nicht sein. Das Gebiet — räumlich und geistig — ist zu groß für den einzelnen. Vielleicht ermuntern diese Zeilen eher zur Mithilfe. Ich bitte besonders die Herren Naturwissenschaftler, Lehrer, Geistlichen, Forstbeamten, die durch ihre Studien und ihre Stellung zum Volke Gelegenheit haben mitzuhelfen, unserem Lande die eigenartigen Volksdenkmäler zu erhalten, mir Mitteilungen zukommen zu lassen und hierbei auch die Tierwelt zu berücksichtigen.

An die Lehrerschaft habe ich eine besondere Bitte: dem Volke dieses schöne Gut zu lassen, den Besitz zu festigen und den todgeweihten Namen zu neuem Leben zu verhelfen.

Etwas allgemeines über badische Volksnamen zu sagen, unterlasse ich hier und behalte es für eine zusammenfassende Arbeit vor, wenn durch freundliche Mitwirkung von anderer Seite eine annähernde Vollständigkeit erreicht ist. Beim Lesen der Benennungen und der Deutungen wird man bemerken, dass Sage und Vorzeit, Geschichte und Sitte beitrugen, der Gegenwart diese Wörter zu geben; dass das Volksohr manchmal „eine Glocke läuten hörte“ und nicht wusste woher und wie; wie da drollige Umstellungen und Anlehnungen vorsichgingen; wie oberflächlich einerseits und wie tiefgründig andererseits die Namen gewählt wurden. Man wird seine „verfeinerte“ Nase rümpfen über die bloße Derbheit einiger Wörter und dann wieder wird der nagelkopfsichere Witz erfreuen.

## Fragen über die Stellung des badischen Volkes zu Pflanzen und Tieren.

(Beantwortung erbeten an den Verfasser: W. Zimmermann, Freiburg i. B., Schwarzwaldstr. 2.)

### A. Volk und Pflanze.

1. Angabe mundartlicher Bezeichnungen für Pflanzen und Pflanzenteile.

(Z. B. Fűrblume = Mohn; Hagöpfel, Hiefe = Hagebutten; Bööler = Nuß; Dolder = Baumkrone; Gizze = Ranke; Zelge = Ableger: Laifel = grüne Nusschale.)

2. Volksmedizinische Anwendung: Hausmittel; wogegen? (zur Krankheit auch den volkstümlichen Namen angeben!); Be-

reitung; Verhaltensmaßregeln (Sternbilder, zu- oder abnehmender Mond); gibt es Pflanzen oder Pflanzenteile, deren Beisichtragen gesund macht oder vor Krankheit schützt?

(Z. B. Aronekrut = Aronstab gegen Lungenleiden, muss im ersten Frühjahr gesammelt werden, als Tee getrunken. Gegen Hühneraugen trägt man den Wurzelstock des Salomonsiegels mit sich herum.)

3. Abergläubische Anwendung: Schutz gegen Hexen, Blitz, Zauber usw. Liebeszauber (Ab- und Zuneigung). Welche Pflanzen ziehen den Blitz an, halten ihn ab? Legt man Pflanzen in die Schuhe oder trägt man solche als Talisman mit sich herum? Dürfen gewisse Pflanzen nicht ins Haus gebracht werden? warum nicht?

(Z. B. legt die Braut einen Rautenzweig in den Schuh; rote Nelkenarten dürfen nicht ins Haus kommen, da sie den Blitz anziehen.)

4. Gibt es Pflanzen, deren reiche oder schwache Blüte, üppiges Gedeihen, frühes oder spätes Erscheinen den Ernte- oder Weinertrag anzeigen soll?

(Z. B. Wenn die Wiiblume = Manns-Knabenkraut eine lange Ähre hat, wird das Weinjahr gut!)

5. Bauernregeln für die Feldbestellung. Richtet sich Aussaat und Ernte nach Kalenderzeichen? Was wird angebaut? Getreidearten, Obstarten, Gemüsearten usw. Erntegebräuche, Saatgebräuche. Bezeichnung der Beschäftigungen, wie gizze = Tabakspresse mit den Fingern abzwicken; kirne = Nüsse öffnen; Biire günne = Birnen pflücken; und ähnlich Bezeichnungen für Bereitungszustände, wie Boose = Garbe; Brech = aufgeschichtetes Heu usw.

6. Welche Pflanzen finden außer den Kulturpflanzen (Frage 5) Verwendung? Wildwachsende Kräuter als Genussmittel (Kresse, Ackersalat und andere), als Erwerbsquelle (Besenbinderei, Korbflechterei, Seegras für Matratzen, Marktverkauf), als Viehstreu usw. Bezeichnung der Beschäftigung, z. B. liesche für Seegras(= Liesch)holen.

7. Werden an bestimmten Tagen oder Festen bestimmte Pflanzengerichte (Kraut, Gemüse usw.) gegessen?

8. Welche Pflanzen spielen bei kirchlichen Festen eine Rolle?  
a) Kräuterweihe: Wann ist sie? Wie heißt der Kräuterbüschel („Wirzbüschel“, „Wihehenne“, oder anders)? Welche Pflanzen



- werden geweiht? (Volksnamen mit angeben!) Was geschieht nach der Weihung? Werden Teile gegessen, dem Vieh gegeben, verbrannt? Bild oder Skizze.
- b) Palmsonntag: Wie heißt die Palme? Wie ist ihre Form? Welche Pflanzen enthält sie? Was geschieht mit der geweihten Palme? Bild oder Skizze.
- c) Woraus besteht und wozu dient das Auffahrtskränzchen („Ufertschränzli“)?
- d) Fronleichnam: Straßenzier; Straßenbestreuung. Lässt man an diesem Tage Pflanzen weihen?
- e) Konfirmation — Kommunion — Firmung.
- f) Weihnachten — Ostern — Pfingsten. Gibt es Pflanzen, die an diesen Festen besondere Bedeutung haben? Welche Pflanzen dienen zum Färben der Eier? Aus welchen macht man Nester für den Osterhasen? Gibt es solche, in die der Hase mit Vorliebe die Eier legt und die davon ihren Namen haben?
- g) Taufe — Hochzeit.
9. Pflanzen bei Geburt und Tod. Legt man Pflanzen ins Wochenbett, in die Wiege, ins Bad der Kinder, in den Sarg? warum? Friedhofspflanzen. Gibt es bestimmte Pflanzen für die Gräber? Haben einige unter ihnen eine mystische Bedeutung? Gibt es Pflanzen, die durch Blühen oder Fruchten oder sonst eine Eigentümlichkeit Tod anzeigen?  
(Z. B. Die Hauswurz zeigt mit ihrer Blüte Tod an.)
10. Pflanze und Kind. Welche Pflanzen dienen zum Kinderspiel (Ketten, Kränze, Pfeifen, Päpen, Schießbogen usw.)? Sprüche und Lieder zu diesen Spielen. Welche Pflanzen essen die Kinder gern? Namen der Pflanzen im Kindermund.
11. Sprüche beim Pfeifenklopfen und Beerensammeln. Gibt es Redensarten, die auf Pflanzen Bezug nehmen (z. B. Hochmut isch wolfel, 's git 'n viil uf de Broochäcker).
12. Welche Pflanzen werden mit Vorliebe in Bauerngärten angepflanzt? Welche dienen zum Fensterschmuck? (Volksnamen mitangeben!)
13. Pflanzenkrankheiten (Butz, Brand usw.); Pflanzenschädlinge.
14. Welche Pflanzen gelten beim Volke als giftig für Mensch und Tier?

## B. Volk und Tier.

1. Angabe mundartlicher Benennungen für freilebende Tiere (z. B. Schärmuus = Maulwurf). Wie heißen die Geschlechter (z. B. Hasehengst für den männlichen Hasen); wie die Jungen? Namen der Entwicklungszustände, wie Laich — Kaulquappe — Frosch, oder Raupe — Puppe — Schmetterling. Namen für die Wohnungen, Bauten (z. B. Nester, Spinnennetze usw.). Haben die Losungen besondere Namen?
2. Haustiere: Namen (z. B. Muni = Stier; Nunne = weibliches, verschnittenes Schwein; Moor = Mutterschwein). Wie nennt man die Jungen? (z. B. Hutsch = junges Pferd.) Wie lockt man die Tiere? (z. B. hus-hus-hus die Schweine, wulle-wulle die Gänse usw.) Haben die Tiere verschiedene Namen nach ihrer Verwendung als Zuchttier, als Nutztier, als Schlachttier?
3. Krankheiten (auch die mundartliche Bezeichnung!); Heilmittel dafür.
4. Dienen Tiere, Teile oder Produkte derselben als Heilmittel oder zu abergläubischen Zwecken?  
(Z. B. Spinnennetze zum Blutstillen; Fliegen oder Asseln, in einem Säckchen auf der Brust getragen, schützen vor Krankheiten; man berührt kranke Stellen [Warzen] mit Tieren und verwundet sie tödlich, damit mit dem Tode des Tieres die Krankheit schwindet.)
5. Stehen Tiere zu kirchlichen Feiern in Beziehung?  
(Z. B. Weißer Hammel wird am weißen Sonntag in die Kirche geführt.)
6. Bestehen Gebräuche, dass an bestimmten Tagen (kirchlich und weltlich) bestimmte Tiere gegessen werden?
7. Besteht der Glaube, dass das Erscheinen gewisser Tiere, ihr Ruf, ihre Berührung, die Berührung ihrer Ausscheidungen Tod, Unglück, Krankheit bringen?  
(Z. B. Totenvögel! Ein über den Weg fliegender Rabe bedeutet Unglück! Urin oder Kot einer Fledermaus, auf das Haupt gefallen, bewirkt Haarausfall oder Ausschlag.)
8. Auslegung des Rufes.  
(Z. B. Käuzchen: Komm mit, komm mit! Meise: Zit isch do, Rebe goo!)
9. Redensarten über Tiere; Sprichwörter, die auf Tiere Bezug nehmen.



(Z. B. Renne wie-n-e Wändele; Spinne am Morge — Kummer und Sorge usw.)

10. Welche freilebenden Tiere werden genossen, zur Unterhaltung oder anderen Zwecken gefangen, zu Erwerbszwecken benutzt? Welche Tiere gelten als giftig und schädlich?

Die Fragen A 6 und A 14 sowie B 10 empfehle ich der besonderen Beachtung, da sie vor allem naturschützerischen Hintergrund haben.

### Abkürzungen.

- A. F. B. = Antworten auf volkstümliche Fragebogen, 1895 ausgegeben von Kluge, Meyer, Pfaff. Eigentum des Vereins „Badische Heimat“, Freiburg i. B.
- Meyer = E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Straßburg, Trübner, 1900.
- Söhns = Franz Söhns, Unsere Pflanzen. Ihre Namensklärung u. i. Stellung i. d. Mythologie u. im Volksaberglauben. Leipzig, Teubner, 1907.
- Losch = Dr. Fr. Losch, Die Volksnamen der Pflanzen auf der schwäbischen Alb. Tübingen, Schwäbischer Albverein, 1899.
- Hegi = G. Hegi, Illustrierte Flora von Mitteleuropa. München, Lehmann.
- Meisinger = O. Meisinger, Volkswörter u. Volkslieder a. d. Wiesental. Freiburg i. B., Bielefeld, 1907.
- Hu = Fr. Huber, Beiträge zum Wortbestand badischer Mundarten (Zs. f. D. Mundarten 1913, S. 316—325).
- Mitt. L. V. = Mittlgn. d. Bad. Landesver. f. Naturkunde u. Naturschutz, Freiburg i. B.
- ahd. = althochdeutsch.
- mhd. = mittelhochdeutsch.
- nhd. = neuhochdeutsch.
- mlat. = mittellateinisch.
- Dial. = mundartlich.

### A

**Adamsäpfel:** Die Früchte des schwarzen Bilsenkrauts, *Hyoscyamus niger* (Hüsingeu i. W.); so genannt wegen der Ähnlichkeit mit dem „Adamsapfel“ des männlichen Halses.

**Ägetle:** Heideröschen, *Daphne cneorum* (Hüfingen b. Donaueschingen); *ägert-nägele* auf der Schwabenalb.

**Aloysiusnelke:** *Lilium candidum*, weiße Lilie (Ettenheim; E. H. Meyer, Bad. Volksleben); weil St. Aloysius häufig mit dieser Pflanze abgebildet wird (vergl. Josephslilie).

**Amarischge:** Elfenbein-Schachtelhalm, *Equisetum Telmateia* (Achkarren); aus Tamariske, mit der die Pflanze eine sehr entfernte Ähnlichkeit hat. Das Volk verstand: *d' Amarischge* (Hu.). — Am Isteiner Klotz benutzt man die sterilen Sprosse als Liebeszaubermittel. Sieht das Volk in den Pflanzen etwa Weibchen, indem es die fertilen Sprossen mit dem männlichen Gliede vergleicht?

- Amelemaie**<sup>3</sup>: Wird in den „Antworten“ aus dem Amt Säckingen für die Blüte des Pfaffenröhrleins, *Taraxacum officinale*, angegeben.
- Amerelle**: Sauerkirsche, *Prunus cerasus* (Unzhurst; A. F. B.); zusammenhängend mit *amarus* = herb.
- Andivi** (*andiifi*): Endivie, *Cichoria Endivia* (allgem., neben *endivi*).
- Ankeblume, -maie**: gelbblütige Hahnenfußgewächse werden unter diesem Namen zusammengefasst (Hahnenfuß, *Ranunculus*; Dotterblume, *Caltha palustris*); *anken* = *butter*; s. Butterblume, Schmalzblume.
- Ankemaie, große**: Dotterblume, *Caltha palustris* (Schallstadt).
- Ankemaie, kleine**: Feigwurz, *Ranunculus ficaria* (Schallstadt).
- Äpfelblüml**i: Kamille, *Matricaria chamomilla* (Vöhrenbach und Villingen); das Volk vergleicht die gewölbten Blütenkörbchen mit kleinen Äpfeln.
- Aprilenblume**: Buschwindröschen, *Anemone nemorosa* (Au im Murgtal); nach der Blütezeit.
- Arbst**: eine rotbeerige Rebenart, *Vitis vinifera* (Amt Rastatt).
- Areon**: Aronstab, *Arum maculatum* (Waldkirch); Volksverdrehung aus Aron.
- Aronechruet** (= Aronskraut): Dialektform für Aronstab, *Arum maculatum* (Wiesental).
- Äschbeli**: Mispel, *Mespilus germanica* (Eichstetten, Hu.).
- Augustnuss**: Die Früchte einer Haselnussabart, *Corylus avellana* var. *glandulosa*, die im August reift. (Isteiner Klotz; Mitt. L. V. 1889, Nr. 59.)

## B, P

- Bachbommel, Bachbumbele, Bachbummel**: Sumpfdotterblume, *Caltha palustris* (verstreut, z. B. Pforzheim, Grimmelschhofen, Säckingen); *bommel*, aus *bombel* (= Kugel, frz. bombe), wie *bummel* aus *bumbel*.
- Bachbunde**: 1. Bachehrenpreis, *Veronica beccabunga* (allgem.); 2. Sumpfdotterblume, *Caltha palustris* (Degerfelden); *bunde* zu *bunge* aus *bungo* = Knoten. Im ersten Falle wegen der zahlreichen Stengelknoten, im zweiten wegen der knopfigen Blüte.
- Bachbunge** s. Bachbunde 1.
- Bachrollen**: Sumpfdotterblume, *Caltha palustris* (Fützen); -rollen wegen der runden Blütenknöpfe (vergl. Todtmoser Rolle, Ankerrolle).
- Baderle**: Gänseblümchen, *Bellis perennis* (Oberland fast allgem., so im ganzen Wiesental, Hotzenwald); vermutlich führt die Pflanze den Namen, weil sie seit altersher ein beliebtes und in keiner Hausapotheke fehlendes Volksmittel ist (?). Dies ist die Meinung des Volkes. Die sprachliche Erklärung ist nach einer schriftlichen Mitteilung von Herrn Hofrat Prof. Pfaff folgende: *Baderle* heißt Perle und ist gleichbedeutend Margerite. Der Name kommt von *potere* = Paternosterkranz, Rosenkranz, Perlenkranz, woher die einzelnen Perlen auch *potere*, *poterle* (*ba<sup>o</sup>derle*) genannt werden. Hierzu vergl. Meisinger, Wörterbuch der Rappenaauer Mundart, S. 125: *phote* (= *pote*): „Kette aus Perlen, in der Kindersprache Kette, die aus ineinandergesteckten Stielen des Löwenzahns besteht, aus lat. pater (noster) entstanden.“ Bayr. *ba<sup>o</sup>derle* = Perle; *Ba<sup>o</sup>derlefabriken* im Fichtelgebirge!
- Baderle, große**: Wucherblume, *Chrysanthemum leucanthemum* (Wiesental und an anderen Orten des Oberlandes); die Ähnlichkeit mit dem Gänseblümchen gab den Namen.

<sup>3</sup> *amele* = Milchflasche (Verkleinerung von Amme) (Thiengen, A. Waldshut).



**Bangala:** Kälberkropf, Chaerophyllum-Arten, wol auch andere Umbelliferen (Blumegg).

**Bange?** 1. In den „Antworten“ aus Rotzingen (A. Waldshut) für Schierling angegeben; ist damit Conium maculatum gemeint? 2. s. Bangala.

**Pappelkraut** (*pappelechrut*): Käspappel, Malva neglecta (Efringen); mhd. *papel*, *papele* = Malve.

**Pappelrose:** Stockrose, Althaea rosea (Rastatt); s. Pappelkraut.

**Barbarakisselchen:** Die zottigen Gallen von Rhodites rosae an Rosenarten (Taubergrund); die hl. Barbara schützt gegen Feuersgefahr; daher im Würzbüschel gegen Blitz.

**Barbarakraut?** Nach „Alemannia“ Bd. 22 (1894), S. 77 als Bestandteil der Würzbüschel im Taubergrund aufgeführt ohne Angabe der Pflanze; s. vorige.

**Bäredobe:** Wiesen-Bärenklau, Heracleum sphondylium (Wiesental, Hotzenwald, Elztal bei Waldkirch); die großen, grobgelappten Blätter werden mit Bärenatzen verglichen; *doobe* aus *tope* : *tâpe* = Pfote; Bäredoobe heißen auch im Wiesental (Steinen) die Fausthandschuhe aus gleichem Anlass.

**Bärlappe:** Wiesen-Bärenklau, Heracleum sphondylium (Wiesental, Hotzenwald); s. vorige; *lappe* : *lappo* = flache Hand, Pfote.

**Bärmutterchümmi:** 1. Wiesen-Bärenklau, Heracleum sphondylium; 2. Sammelbegriff für alle weißblütigen Doldenblütler, die im Gegensatz zum echten Kümmel, Carum carvi, gesetzt werden sollen und nicht weiter unterschieden werden (Wiesental, Hotzenwald, Muggenbrunn, Albtal). *chümmi* ist dial. Kümmel; *bärmutter* ist dial. Gebärmutter. Wenn sich ein volksmedizinischer Gebrauch für Krankheiten der Gebärmutter nachweisen ließe (s. Bärmutterkraut), so wäre der Name als Gebärmutterkümmel erklärt. Ich glaube aber, dass hier eine Übertragung vorliegt; m. E. ist das Wort gebildet aus *bär-* (von Bärlappe, Bäredoobe entlehnt) und *matte*, das zu *mutte* sich abschliff und dann an *mutter* angelehnt wurde. Die Pflanze heißt somit eigentlich Bärmattenkümmel (vergl. Matt'chümmi für echten Kümmel); dass die blasigen Scheiden der Blätter mit der Gebärmutter verglichen werden, ist wohl kaum wahrscheinlich, dies würde auch mit dem Wesen des Sammelbegriffs nicht übereinstimmen. Vielleicht gilt der Name auch für die nächste Pflanze.

**Bärmutterkraut:** *Bürwurz*, Meum athamanticum (St. Blasien, Elztal); wurde gegen Krankheiten der Gebärmutter gebraucht.

**Bartengel** s. Batengel.

**Bartstude?** In den „Antworten“ aus Willaringen (Hotzenwald) unter Pfriemen angegeben. Ist damit Genista sagittalis, Flügelginster, Erdpfriemen, verstanden?

**Batengel** (*badängel*, *badängeli*, *badänkeli*, *badenke*) mit der Nebenform *Bartengel* (*bardängeli*): Primula officinalis, Arzneischlüsselblume (Kinzigtal, Hegau, überhaupt gegen die schwäbische Grenze zu), Primula elatior, große Schlüsselblume (Frickingen, s. u. Batengel, heimische); *batengel* wird in Wörterbüchern abgeleitet aus *betonica* oder *betonica* und kommt demnach eigentlich dem Ehrenpreis, Veronica, zu (*veronica* : *vetonica* : *betonica*); vergl. hierzu Franz Söhns, Unsere Pflanzen. Teubner 1907. In alten Kräuterbüchern heißt die Primel *Betonica alba*, wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit denen der Betonie. Vergl. Mattetänneli.

**Batengel heimische** (*hoanische badängeli*): Primula officinalis, Arzneischlüsselblume (Frickingen); im Gegensatz zu der großen Schlüsselblume, Primula elatior, die schlechthin Batengel heißt.

**Paulusbirne:** Eine Birnensorte (Amt Bühl).

- Bäumlichrut:** Bündelkraut, *Mercurialis perennis* (Efringen, Degerfelden).
- Beinbrech:** Gemeines Kreuzkraut, *Senecio vulgaris* (Denzlingen); die Erklärung dieses Namens für gerade diese Pflanze, der ganz aus der Reihe der anderen Bezeichnungen herausfällt, ist dunkel. Sollte sie „Peinbrech“ heißen, als Schmerzbrecher? Im Niedersächsischen wird sie als „Dickkopfkraut“ gegen Kopfschmerzen bei kaltem Fieber angewandt; besteht solche Verwendung auch in Baden? Schweizer Idiotikon 5, 313 leitet den Namen her von der Ermüdung der Beine, die das Ausjäten des lästigen Unkrauts macht; deshalb in der Schweiz auch „Chnübrech“.
- Belle:** Pappel, *Populus* (Grimmelshofen); wohl nur durch nachlässiges Sprechen entwickelt aus *pabelle*.
- Belzebug:** Traubenkirsche, *Prunus padus*; durch Anlehnung entstellt aus Elsebaum = Traubenkirsche (Au i. Murgtal; Steinbach, A. Bühl).
- Berrile** (*beerije*): Erdbeere, *Fragaria vesca* (Au a. Rh. Amt Rastatt); Berrile = Beere („Antworten“).
- Beschreikraut?** 1. Angegeben aus Neuenburg (A. Bruchsal) ohne Angabe der Pflanze; 2. Sommerziest, *Stachys annua* (Endingen; gegen Gliederweh, Hu); 3. Vermeinkraut, *Thesiumarten* (Weinheim, Schriesheim).
- Bete** (*beete*): Runkelrübe, Mangold, *Beta vulgaris* (allgemein).
- Peterli; Peterling** (*beederli*): Petersilie, *Petroselinum sativum* (Klettgau, Alb- gau; Elztal); Anklang an Sellerie, Schnittling für Schnittlauch u. ähnl.
- Bettbrunzkrut:** Pfaffenröhrlein, *Taraxacum* und Löwenzahn, *Leontodon* (Freiamt, Betzenhausen); wegen der harntreibenden Wirkung der Pflanze, von der die jungen Stengel und Blätter gern als Salat gegessen werden.
- Bettseicher:** 1. Wie vorige (Hegau: *bettsoacher*; auch andernorts); 2. Wolfsmilch, *Euphorbia* (Frickingen: *bettsoacher*); Übertragung des Namens, weil die Wolfsmilch auch weiße Milch absondert wie Pfaffenröhrlein und Löwenzahn.
- Pfefferbirne** (*pfafferbirne*): eine Birnensorte (A. Bühl).
- Pferschi:** Nebenform zu Pfirschi; mhd. *pfersich*.
- Pfifholz** (*pfifholz* und *pfiffholz*): Weide, *Salix* (Wiesental, Hotzenwald); das Holz, von dem man Pfeifen macht.
- Pfingsten** (*pfingschte*): Flügelginster, *Genista sagittalis* (Hausen i. W.); nach der Blütezeit.
- Pfingstnägeli?** In E. H. Meyer, Volksleben im Breisgau aus Ettenheim angeführt; für welche Nelkenart?
- Pfingsttschupe** (*pfingschtschuupe, -schuppe*): 1. Wundklee, *Anthyllis vulneraria* (Wolpadingen-Hotzenwald); 2. Flügelginster, *genista sagittalis* (Muggenbrunn); bedeutet meiner Meinung nach Pfingststrauß; zu *tschupe* vergl. *tschäubeli, tschübeli* = Strohband, Strohbüschel (Meisinger).
- Pfirschi:** Pfirsich, *Prunus persica* (vergl. Wirschi für Wirsingkohl).
- Pflacken:** Nebenform zu Placken (Thiengen im Klettgau).
- Pflitterlich:** Eine Pflaumensorte (A. Bühl).
- Pflugbeere:** Brombeere, *Rubus eubatus* (A. Rastatt in mehreren Orten); aus Brombeere entstanden über Pfrubeere (s. d.); weitgehendste Umformung des Namens.
- Pfrubeere** (*pfrubeerje*): Brombeere, *Rubus eubatus* (Wintersdorf, A. Rastatt); die Entwicklung aus *brombeere* = Dornbeere (*brämo, bräme* = Dornstrauch) ging über *brumbeere* — *brubeere* — *pfrubeere*, woraus *pflubeere* entstand, das dann an *pflug* angelehnt wurde, so dass *pflugbeere* (s. d.) sich bildete (vergl. auch Blumbeere).
- Bielharz:** Harz von Nadelhölzern (Schönberg; dicker Terpentin wurde unter diesem Namen in Apotheken gefordert); = Harz, das auf Beulen (*büle, biile*)



- gelegt wird, um sie zu erweichen; eine alte Form ist „Bulharz“; Fischer, Schwäb. Wörterb. I, 1114, hält diese Ableitung für „unmöglich“, und in dem Sinne, wie es das Schweiz. Idiotikon 2, 1655 deutet, Harz aus Harzbeulen, schließe ich mich seinem Widerspruch an; meine Deutung lässt sich durch die Tatsache beweisen, dass das Volk Terpentin (*Terebinthina communis*) gegen Beulen und Wunden fordert („'sisch für uf d' Büüle“).
- Bienlekraut** (*biinlikrut*): 1. Gaisbart, *Aruncus silvester* (Oberried, Hofgrund); weil die großen Blütenstände eine vorzügliche Bienenweide sind; 2. (*biinelikrut*): Wasserrminze, *Mentha aquatica* (Siegelau bei Waldkirch); die Pflanze wird zum Ausreiben der Bienenstöcke genommen, um Gerüche zu verdecken, besonders die von einem früheren Bienenstamm bei Umsiedelung eines Schwarmes.
- Binzen** (*binze*): 1. Gesamtbegriff der „Rietgräser“ Binse, *Juncus*, Simse, *Scirpus*, und Seggenwäxse, *Caricaceae*; 2. Wollgras, *Eriophorum* (Wiesental).
- Binzenbusele** (*binzebuusele*): Wollgras, *Eriophorum*, im Fruchtzustand (Gresgen b. Zell i. W.); zu *busele* siehe unten: Busele für Weidenkätzchen.
- Binzgen**: s. Binzen 1.
- Bire** (*biire*): dial. Birne.
- Pissangli** (*bisangli*): Pfaffenrohr, *Taraxacum*, und Löwenzahn, *Leontodon* (Breisach); aus dem franz. pissenlit = 1. Bettnässer, 2. Löwenzahn (Sachs-Vilatte, Enzykl. Wörterbuch I).
- Placke** (*placke* und *blagge*): Die Blätter der Pestwurz, *Petasites* (Wiesental); *placke* ist ein großes Stück Tuch, aus mhd. *placke* = Flecken, Gegend durch Begriffserweiterung zu Fleck (vergl. ndl. *plak* = Fleck, Klecks); hieran lehnte das Volk das aus lattich gewordene „lacte“ (s. d.)
- Blafkonium**: Levkoie, *Matthiola annua* (Kaiserstuhl); Entstellung.
- Plapperstöck**: Breit- und großblättrige Ampferarten, wie z. B. Flussampfer, *Rumex hydrolapathum*, Grindampfer, *R. obtusifolius*, Knäuelampfer, *R. conglomeratus* (Vörstetten); *plapper* ist eine Weiterbildung von *placken*, wie aus der Bezeichnung „Kindsplapper“ und „Dittiplacke“ (s. d.) für die gleichen Pflanzen in Baden und anderswo hervorgeht. In der Volksmedizin vielfach verwandt als Wundenverband und zum Öffnen der Geschwüre (Aisen). Hierzu streift man die Blätter ab, wickelt sie zu Ballen, so dass die kleinen von den großen umschlossen sind. Die auf dem Herde oder besser in der Glut bis zum Saftigwerden erhitzten Ballen legt man auf die Geschwüre. Eine andere Verwendung ist die folgende gegen Ausschlag (Plätz): Man bedeckt die Stellen mit den Blättern, die mit Butter beschmiert worden sind.
- Blaubeere, blaue Beere**: Heidelbeere, *Vaccinum myrtillus* (an einigen Stellen des Hotzenwaldes).
- Blauwetterkühl**: Hanfblättriger Wasserdost, *Eupatorium cannabinum* (Taubergrund; „Alemannia“ Bd. 22, 1894, S. 77); vielleicht Blaufederkiel?
- Blitzblume** (*blitzblueme*): Kuckucksnelke, *Lychnis flos cuculi* (Wiesental bei Schopfheim); die hellroten zerschlitzten Blütenblätter geben den Vergleich mit Blitzen.
- Blumbeere**: Brombeere, *Rubus eubatus* (Simonswälder Tal); aus *brombeere* — *brumbeere* — *blumbeere* (s. a. Pflugbeere und vergl. *prunus* — *pflaume*).
- Blutrose**: Pfingstrose, *Paeonia* (A. Staufen).
- Blutstiller** (*bluetschtiller*): Wollgras, *Eriophorum latifolium* (Hausen i. W.); nach der volksmedizinischen Verwendung der weißen Fruchthaare anstelle von Watte.

- Bocherle:** Gesamtbegriff für weißblühende Doldenblütler (Löffingen); schweizerisch: Biggerle.
- Böhler** (*bööler*): Walnuss, *Juglans regia* (Steinen i. W.); besonders die Nuss in der grünen Hülle; *böhler* ist im Volksmund eine Kugel; große Ripp-linge werden so benannt.
- Bolle:** Trollblume, *Trollius europaeus* (Hinterzarten); *bolle* ist ein Klumpen, Ballen von rundlicher Form.
- Bomsuger** (*boomsuuger*): Mistel, *Viscum album* (Frickingen); = Baumsauger.
- Borste?** In „Alemannia“ Bd. 22, 1894, S. 77 als Bestandteil der Wurzbüschel ohne Pflanzenangabe berichtet.
- Boschnägeli? Boschenägeli?** Führen Meyer aus Ettenheim und die „Antworten“ aus Achdorf ohne nähere Bezeichnung an.
- Boxpflaume:** Eine Pflaumensorte (A. Bühl); s. Buxhose.
- Brandblatten** (*bladdä*): Huflattich, *Tussilago farfara* (Achdorf, Grimmelshofen); *brand-* wahrscheinlich weil sie, auf Wunden gelegt, den Brand (Eiter) verhindern sollen; zu *-blatten* s. Lacte.
- Praume:** Pflaume, *Prunus domestica* (Elchesheim, A. Rastatt); aus *prunus*, verbindende Form zwischen diesem und Pflaume.
- Breitlich:** Eine Apfelsorte (A. Bühl).
- Brennechsle:** dial. Brennessel (Bernau).
- Preußethee:** Echter Augentrost, *Euphrasia officinalis* (Muggenbrunn); aus *preissethee* (= Ehrenpreistee) durch Anlehnung an Preuße; schwebte dem Volke die alte Bedeutung noch vor, würde es „*praissethee*“ sprechen.
- Brobre** (*broobre*): dial. Brombeere (Simonswald).
- Bromade** (*bromada*): dial. Brombeere (Marlen, A. Offenburg).
- Brombela** (*brombelä*): dial. Brombeere (Denzlingen).
- Brubeere:** dial. Brombeere (Frickingen).
- Brumer:** 1. (*bruumer*) dial. Brombeere (Waldulm); 2. (*brummere*) ebenso (Neusatzack).
- Brumelter:** dial. Brombeere (Schwarzach, A. Bühl).
- Büchele** (*biechele*): Die Früchte der Rotbuche, *Fagus silvatica* (Siegelau).
- Puppele:** 1. Die Knospen des Klatschmohns, *Papaver rhoeas* (Achern); Kinderspiel. Die Kinder trennen die Kelchblätter einer Knospe, so dass die Blumenblätter sich bauschig entfalten; sie stecken auf den Stielrest den Fruchtknoten einer anderen Blüte, dem sie mit Tinte Auge, Mund und Nase aufzeichnen. So erhalten sie eine rotrockige Puppe mit grünen Ärmeln; s. a. Frälesblume. 2. Die Blütenstände vom Aronstab, *Arum maculatum*, dienen ebenfalls als Spielpuppen (Hüsing i. W.).
- Burgetschlüsseli:** Arzneischlüsselblume, *Primula officinalis* (Ebringen); zur Erklärung kann vielleicht Bergschlüssel dienen? Oder dürfte Walpurgisschlüssel die Deutung sein? In Oberbayern geht nämlich die Meinung, dass die Pflanze am heilkräftigsten sei, wenn die Blüten am Walpurgistage (30. April) vor Sonnenuntergang gepflückt werden (Söhns). Ob dieser Brauch bei uns besteht oder bestand, weiß ich nicht.
- Busel:** Die Fruchtzapfen der Tanne, *Abies alba* (Neukirch am Bodensee); vergl. die folgenden Namen für Koniferenzapfen: Buzelküh, Budlküh (Bayern), die sich von niederdeutsch *butt* = klein ableiten (Hegi).
- Busele** (*buusele, bussele, büisele*): 1. Die Blütenkätzchen der Weiden, vielleicht auch der Pappeln (allgemein im Oberland); *busele* = Kosewort für Katze. 2. Katzenpfötchen, *Antennaria dioica* (Hohe Möhr); wird nach einer Zeitungsnotiz am Himmelfahrtsmorgen vor Sonnenaufgang von den jungen Burschen wortlos gepflückt. In der schwäbischen Alb besteht die Sitte bei ledigen Mädchen. Liebeszauber?



- Butte:** Die Früchte der Rosen (Oberland); Verkürzung von Hagebutte.  
**Buttechörnli:** Die Samen aus den Hagebutten (Oberland); so oder als *Chörnlihee* (= Körnertee) als Volksmittel bei Harnbeschwerden oder auch als Theeersatz verwandt.  
**Butterblume:** Überall neben Ankenblume, Ankenmaie für die gleichen Pflanzen (s. dort)  
**Butterkraut:** Gartenmelde, *Atriplex hortensis* (Freiburg, Thiengen i. Klettgau).  
**Buxhose:** eine Pflaumensorte (Wittental bei Freiburg); = Bockshoden, -hose ist nur gebildet, um den Sinn zu verdecken; s. Boxpflaume.

## C (siehe unter K und Z)

## D, T

- Dalle:** dial. Dahlie, *Dahlia* (Grimmelshofen, Achdorf).  
**Täschlikraut** (*däschlichruet*): Hirtentäschel, *Capsella bursa pastoris* (allgem.).  
**Dätsche:** Pfaffenrohr, *Taraxacum*, und Löwenzahn, *Leontodon* (Adelhausen — Dinkelsberg): wegen der flachen, „breitgetatschten“ Blattrosetten.  
**Tausendguldenkraut** (*tausedguldekraut, duusedguldechruet*): 1. Tausendguldenkraut, *Erythraea centaurium* (allgemein). 2. Kleinblütiges Weidenröschen, *Epilobium parviflorum* im Blütestand (Renchen); wegen der großen Ähnlichkeit mit *Erythraea*. Im Fruchtzustand: Muttergotteshaar (s. dort). In Vörstetten dient *Erythraea* als Liebesorakel für die Mitgift.  
**Teufelsaugen:** Bilsenkraut, *Hyoscyamus niger* (Donaueschingen? nach einem Herbarzettel des Fürstl. Fürstenberg. Herbars zu Donaueschingen, Mitteilungen des Bad. botan. Ver. 1895, Nr. 129); Teufelsaugen, weil die Blüten der sehr giftigen Pflanze mit ihrem schwarzvioletten Schlund und dem helleren, geäderten Kronensaum mit Augen verglichen werden. Ob dieser Name ein wahrer Volksname der Baar ist oder war, oder von Amtsbühler aus Büchern auf den Zettel geschrieben wurde, kann ich nicht sagen.  
**Teufelskraut** (*-krut*): Schöllkraut, *Chelidonium maius* (A. Säkingen).  
**Teufelsmilch:** 1. Schöllkraut, *Chelidonium maius* (Hüsing, Efringen). 2. Wolfsmilch, *Euphorbia* (Efringen, A. Stauf); wegen des giftigen Milchsaftes.  
**Teufelsrädle:** Rote Heckenkirsche, *Lonicera xylosteum* (Löffingen); die giftigen roten Beeren sitzen am Stiel wie zwei Räder an der Deichsel.  
**Teufelswägele:** wie vorige (Wellendingen).  
**Tintenbeeren** (*Dintebeere*): 1. Rainweide, *Ligustrum vulgare* (Kaiserstuhl). 2. In den „Antworten“ aus Achdorf als „*Dindabeeri*“ ohne Pflanzenangabe aufgezählt.  
**Dischgele:** dial. für Distel (Siegelau).  
**Dittiplacke:** Großblättrige Ampferarten wie bei Plapperstöck (Degerfelden); *ditti* ist dial. Puppe, kleines Kind; *dittiplacke* hat den Sinn von Kindswindel, womit die weichen, oft braunfleckigen Blätter verglichen werden. s. Lacte.  
**Töchterli:** Feldsalat, *Valerianella olitoria* (Auggen); s. bei Ritscherle.  
**Todtmooser Rolle** (*toomeser rolle*): Trollblume, *Trollius europaeus* (Höchenschwander Berg; z. B. Remetschwil, Brunnadern; Hotzenwald: Wolpadingen, Ibach; Todtmoos; Hög b. Zell i. W.); *rolle* wegen der runden, knopfigen Blüten; weshalb Todtmoos den Namen gab, vermochte ich nicht zu erfragen; er könnte vielleicht durch die Wallfahrten von dort verbreitet worden sein.  
**Tollkaut:** Bilsenkraut, *Hyoscyamus niger* (s. Teufelsauge).

**Donnerdistel:** Ein in „Alemannia“ Bd. 22, 1874, S. 77 ohne Bezeichnung angeführter Bestandteil der Würzbüschel.

**Dorne** (*doorne*): Heckenrose, *Rosa canina* (Herdern).

**Totenblümli** (*toteblüemeli*): Immergrün, *Vinca minor* (A. Säckingen); weil eine beliebte Grabpflanze.

**Dreckholder:** Verzerrt aus Reckholder (Bernau, Hotzenwald).

**Dreierschlähle:** Stiefmütterchen, *Viola tricolor* (Unzhurst); *dreier* wegen der dreifarbigen Blüten; was aber bedeutet *-schlähle*?

**Dreifaltigkeitsli:** Stiefmütterchen, *Viola tricolor* (Ettenheim). Der Volksmund bedenkt diese Pflanze sehr gern mit religiösen Namen (vergl. Jesuveiele, Jesusli), so wurde die Dreifarbigkeit der Blüten mit der Dreieinigkeit zusammengebracht.

**Drussbeere:** Stachelbeere, *Ribes grossularia* (A. Rastatt); über *grusselbeere* — *trutzelbeere* (s. d.) gebildet.

**Trübi:** Johannisbeere, *Ribes rubrum* (Säckingen); *trübi* = *traube*.

**Trutzelbeere:** Stachelbeere, *Ribes grossularia* (A. Rastatt); aus Grusselbeere entstanden.

**Tubenkröpfe** (*duubechröpfli*): 1. Großes Träubel, *Muscari racemosum* (Kaiserstuhl, Schönberg). 2. Eine fadschmeckende, bereifte Brombeerart (Degerfelden); die dichtgedrängten Blüten bzw. Früchte sind verglichen mit den Körnerklumpen im Taubenkropf.

**Tulipane:** Tulpe, *Tulipa Gesneriana* (häufig).

**Dunderblume, -maie:** 1. Wiesenschaumkrant, *Cardamine pratensis* (Binzgen, Oeflingen). 2. Bergwolfelei<sup>4</sup>, *Arnica montana* (Hotzenwald, A. Säckingen); warum? werden die Pflanzen abergläubisch mit Gewittern zusammengebracht? Beim Wiesenschaumkraut kann auch die Blütezeit, die mit den ersten Gewittern zusammenfällt, in Betracht kommen. (Vergl. aus Pieper, Volksbotanik [hier angeführt aus einer Notiz der Naturwissenschaftl. Wochenschr. N. F. Bd. IX, 1910, S. 720]: „Wer Wohlverleih in die Felder steckt, unter das Dach legt und in die Ställe hängt, bleibt von Blitzschlag und Hagel verschont“)

**Dundernägeli:** Rote Lichtnelke, *Melandryum rubrum* (Hofsgrund); auch andere Nelkenarten.

**Durlips, Dürrlipfe:** Runkelrübe, *Beta vulgaris* (im ganzen Gebiet verstreut); engl. turnips.

**Turmentill** (*durmedill*): Blutwurz, *Potentilla silvestris* (Wiesental, Dinkelberg, Hotzenwald, Klettgau). Im Wiesental geht über diese sehr beliebte Volksheilpflanze eine Sage: Als die Pest in der Gegend hauste (1348—49) und die Menschen dahinraffte, kam in der Zeit höchsten Elends ein Vöglein vom Himmel (ein anderer Wortlaut redet von einer Stimme vom Himmel) und pfiff:

Ässt Durmedill und Bibernell!  
Sterbt nüt se schnell!

In Löffingen steht an Stelle des Durmedill der Knoblauch:

Iss Knoblauch und Bibernell!  
Stirbst nicht so schnell!

<sup>4</sup> Bergwolfelei schreibe ich statt Bergwohlverleih, weil dieses ein umgedeuteter Volksname ist. *Wolferlei*, *Wohlverlei* sind nicht folgerichtige Schreibweisen, die halb den Volksnamen, halb den Stammnamen enthalten. Die Wortgeschichte ist: *Wolf* und *gel* = *gelb* sind die Bestandteile; *Wolvisgelegena*, nach anderer Weise *Wolfesgelegena* (Physica der hl. Hildegard, 12. Jahrh.), *Wolfilegia* (16. Jahrh.), daraus *Wolfelei* (wie *Akelei* aus *Aquilegia*) (Söhns).



Diese Sage scheint weitverbreitet zu sein, denn Stifter berichtet sie aus Oberplan in Österreich in seinen Erzählungen: Bunte Steine:

Esst Enzian und Pimpinell;  
Steht auf, sterbt nicht so schnell!

## E

- Ebeere** (*äbbeeri*): dial. Erdbeere (Hohenbodmann, Achdorf).  
**Eberswurzel** (*äberschwurzel*): Große Wetterdistel, *Carlina acaulis* (Siegelau); die gepulverte Wurzel dient gegen den Husten der Schweine.  
**Edelmann** (= *maa*): Wucherblume, *Chrysanthemum leucanthemum* (Weitenau).  
**Eilblumen?** So sollen in Unzhurst nach den A. F. B. die Nelken heißen.  
**Embeere**: dial. Erdbeere (mehrfach im Unterland).  
**Emele?** Führen die A. F. B. aus Fützen für Sauerkirsche. Ist der Name richtig? Vielleicht verkürzte Form von Amarelle?  
**Endivi** (*endiifi*): Endivie, *Cichoria Endivia* (allgemein).  
**Erabara**: dial. Erdbeere (Harmersbachtal); ahd. *ero* = die Erde.  
**Erbade** (*arbada*): dial. Erdbeere (Marlen b. Offenburg).  
**Erbeer** (*erbr*): dial. Erdbeere (Neusatzeck).  
**Erbeerapfel**: Eine Apfelsorte (A. Bühl).  
**Erbel**: dial. Erdbeere (A. Rastatt).  
**Erbula**: dial. Erdbeere (Altenheim bei Offenburg).  
**Erdäpfel**: Kartoffel, *Solanum tuberosum* (weitverbreitet).  
**Erdnuss**: Kartoffel, *Solanum tuberosum* (Altschweier, A. Bühl, Unterbühlertal und an anderen Orten des Unterlandes).  
**Eribeere** (*äribeeri*): dial. Erdbeere (Leiberstung, Sinzheim).  
**Ernäpfel**: Eine Apfelsorte (A. Bühl).  
**Eschbarklee** (*aeschbarklee*): Esparsette, *Onobrychis sativa* (Achdorf); *Eschberklee* (Rettigheim); *Eschbechlee* (Kandertal).  
**Eschbe, Eschber, Escher**: 1. Esche, *Fraxinus excelsior* (St. Märgen).  
 2. (*aeschber*): Esparsette, *Onobrychis sativa* (Forchheim, Weisweil).  
**Eschbez, Eschbeze** (*aesch-*): s. Eschber 2 (Endingen, Nordweil); s. a. Eschbarklee.  
**Essigbeere**: Berberitze, *Berberis vulgaris* (Kaiserstuhl); nach dem sauren Geschmack.  
**Essle**: 1. Brennessel, *Urtica* (A. Staufen, wol auch anderswo). 2. Taubnessel, *Lamium*: *wiißi Essle* = *Lamium album* (Muggenbrunn).  
 (Fortsetzung folgt.)

## Zum Tode Bernhards von Weimar.

Von Fridrich Pfaff.

**F**ür die im Jahr 1633 durch Landgraf Wilhelm V. von Hessen als Pflegstätte der reformierten Kirche gegründete Universität Kassel sind neben der Matrikel auch Annalen geführt worden, die über die Zeitereignisse manchen wertvollen Eintrag enthalten. Obwol die neue Universität erst 1653 mit der Marburger Hochschule vereinigt wurde, sind die Annalen doch nur bis 1639 geführt worden. Als letzter berichtet über

dies ereignisreiche Kriegsjahr der Rektor und Professor der Philosophie Augustin Nolthen aus Immenhausen. Zeitstimmen über die Umstände von Bernhards von Weimar Tod sind nicht bedeutungslos. Obwol durch die Untersuchung von Johann Czerny in den Programmen 1905 und 1906 des Staats-Ober-Gymnasiums zu Wiener-Neustadt genügende Klarheit geschaffen ist, dürfte es nützlich sein, den Abschnitt aus Nolthens Bericht nach dem von W. Falckenheiner in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, N. F. 18 (Kassel 1893) besorgten Abdruck, S. 271, 272 auch dem Oberrhein zugänglicher zu machen. Hier ist es klar und deutlich ausgesprochen, dass Bernhards Todesursache die Pest war, vor der er sich nach einem Brief an Generalmajor von Erlach vom 19. Mai 1639 aus Pontarlier zurückgezogen hatte. Nolthen ist doch Zeitgenosse; und wenn er seine Kenntniss auch nicht aus eigener unmittelbarer Beobachtung geschöpft haben kann, so gibt er doch hier wieder, was offenbar von vielen für richtig gehalten wurde und was nach Czernys Forschung auch richtig ist, nämlich dass Bernhard von Weimar durch die Pest und nicht durch Gift den Tod gefunden hat.

Caeterum, quoniam in bello ingenia heroica tam aliorum trophaeis, quam propriis suis victoriis ad majora conanda moventur ut plurimum, Bernhardus Dux Vinariensis (!) mente et et manu strenus cernens Imperatoris vires partim distractas, partim a se ducibus tam caesis tam captis dispersas, utque gloriosissima ter, quaterve iterata et in nucleum et medullam hostis obtenta victoria recte uteretur hostim persequendo, neque occasionem, cujus in bello magnum momentum est, negligeret ullam; Rheinfelda supra Basiliam et infra Brisaga Rheni praesidiis, Imperii clavibus, totius Alsaciae atque clericorum capistris nuper feliciter captis, commeatu et milite sat munitis; In Burgundiam suorum ante malorum fontem, hostis nidum et asylum (ne illic locorum dissipatorum reliquiae convolarent, seque meliori fortunae Duce Lotharingiae authore parere inciperent iterum) bigis et quadrigis contendit et victricibus suis armis, munitissimis aliquot etiam viriliter protectis locis occupatis, ad Sanctum Claudium, ut cum papicolis loquar, progreditur usque. Quo transitu firmissimo non sine magno damno aperto, tanquam alter Caesar per montem Jurae, jubente sic Galliarum rege per Sabaudiam in Italiam victriosum suum militem traducere potuisset facile; nisi consiliis forsan ad majora tentanda praevalidioribus revocatus seu fatis potius inde fuisset retractus inevitabilibus. Postquam n. S. Claudii<sup>1</sup> metropolis istius terrae expugnatione multorum animos ad obsequium flexisset, praesidiumque fortioribus locis imposuisset, reliquum exercitum ad diversionem absque dubio alibi faciendam festinato Colmariam reduxit. Sed hic mors praecox et immatura, statuente sic aliud Jehova, festinantem et in media victoriarum via currentem pedem sistere jussit et conatibus ejus ulterioribus finem imposuit. Correptus enim peste, qua exercitus tunc temporis

<sup>1</sup> St. Claude an der Bienne im Dep. Jura, Frankreich. Vergl. A. v. Gonzenbach, Der General H. L. v. Erlach I, 258.



affligebatur maxime<sup>2</sup>, non sine magno maerore et confederatorum et militum suorum Neuburgi XVII juli 1 hora VII. matutina obiit diem suum, cum exegisset trigesimum quintum annum, princeps, cui hoc seculo in bello gerendo vix parem Germania dederat. Exuviae ejus XIX. cum lugubri pompa Brisagam deductae, et finita oratione funebri, in Sacello Basilicae istius loci repositae fuere. Hujus obitum et abitum praematurum prae aliis Galliarum Rex, quod alias insuetum illic, cum tota sua aula lugubri ornatu condecoravit.

## Aus dem zweiten Bericht der Kommission für die Herausgabe von Wörterbüchern bayerischer Mundarten.

Die Arbeiten im Berichtsjahre 1914 nahmen ihren planmässigen Verlauf, bis die Mobilmachung und der Krieg eine Einschränkung der Tätigkeit auferlegte. Ein Rundschreiben gab Anweisungen zur Sammlung alles den gegenwärtigen Krieg betreffenden Sprachgutes. Dieser Aufruf fand besonders in Altbayern große Beachtung.

1. Bayerisch-österreichisches Wörterbuch. Zu Beginn des Berichtsjahres wurde vom 30. Januar bis 1. Februar in den Arbeitsräumen der Wiener Kommission die zweite Konferenz der Verfasser abgehalten. Diese beriet vor allem über die wichtige Frage der Anlage der Synonymenzettel, des Auszugs der Literatur, über den Stand der Wort- und Dialektgeographie und ganz besonders auch über die Reihenfolge der Artikel des kommenden Wörterbuches und die Ansetzung der Stichwörter. Wie im Vorjahr wurden auch im Berichtsjahre von den einlaufenden Beantwortungen lautgrammatische Auszüge angefertigt. In den kommenden Monaten wird das vorliegende Material ganz nach den in den Fragebogen vermerkten Einzelpunkten zerlegt werden. Dann kann auch der Abfassung der Synonymenlisten mehr Zeit als bisher gewidmet werden. Der nächste Jahresbericht soll auch Genaueres aus den Ergebnissen dieser Durcharbeitung des Materials bringen. Die Zettelzahl, die bis heute zu bewältigen ist, beläuft sich auf weit über 400 000. — An Fragebogen konnten in diesem Jahre zwölf abgefasst und an die Sammler geschickt werden: in der laufenden Reihe die Nummern 20/31. Die Fragebogen behandeln „Körperteile, Allgemeines“, „Hautkrankheiten“, „Brotbacken, Weißgebäck“. Im Manuskript fertig ist Fragebogen 32, der das auf die Begriffe „Hand, Arm“ bezügliche Wortmaterial abfragt und in Bände versandt werden kann. Im Entwurf abgeschlossen ist der Fragebogen „Schneiderei“ und eine Fragebogenreihe, welche die im Frühjahr blühenden Pflanzen behandelt. In Angriff genommen ist eine Reihe „Der Soldat, der Krieg“. Im Juli versandte die Kommission zusammen mit Fragebogen 25 u. ff. den Aufruf des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde zur Sammlung der deutschen Segen- und Beschwörungsformeln. Der Erfolg war sehr befriedigend. — Auch die Auszugsarbeiten für die ältere Literatur konnten im Berichtsjahre wenigstens eingeleitet werden. — Die Arbeiten für die Dialekt- und Wortgeographie konnten in den beiden letzten Monaten des Jahres auch durch einige Reisen in das Gebiet von Burghausen, Altötting, Neumarkt a. Rott, Massing, Eggenfelden, Erding, Aubing b. München, Bad Aibling, Miesbach und Umgebung wahrgenommen werden. Besonders wurde dabei auf folgende Fragen geachtet: Vertretung des mittelhochdeutschen *a*, *á*, des mittelhochdeutschen offenen *ä*, Diphthongierung der mittelhochdeutschen *o*-Laute. Außerdem wurde ein Verzeichnis der Zuschriften unserer Sammler angelegt, die irgendwie für die Auffindung von Mundartgrenzen Aufschluss geben können.

<sup>2</sup> Gonzenbach I, Urk. S. 190, Nr. 94.



Am 4. August sollte die erste gemeinsame Bereisung des Rottals bis Schärding zu Zwecken der Mundart- und Wortgeographie durch die wissenschaftlichen Arbeiter der Münchener und der Wiener Kommission erfolgen. Die Reise konnte infolge des Krieges nicht angetreten werden. — Das Material, das durch die Beantwortung der Fragebogen anfiel, ist in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle den Vorschriften der Belehrung gemäß auf den eingeführten Zettelblöcken verzeichnet. Nur für größere zusammenhängende Schilderungen, wie sie z. B. innerhalb der Hochzeitsfragebogen ausdrücklich erbeten waren, sind andere, größere Formate verwendet. Von der zweiten Jahreshälfte ab wurden den Sammlern, die nach eigenem Ermessen Material beizusteuern wünschen, besondere graue Blöcke zugestellt. Die tätige Liebe unserer Sammler zur Wörterbuch- und Heimatsache hat sich auch im Jahre 1914 bewährt und wird — dessen sind wir sicher — auch weiterhin anhalten, bis das Wörterbuch in vereinter Arbeit von Männern und Frauen aus dem Volk und von Gelehrten einem guten Ende zugeführt ist. — Heute besitzt das Bayerisch-österreichische Wörterbuch 270 tätige Sammler, darunter 42 Frauen. Einen schweren Verlust bedeutet der Tod des Hofrates Höfler, der sein volkskundliches und medizinisches Wissen bei der Beantwortung der Fragebogen in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hatte.

2. Rheinpfälzisches Wörterbuch. Die von Gymnasialrektor Dr. Georg Heeger, Würzburg, und Dr. Maußer verfasste „Belehrung für die Sammler des Rheinpfälzischen Wortschatzes“ konnte im Juli die Presse verlassen. Die von Dr. Heeger und Lehrer Theodor Zink, Kaiserslautern, verfasste Musterbeantwortung von Teilen des 1. Fragebogen in der Mundart von Westheim und Umgebung und Ulmet a. Glan konnte infolge der Kriegswirren erst im November gedruckt werden. Der 1. Fragebogen, der wie beim Bayerisch-österreichischen Wörterbuch „Kopf“ behandelt, wurde im März zusammen mit einem von Dr. Maußer verfassten Rundschreiben „An unsere rheinpfälzischen Sammler“ zur Vorbereitung versandt. Der Fragebogen 2, entworfen von Dr. Heeger, liegt handschriftlich vor und behandelt Wort und Brauch der rheinpfälzischen Osterzeit. Der Feststellung der Mundartgrenzen in der Rheinpfalz diene eine von Dr. Heeger in der Zeit vom 17. April bis 20. Mai unternommene Reise in das fränkisch-alemannische Grenzgebiet in der südlichen und südwestlichen Pfalz, sowie in den anliegenden Teilen von Elsass, Lothringen und Rheinpreußen. Es konnten die Grenzlinien zwischen erhaltenem und diphthongiertem, mhd. *i*, *û* und *iu*, zwischen verschobenem und unverschobenem *p* (*p/pf*-Linie) festgestellt und Beobachtungen zur Vertretung des mhd. *ei* gemacht werden. Außerdem wurde untersucht, wie weit das im Elsass für mhd. offenes *e*, gemeinpfälzisch *e* herrschende helle *a* in die Rheinpfalz hereinreicht. Diese Studienreise konnte Dr. Heeger nur unternehmen dank dem besonderen Entgegenkommen des K. Kultusministeriums, das ihm für die Dauer der Arbeiten am Rheinpfälzischen Wörterbuch einen mehrmonatlichen Urlaub für jedes Arbeitsjahr genehmigte. Dr. Maußer konnte seine im Vorjahre begonnenen Untersuchungen zum Haupt- und Nebensilbenvokalismus der Mundarten von Rheinzabern und von Kaulbach druckfertig abschließen. Die Zahl der Sammler ist von 200 im Dezember 1913 gestiegen auf 329 im Jahre 1914.

3. Ostfränkisches Wörterbuch. Der Stand der Vorarbeiten ist im wesentlichen derselbe wie im Jahre 1913. Zur Feststellung der ostfränkisch-oberrheinischen Grenze wurde eine Wortliste aufgestellt, die im kommenden Jahre den in der Grenzzone ansässigen Sammlern zur Beantwortung zugehen wird. Von dem Bankbeamten Hans Leygeber, München, erwarb die Kommission ein zehn Bände umfassendes, alphabetisch geordnetes, r. 20000 Wörter behandelndes Wörterbuch von Forchheim, das namentlich für die Synonymik und die Abfassung der Fragebogen gute Belehrungsdienste tut.